DER NATURALISTISCHE ROMAN IN FRANKREICH

Emile Zola

Digitized by Google

H. lit. P. 411 f

Digitized by Google

<36630699540010

<36630699540010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

AKADEMISCH-DRAMATISCHER-VEREIN
MÜNCHEN.

Der naturalistische Roman in Frankreich.

Digitized by Google

Von Leo Berg sind bisher erschienen:

Litterarische Volkshefte. Berlin 1887—89. Verlag von Richard Eckstein Nachf. (Hammer & Runge).

Deutsche litterarische Volkshefte. Berlin 1889—90. Verlag von Brachvogel & Ranft.

Die Moderne. Berlin 1891. Verlag von Karl Ringer & Sohn.

Henrik Ibsen und das Germanentum in der modernen Litteratur. Berlin 1887. Verlag von Richard Eckstein Nachf. (Hammer & Runge).

Ernst v. Wildenbruch und das Preußentum in der modernen Litteratur. Berlin 1888. Verlag von R. Eckstein Nachf. (Hammer & Runge).

Gottfried Keller oder Humor und Realismus. Berlin 1889. Verlag von Brachvogel & Ranft.

Haben wir überhaupt noch eine Litteratur? Großenhain und Leipzig 1888. Verlag von Baumert & Ronge. 2. Auflage 1889.

Das sexuelle Problem in der modernen Litteratur. Ein Beitrag zur Psychologie der modernen Litteratur und Gesellschaft. Berlin 1890. Sallisscher Verlag. 4. Auflage 1891.

Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst. In zwei Teilen. München 1892. Verlag der Münchener Handelsdruckerei und Verlags-Anstalt. M. Poeßl.

Moderne Lyrik. Eine deutsche Lyriker-Anthologie. Berlin 1892. Verlag von Leo Waldau.

In Vorbereitung befinden sich:

Zwischen zwei Jahrhunderten. Studien und Kritiken. Gesammelte Aufsätze.

Impressionen. Novellen.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Emile Zola.

Der naturaliſtiſche Roman in Frankreich.

Autoriſirte deutſche Ueberſetzung

von

Leo Berg.

Zola
L. natural.
Roman
in
Frankreich
166 g

Deutſche Verlags-Anſtalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1893.

Lit. f. 484.

Digitized by Google

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Vorwort des Ueberſetzers	VII
I. Stendhal	1
II. Balzac	65
III. Guſtave Flaubert	152
IV. Edmond und Julius Goncourt	273
V. Alphonſe Daudet	311
VI. Die modernen Romanſchriftſteller	408

Digitized by Google

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort.

Zur Zeit, als die Diskussion der Zolaschen Theorien noch auf der Tagesordnung stand, war es eine beliebte Methode, Zola den Theoretiker von dem Zola der Praxis, dem Romancier, gründlich zu scheiden. Es gab entschiedene Bewunderer des letzteren, die von jenem sich achselzuckend abwandten; und auch einige wenige überzeugte Anhänger des ersteren, denen der andere Zola nicht konsequent genug war.

Heute, da wir wieder am Abschluß einer Litteraturphase stehen und im stande sind, die jüngste Bewegung, den Naturalismus, zu überschauen, eine Litteraturrichtung, die, so einseitig sie immer gewesen ist, was man auch gegen sie sagen mag, doch dadurch, daß sie fast gleichzeitig an allen Ecken Europas die Geister zu bewegen begann, vielleicht eine der großartigsten Litteraturerscheinungen geworden ist und unserer Zeit einen so einheitlichen Ausdruck gegeben hat, wie ihn kaum eine andere besaß; — heute sind wir auch im stande, besser zu erkennen, wo bei den

Digitized by Google

Naturaliſten, und beſonders bei dem Altmeiſter und anerkannten Häuptling Zola, Theorie und Produktion zuſammenhängen, und wo zwiſchen ihnen der unheilbare Riß klafft. So viel ſteht wenigſtens feſt, daß man Zola den Theoretiker und Zola den Dichter weitaus nicht mehr ſo trennen darf wie ehemals. Ich glaube, man kennt ihn nicht vollſtändig, wenn man nur den einen oder andern gelten laſſen will. Dieſelben Eigenſchaften charakteriſiren zum Teil den einen wie den andern.

Man kann ein Bewunderer von Zolas theoretiſchen Schriften ſein, ohne auch nur einen einzigen ſeiner Sätze zu unterſchreiben. Ebenſo wie man den Romanſchriftſteller bewundern kann, ohne ſeine Lebenstendenzen zu billigen.

So beliebt der Romancier bei uns in Deutſchland iſt, die theoretiſchen Schriften Zolas ſind für das größere Publikum heute immer noch eine terra incognita. Man kennt ein paar Sätze aus naturaliſtiſchen Streitſchriften und Zeitungen; und das iſt alles.

Ich zweifle aber nicht, daß man auch für den Theoretiker — nicht den Parteiführer als ſolchen — bei uns Intereſſe gewinnen wird, wenn die kritiſch-wiſſenſchaftlichen Schriften Zolas den Deutſchen erſt in ihrer Sprache vorliegen werden. Und das beſtimmte mich zur Ueberſetzung und Herausgabe jener Schriften.

Digitized by Google

Zola, der Theoretiker ist eine der liebenswürdigsten und merkwürdigsten Erscheinungen, die man sich nur denken kann; weitaus nicht der wütende Parteigänger, den man in ihm zu sehen fürchtet. Allerdings rücksichtslos gegen seine Widersacher und feindliche Theorien — aber rücksichtslos wie ein Franzose eben rücksichtslos sein kann: zuvorkommend und dabei höflich und nie ganz blind gegen die Vorzüge seiner Gegner, und jedenfalls immer leicht bereit, in seiner Anerkennung soweit als irgend möglich zu gehen. Seine Haupttugend als Theoretiker besteht aber darin, die vorliegenden Verhältnisse so klar als möglich herauszuwickeln und so einfach als möglich darzustellen. Seine Analysen von Dichterwerken sind als Sachanalysen geradezu musterhaft. Besonders der vorliegende Band wird dem Leser treffliche Beispiele geben, die mein Urteil bestätigen.

Der Stil Zolas in diesen Schriften, ein wenig weitschweifig freilich, wie in den Romanen, ist ebenso reizvoll als der seiner Romane selbst; zuweilen recht wenig naturalistisch, sondern begeistert, rhetorisch, von verhaltenem Pathos beflügelt, liebenswürdig, ausgelassen, im Ernst wie im Scherz eine gewisse Recken-haftigkeit des Autors verratend. Das ist das Geheimnis dieses Stils; in einer Uebersetzung schwer oder gar nicht wiederzugeben. Zola hat die Eleganz des Franzosen und die plumpe Größe eines Riesen. Hier liegt ein Widerspruch in seiner Art, der unwiderstehlich reizvoll ist, und in dem auch zugleich der Grund liegt,

Digitized by Google

für die vielen verkennenden und sich widersprechenden Urteile über den Dichter und Kritiker.

Die Kenner Zolas werden die Schwierigkeit der Uebersetzung zu würdigen wissen und meine Arbeit milde beurteilen.

Ich beginne die Serie mit dem Band über den naturalistischen Roman, weil der mir am besten als Einleitung in die Bewegung zu dienen scheint. Er ist gleichsam das Postament, das Zola sich selbst aufrichtet, denn er schildert hier seine Vorgänger im naturalistischen Roman. Dieser Band ist aber auch einer der best geschriebenen und interessantesten, und im übrigen am wenigsten kritisch, meist beschreibend, aufbauend und positiv.

Er ist gleichsam die historische Einleitung zu den naturalistischen Hauptschlachten.

Die Anordnung der einzelnen Aufsätze entspricht in meiner Uebersetzung nicht ganz dem Original, sondern erfolgte, wo ich abwich, nach historischen Grundsätzen.

Berlin, den 1. Januar 1892.

Der Uebersetzer.

Digitized by Google

Stendhal.

I.

Stendhal ist gewissermaßen der am wenigsten gelesene und der am meisten tendenziös bewunderte und verleugnete Romanschriftsteller. Man hat noch nichts Entscheidendes über ihn geschrieben und er bleibt ein wenig legendär. Wiewohl ich stets eine große Vorliebe für sein Talent hegte und ihn zu studiren wünschte, habe ich dennoch lange Zeit gezaudert, ehe ich mich an die Arbeit machte, aus Furcht, die Gestalt des Schriftstellers nicht in ein freies und helles Licht stellen zu können. Aber die Rolle, die Stendhal in unserer modernen Literatur spielt, ist so bedeutend, daß ich es wagen muß, selbst auf die Gefahr hin, nicht so viel Klarheit, als ich gern wollte, über seine gesamten Werke zu verbreiten, die mit denjenigen Balzacs zusammen den modernen naturalistischen Roman begründet haben.

Man darf nicht verschweigen, daß Stendhal selbst noch bei Lebzeiten Gefallen daran fand, sich mit einem Geheimnisse zu umgeben. Er war kein gutmütiger Geist,

Digitized by Google

keine offene und gerade Natur von altem galliſchem Blute, die vor allem ruhig produzirte. Er verwirrte ſeine Arbeit durch allerlei Vernunftſchlüſſe und Fineſſen mit der Miene eines Diplomaten, der inkognito reiſt und ſich dabei ergötzt, ſich über das Publikum luſtig machen zu können. Er erfand Pſeudonyme, erſann Heimlichkeiten, deren Sinn er allein begreifen konnte. Natürlich ging das nicht ohne eine gewiſſe affektirte Geringſchätzung der Literatur ab.

Geboren im Jahre 1783, hatte er als Menſch des letzten Jahrhunderts, an deſſen Welt und Gedanken er gekettet war, ſich von unſerer großen literariſchen Produktion abgeſtoßen gefühlt, bildete ſich ein, daß man nicht von ſeiner Feder leben könnte, that im übrigen auch nichts hierfür und betrachtete daher die Literatur wie eine Erholung, ein geiſtiges Vergnügen und nicht wie einen Beruf. Er verſuchte ſich nach und nach in der Malerei, dem Handel und der Beamtencarrière; dann machte er den Feldzug von 1812 in unſerem Heere mit und widmete ſich ſchließlich der Diplomatie, zu der ihn die Bildung ſeines Geiſtes veranlagt hatte. Aber er befand ſich nur in einer beſcheidenen Stellung und war lange Zeit einfacher Konſul in Civita Vecchia, wo er auch ſtarb. Seine Zeitgenoſſen ſchildern ihn als weit ſtolzer auf ſeine Beamtenſtellung wie auf ſeinen Schriftſtellertitel. Man erzählt, als die Juliregierung ihn auszeichnete, hielt er darauf, daß dieſer Orden dem Konſul und nicht dem Romanſchriftſteller gelte.

Digitized by Google

Stendhal wollte ein Schriftsteller aus Liebhaberei sein, er unterschied sich so auch von jenem Gewimmel von Schriftstellern mit tintigen Fingern, vor denen er einen Abscheu hatte. Er wollte nicht zu ihnen gehören, und bewies gegen die Kunst die Geringschätzung eines St. Simon; er blieb in seinen eigenen Augen immer der Mensch des Handelns, der er stets zu sein gewünscht hatte. Man muß glauben, sein Werk sei nur das Anhängsel seines Lebens gewesen.

Dadurch ist das, was ich die Legende Stendhals genannt habe, entstanden. Wiewohl er selbst über sich geschrieben hat und seine Zeitgenossen ihn unbehelligt ließen, ist doch der Mensch in ihm sehr wenig erkannt; man mißtraut ihm, man fürchtet beständig eine Mystifikation bei diesem merkwürdig gearteten Geiste, der immer die Menge zu täuschen scheint, wie ein Diplomat einen König täuschen würde, bei dem er als Gesandter dient. Ich habe alles gelesen, was über Stendhal erschienen ist, aber ich erkläre, daß ich dabei nicht weiter gekommen bin; die Zeitgenossen, wie St. Beuve, von denen ich noch sprechen werde, haben ihn nur obenhin beurteilt. Er verriet sich kaum, und man gab sich keine Mühe, in seine Art einzudringen. Heute ist die Aufgabe noch schwieriger geworden. Ich weiß wohl, daß es die Hauptsache ist, die Dinge naiv zu nehmen und sich nicht durch alle seine Kniffe verwirren zu lassen, sich zu sagen, daß schließlich die Maschinen mit den meisten Räderwerken oft den einfachsten Motor verbergen; das heißt, ich will die Sache anders machen,

Digitized by Google

ich habe nur am Anfang den Stand der Frage feststellen wollen, indem ich zeigte, wie wenig wir infolge jener Verstellungen und Verwirrungen, in denen er sich nach Art seines ganzen Naturells ohne Zweifel gefallen hat, heute noch von Stendhal wissen.

Es bleibt nichts übrig, als ihn in seinen Werken zu suchen. Da ist das sicherste Mittel, zu einiger Wahrheit zu gelangen, denn die Werke sind Zeugen, die niemand zurückweisen kann. Indessen muß man sagen, daß die Werke Stendhals die Schwierigkeit über ihn heute nur verdoppelt haben. Sie sind in dem verschiedensten Sinne beurteilt worden, man hat sie verleugnet und anerkannt, ohne daß über sie ein genaues Urteil feststeht, das dem Autor endgiltig seinen Platz einräumte. Wir finden sogar hier ie Legende wieder. Unter den Künstlern citirt man oft das Wort Stendhals: „Jeden Vormittag lese ich eine Seite des Gesetzbuches, um den Ton zu treffen." Und das genügt, daß man ihn unter den Romantikern verabscheute, während einzelne Gegner der triumphirenden Phrase jenes Wort beifällig aufgenommen hatten. Die Bemerkung mag gesagt und geschrieben sein, aber sie genügt doch wahrhaftig nicht, um einem Schriftsteller die Etikette aufzudrücken. Ich erachte, daß das Studium der Rolle, welche Stendhal in der Bewegung von 1830 gespielt hatte, die Geschichte dieser Bewegung sehr aufklären würde. Denn Stendhal hat sich anfangs auf die Romantik gestützt; später hat er sich von ihr getrennt, als die lyrische Aus-

Digitized by Google

schweifung der großen Poeten endgiltig triumphirt hatte. Man hat kein Recht heute zu glauben, daß Viktor Hugo die Romantik in allen Stücken geschaffen habe, gleichsam als hätte er den Ausdruck in seiner eigenen Originalität erst geschaffen. Die Wahrheit ist im Gegenteil vielmehr die, daß er alles vorgebildet gefunden, und daß er es nur mit Hilfe seiner gewaltigen rhetorischen Talente erobert hat. Das ist seine That, er hat die Romantik seinem Despotismus unterjocht. Auch hat man gesehen, daß sich die originellen Geister, welche sich nicht wollten aussaugen lassen, von ihr losgesagt hatten. Stendhal, welcher zwanzig Jahre älter als Viktor Hugo ist, blieb in den Traditionen des achtzehnten Jahrhunderts und machte sich lustig über die neue Sprache mit all ihren Albernheiten und ihrer Flut von Beiwörtern, die er für unnütz hielt, und für Verzierungen und Ausschmückungen, durch welche die alte französische Sprache nur ihre Klarheit und Lebendigkeit verloren hatte. Fügen wir hinzu, daß der Einfluß der Gefühlsduselei und der Charaktertypen, der Wahnsinn und die Humanitätslehre jener Werke ihn noch mehr verletzten, er wollte wohl die philosophische Entwicklung und die Revolution in den Ideen, aber es widersprach seiner ganzen Natur, jene Karnevalempörung mitanzusehen, welche die alten Griechen und Römer als mittelalterliche Ritter auf die Bühne brachte. Daher sein Wort über das Gesetzbuch, das noch heute die Künstler gegen ihn aufbringt, und das für viele Leute das Charakteristikum seines Talentes geblieben ist. Wahr-

Digitized by Google

haftig, das Dokument ist winzig, und ich wiederhole es, wir stehen noch immer in der Legende.

Man hat wenig über Stendhal geschrieben, besonders, wenn man es mit der ungeheuren Menge von Artikeln und Büchern vergleicht, die wir über Balzac besitzen. Ich kenne nur drei Studien, welche Stendhal gewidmet sind, die wirklich in Betracht kommen; nämlich diejenigen von Balzac, St. Beuve und Taine. Seine Bedeutung ist schwer festzustellen, Balzac und Taine sind für ihn, St. Beuve ist gegen ihn, und ich füge hinzu, daß alle drei nicht tief in den Gegenstand einzudringen schienen, daß jeder den Romanschriftsteller von einer Seite sieht, ohne ihn in seiner wahren Gestalt und in der Rolle, die er gespielt hat, zu zeigen. Wenn man alle drei Studien gelesen hat, bleibt man ungewiß, man findet nirgends ein volles Genügen und fühlt sehr wohl, daß Stendhal Einem noch immer entschlüpft.

Die Studie Balzacs ist im Enthusiasmus geschrieben, er bewundert alles und lobt seinen Rivalen in großartigen Worten, und diese Bewunderung war aufrichtig, denn man findet sie in seiner Korrespondenz wieder. Am 29. März 1839 schrieb er an Stendhal, nachdem er die Episode der Schlacht von Waterloo in dem „Constitutionel" gelesen hatte: „Das ist wie Borgognone und Wouvermans, Salvator Rosa und Walter Scott." Als er dann das Buch selbst gelesen hatte, schrieb er am 6. April aufs neue: „‚Die Chartreuse' ist ein großes und schönes Werk, ich sage es ohne Schmeichelei und ohne Neid, denn

Digitized by Google

ich wäre dessen unfähig, und was nicht unser eigenes Handwerk ist, kann man ja frei loben. Ich mache eine Freske und Sie bilden italienische Statuen ... Da ist alles originell und neu ... Sie haben die Seele Italiens gemalt." Das ist alles voll guten Glaubens und edler Begeisterung, aber ich gestehe, daß ich die der Freske entgegengesetzten italienischen Statuen nicht verstehe, und andrerseits überraschen und verwirren mich die Borgognone, die Wouvermans, die Salvator Rosa und die Walter Scott, jener Mischmasch von Namen. Als Kritiker, denke ich, sollte man klare Vorstellungen haben. Balzac hatte ein starkes Gefühl von der Größe Stendhals. Er hat es versucht, uns seine Bewunderung mitzuteilen, ohne uns doch die Persönlichkeit des Romanschriftstellers zeigen zu können und ohne mit dem Finger den Mechanismus jenes seltenen, am Anfang des Jahrhunderts in der französischen Literatur arbeitenden Geistes zeigen zu können.

Wenn wir uns nun zu St. Beuve wenden, finden wir eine Studie voller geistreicher Aperçus, die den Gegenstand umschreibt, ohne ihn zu erschließen. Sie ist unbedeutend und gehaltlos; dennoch hat sich St. Beuve eines Tages gegen Stendhal so weit hinreißen lassen, ein entscheidendes Urteil zu äußern, was ihm selten passirte. Er schrieb in einem Taine gewidmeten Artikel: „Einmal nennt Taine Stendhal, er will ihn vor allem in seinem Buche über die Philosophen anführen und will ihn mit Worten großartigsten Lobes (‚Großer Romanschriftsteller', ‚Der größte Psycholog des Jahrhunderts') charakteri-

Digitized by Google

siren. Soll ich so weit gehen, Taine daran zu erinnern, daß er in seinen Urteilen gegen die Modernen mehr Strenge anwende, dann würde ich sagen, der ich Stendhal gekannt habe, daß ich Geschmack an ihm finde, und daß ich erst kürzlich seine kanonisirten Romane wieder las, oder doch versuchte, sie wieder zu lesen (Romane, die trotz reizender Stellen doch immer fehlerhaft geblieben sind, alles in allem doch scheußliche Romane!); — ich müßte sagen, daß es mir unmöglich sei, so weit in meiner Bewunderung zu gehen, wie man sie heute für diesen zwar scharfsinnigen, feinen, durchdringenden und anregenden, aber doch zusammenhangslosen, affektirten und erfindungsarmen Geist zu haben vorgibt." Das Wort ist ihm entschlüpft: die Romane Stendhals sind scheußlich.

Uebrigens erklärt St. Beuve, daß er die „Reise um mein Zimmer" von Xavier de Maistre vorziehe. Hier stoßen augenscheinlich zwei verschiedenartige Temperamente zusammen. Man muß St. Beuve zurückweisen, der sich bei seiner Abschätzung, trotz der Feinheit seiner gewöhnlichen Analyse, nur an die Außenseite hält. Ohne Zweifel ist Stendhal zuweilen zusammenhangslos und gewiß ist er auch zuweilen affektirt; aber daraus schließen, daß seine Romane abscheulich sind, ohne andere Gründe beizubringen, und ohne sich Mühe zu geben, tiefer einzudringen, das heißt eine Verurteilung ins Blaue hinein wagen, das heißt mindestens, ein rohes Urteil abgeben und es verabsäumen, uns die Motive kennen zu lehren. Die Studie St. Beuves ist das Geschwätz

Digitized by Google

eines Gelehrten, den eine der seinigen entgegengesetzte Natur empört; sie erklärt nichts und kann uns auch zu keinem abschließenden Urteile verhelfen.

Mit Taine kommen wir zur absoluten Bewunderung; ich weiß wohl, daß seine im Jahre 1866 in seinen „Essais über Kritik und Geschichte" veröffentlichte Studie über Stendhal für ihn nicht vollständig und beendet war. Er hat sie wieder aufnehmen und erweitern wollen, denn er betrachtet sie für eines Stendhal unwürdig. Aber wir finden hier wenigstens die Gründe seiner Bewunderung sehr klar ausgedrückt. Er schließt mit folgenden Zeilen: „Ich suche nach einem Worte, um die Art des Stendhalschen Geistes zu kennzeichnen; und dieses Wort ist, scheint mir, ‚überlegener Geist'." Von hier geht er aus, und indem er seinen systematischen Prozeß anwendet, bezieht er alles auf dieses eine Wort oder leitet wenigstens alles von ihm ab, was er in der Persönlichkeit Stendhals findet. Ich will mich auf folgendes Citat beschränken. Er hat eben erklärt, daß Viktor Hugo ein Maler und Balzac ein Physiolog der moralischen Welt sei, und fügt dann hinzu: „In der unbegrenzten Welt wählt sich der Künstler seine Welt, diejenige Stendhals umfaßt nur die Gefühle, die Charakterzüge und die Veränderlichkeiten der Leidenschaft, kurz, das Leben der Seele." Das ist alles, und darin hat sich die Bewunderung Taines erschöpft. Der Philosoph, der in ihm ist, hat sofort seinen Romanschriftsteller in dem Ideologen Stendhal, wie dieser sich einmal selbst nennt, in dem Psychologen

Digitized by Google

wiedergefunden, dem wir „Le Rouge et le Noir“ und „La Chartreuse de Parme“ verdanken. Von demselben Punkte will ich gleichfalls ausgehen, nur daß ich nicht wie Taine schließen werde, der bei Gelegenheit des Julian Sorel sagt: „Solche Charaktere sind die einzigen, welche uns heute noch zu interessiren vermögen.“ Die litterarische Form ist heute reifer. Und sogar, wenn man Stendhal an die Spitze der Bewegung stellen wollte, müßte man doch seine Bedeutung genau feststellen und nicht infolge eines philosophischen Vorurteils den Weg hinter ihm absperren. Nach den überfließenden Lobeserhebungen Balzacs, nach dem empörten Geschwätz eines St. Beuve ist es Zeit, glaube ich, daß man versucht, über Stendhal die Wahrheit zu sagen, indem man ohne irgend welche Parteinahme ihn analysirt und ihm seine wahre Stellung in der Litteratur des Jahrhunderts einräumt.

Bei ihrem Erscheinen haben die beiden Hauptromane Stendhals: Le Rouge et le Noir (1831) und La Chartreuse de Parme (1838) keinen Erfolg gehabt. Die so schmeichelhafte Studie Balzacs konnte das große Publikum nicht veranlassen, sie zu lesen; sie würden in den Händen der Gelehrten geblieben sein und noch wären sie wenig gelesen. Da kam gegen 1850 eine Art von Auferstehung. Darüber war St. Beuve sehr erstaunt und zeigte sich schließlich ganz wütend. Damals lancirte Taine, womit er ohne Zweifel die Meinung der Freunde, die er in der Gruppe der Normalschule kennen

Digitized by Google

gelernt hatte, ausdrückte, das Wort vom großen „Romanschriftsteller“ und vom „größten Psychologen“ des Jahrhunderts. Seit damals gab man vor, Stendhal sehr zu bewundern, doch ohne ihn mehr zu lesen und besser zu beurteilen. Der Streit besteht hier zwischen den Künstlern, die ihn verleugnen und den Logikern, die über ihn entzückt sind.

Ich will in ihm nur den Romanschriftsteller studiren und will mich sogar nur an zwei seiner Romane halten: Le Rouge et le Noir und La Chartreuse de Parme, ohne mich um seine zahlreichen Novellen zu kümmern und ohne mich bei seinem ersten Werk: „Armance, Scenen aus einem Pariser Salon“, das im Jahre 1827 veröffentlicht wurde, weiter aufzuhalten.

II.

Um mir meine Analyse zu erleichtern, will ich zunächst das Talent Stendhals charakterisiren, dann mich der Prüfung seiner Werke zuwenden, und mein Urteil auf Beispiele stützen; das heißt nämlich, seine Aufgabe umkehren, denn ich will zunächst hier eine Schlußfolgerung aus den Notizen wiedergeben, die ich bei der erneuten Lektüre von Le Rouge et le Noir und La Chartreuse de Parme mir gemacht habe. Aber ich glaube, daß dies die einzige Art ist, verständlich zu sein.

Stendhal ist vor allen Dingen Psychologe, Taine

Digitized by Google

hat sein Gebiet richtig erklärt, als er sagte, daß er sich nur für das Seelenleben interessirte. Für Stendhal besteht der Mensch nur aus dem Kopfe, die übrigen Organe zählen nicht mit. Ich verteile die Gefühle, Leidenschaften und Charaktere wohl geordnet auf das Gehirn, auf die denkende und die handelnde Materie. Er fügt nicht hinzu, daß die übrigen Teile des Körpers auch einen Einfluß auf dieses vornehme Organ hätten, oder wenigstens erscheint ihm dieser Einfluß weder stark noch würdig genug, sich darum zu bekümmern. Im übrigen gibt er sich selten Rechenschaft über das Milieu, ich meine die Atmosphäre, in welcher er sich bewegt. Die äußere Welt existirt kaum, er bekümmert sich weder um das Haus, in welchem sein Held herangewachsen ist, noch um den Himmelsstrich, in welchem er gelebt hat. Darin besteht eben alles in allem seine ganze Formel: Das Studium des Mechanismus der menschlichen Seele bloß um des Mechanismus willen, eine rein philosophische und moralische Studie des nur in seinen Geistes- und Gemütsfähigkeiten betrachteten und von der Natur abstrahirten Menschen.

Das ist alles in allem die Vorstellung der beiden letzten klassischen Jahrhunderte gewesen. Ohne Zweifel haben sich die Hauptideen über den Menschen, die Dogmen, ändern können; aber wir befinden uns doch immer einer Metaphysik gegenüber, die den Menschen wie etwas Abstraktes studirt, ohne die Thätigkeit zu untersuchen, welche die Räder der menschlichen Maschine und die ganze Natur augen-

Digitized by Google

ſcheinlich auf ſie ausübt. Selbſt Taine kommt zu dem Schluß, Stendhal mit Racine zu vergleichen. „Stendhal," ſagt er, „iſt der Schüler der Ideologen, der Freund Tracys, und jene Meiſter der Analyſe haben ihn die Wiſſenſchaft der Seele gelehrt. Man lobt oft an Racine die Kenntnis der Bewegungen des Herzens, ſeiner Widerſprüche und ſeiner Thorheit; und man kann nicht ſagen, daß die Beredſamkeit und Eleganz, die er beſitzt, daß die Kunſt zu entwickeln oder daß die gelehrte und detaillirte Erklärung, welche jede ſeiner Perſonen über ihre Gefühle abgibt, ihnen einen Teil ihrer Wahrheit nähme. — Stendhal hat nicht dieſen Fehler; das Genre, welches er gewählt hat, bewahrt ihn davor." Die Parallele mag zunächſt überraſchen, aber ſie iſt doch ganz genau zutreffend. Bei dem tragiſchen Poeten, wie bei dem Romanſchriftſteller iſt der Prozeß ein und derſelbe, nur daß er mit verſchiedenen Kunſtmitteln angewendet wird. Das iſt immer, ich wiederhole es, eine Pſychologie, die ſich von aller Phyſiologie und aller Naturwiſſenſchaft losgeſagt hat.

In jedem Pſychologen ſteckt ein Ideologe und ein Logiker, und das iſt es auch, was Stendhal ſeine Größe gibt. Man muß ihn beobachten, wie er von einer Idee ausgeht, um darauf das Aufblühen einer ganzen Gruppe von Ideen zu zeigen, die auseinander entſtehen, ſich verwickeln und auflöſen.

Nichts iſt feiner, tiefer und überraſchender als dieſe ewige Analyſe, er gefällt ſich darin, und nimmt in jeder Minute das Gehirn ſeiner Perſon

Digitized by Google

auseinander, um die kleinsten Falten zu zeigen. Niemand hat in einem solchen Grade den Mechanismus der Seele gekannt; eine Idee äußert sich, und das ist das Rad, welches alle andern in Schwung bringt. Dann entsteht eine Idee hier, eine andere dort, wieder andere und immer wieder neue. Und nun ein Gedränge, ein Auf- und Niedertauchen, dann organisirt sich die Arbeit allmälich, vollendet sich und zeigt schließlich die ganze Seele mit ihren Leiden, Gefühlen und Eigenheiten. Damit füllt er die Seiten, und man kann sagen, daß sein Werk in dieser Analyse besteht. Der Logiker führt seine Person mit der äußersten Strenge unter den scheinbar widersprechendsten Verirrungen vor. Man sieht, wie er immer kalt und aufmerksam der Bewegung seiner Maschine folgt. Jeder Charakter, den er geschaffen hat, ist eine Psychologenarbeit, die er über den Menschen anstellt; er erfindet eine Seele mit gewissen Gefühlen und gewissen Leidenschaften, stellt sie in eine Reihe von Thatsachen hinein und begnügt sich damit, das Funktioniren dieser Seele unter den gegebenen Umständen aufzuzeichnen. Stendhal ist für mich kein Beobachter, der von der Beobachtung ausgeht, um mit Hilfe der Logik zur Wahrheit zu gelangen; das ist ein Logiker, der von der Logik ausgeht und zuweilen zur Wahrheit gelangt, trotzdem er manchmal über die Beobachtung hinausgeht.

Man nennt sehr oft Stendhal mit Balzac zusammen und scheint den Abgrund, der zwischen ihnen besteht, nicht zu sehen. Taine, der sie vergleicht,

Digitized by Google

bleibt in diesem Punkte etwas oberflächlich; er gibt Stendhal die Psychologie und das Leben der Seele, und hinsichtlich Balzacs fügt er hinzu: „Was sah Balzac in seiner menschlichen Komödie? Alles, meint man, ja, aber als Gelehrter, als Psycholog der moralischen Welt, als Doktor der ‚Moralwissenschaften', wie er sich selbst genannt hatte. Und daher kommt es, daß seine Erzählungen Theorien sind, daß der Leser immer zwischen zwei Romanseiten eine akademische Vorlesung findet und daß die Abhandlung und der Kommentar die Schwäche seines Stiles werden." Ich begreife vor allem die Folgerung nicht, welche der Kritiker hier zieht. Ein Doktor der Sozialwissenschaft braucht doch nicht Abhandlungen und Kommentare zu schreiben, es genügt, daß er darlegt. Taine zeichnet die Natur von Balzacs litterarischem Charakter und behandelt sie grundlos als den verhängnisvollen Fehler seiner Ausdrucksform. Wahr daran ist nur, daß Balzac als Gelehrter von der Studie des Gegenstandes ausging; seine ganze Arbeit baute sich so auf dem Studium der menschlichen Schöpfung auf, er sah sich ebenso wie der Zoologe dazu gezwungen, alle menschlichen Organe, sowie das Milieu mit in die große Rechnung zu ziehen. Man muß ihn in dem Sezirsaal sehen, mit dem Scalpell in der Hand, wie er konstatirt, daß es nicht nur ein Gehirn im Menschen gibt, wie er ahnt, daß der Mensch eine in der Sonne blühende Pflanze ist, und wie er sich so aus Liebe zur Wahrheit verpflichtet hält, ihn in seiner ganzen Gestalt zu

Digitized by Google

zeigen, in seiner wahren Thätigkeit und unter dem Einfluß der ganzen großen Welt. Dagegen bleibt Stendhal in seinem Philosophenstübchen, setzt Ideen in Bewegung, kennt vom Menschen nur den Kopf und rechnet jede Bewegung des Gehirns nach. Er schreibt keinen Roman, um ein Stück Wirklichkeit, Wesen und Dinge zu analysiren, er schreibt einen Roman, um seine Theorien über die Liebe und das System des Condillac über die Bildung von Ideen anzuwenden. Das ist der große Unterschied, der zwischen Balzac und Stendhal besteht, das ist der hauptsächlichste, und der entstammt nicht zwei entgegengesetzten Temperamenten allein, sondern noch weit mehr zwei verschiedenartigen Weltanschauungen.

Kurz, Stendhal ist das eigentliche Bindeglied zwischen unserem modernen Roman und dem des achtzehnten Jahrhunderts. Er war sechzehn Jahre älter als Balzac und gehörte einer andern Epoche an, ihm verdanken wir es, daß wir die Romantik überspringen können und mit dem alten französischen Geiste wieder Berührungspunkte haben. Aber, was ich vor allem betonen will, das ist seine Geringschätzung gegen den Körper, sein Verschweigen der physiologischen Elemente im Menschen, sowie der Bedeutung, welche die Umgebung für diesen hat. Wir werden allerdings sehen, daß er in der „Chartreuse de Parme" mit der Rasse zu rechnen weiß, er sollte so den ersten Schritt thun, um uns wahre Italiener, nicht verkleidete Franzosen zu geben; nur daß niemals das Land, das Klima, die Tagesstunde, die Zeit, die er

Digitized by Google

angibt, mit einem Worte, die Natur eine Rolle ſpielt und keinen Einfluß auf die Perſon ausübt. Der moderne wiſſenſchaftliche Geiſt hat ihn augenſcheinlich noch nicht ergriffen. Er bleibt in einer beabſichtigten Abſtraktion, trennt das menſchliche Weſen von der Natur und erklärt dann, daß die Seele allein vornehm ſei und allein Bürgerrecht in der Literatur hätte, und deshalb nennt Taine ihn als einen Logiker und einen überlegenen Geiſt. Für mich ſteht er unter den anderen, weil er nur die geiſtige Maſchine, nur den reinen Geiſt gelten läßt. Man muß ſagen, daß er um ſo verkehrter wird, je mehr er die Natur verachtet, den Menſchen zerſtückelt und ſich auf die philoſophiſche Abſtraktion beſchränkt. Für mich iſt er mit einem Worte der einſeitigere.

Man muß Gewicht darauf legen, denn das iſt ein intereſſanter Punkt. Man nehme eine Perſon aus Stendhal, es iſt eine ſorgfältig aufgeſtellte Maſchine des Geiſtes und des Gemütes. Dagegen nehme man eine Perſon aus Balzac, es iſt ein Menſch mit Fleiſch und Bein, mit der Bekleidung und der Luft, die ihn umgibt. Wo iſt die Schöpfung vollkommener, wo iſt das Leben? Bei Balzac augenſcheinlich. Gewiß, ich habe die höchſte Bewunderung für den ſo ſcharfſinnigen und originellen Geiſt eines Stendhal; aber er amüſirt mich, wie ein genialer Mechaniker, der eine ſehr feine Maſchine vor meinen Augen in Bewegung ſetzt; während Balzac durch die Macht des Lebens, die er darſtellt, mich ganz gewaltig packt.

Digitized by Google

Ich habe kein Verständnis für das Hoch und Niedrig beim Menschen; man sagt mir, daß die Seele das Hoch und der Körper das Niedrig sei. Warum das? Ich kann mir die Seele ohne den Körper nicht vorstellen und nehme sie beide zusammen. In wiefern ist zum Beispiel Julian, der eine rein spekulative Schöpfung ist, erhabener als Baron Hulot, der ein lebendes Geschöpf ist? Der eine denkt, der andere lebt, ich ziehe den letzteren vor. Wenn man den Körper lostrennt und nicht mit der Physiologie rechnet, dann hat man auch nicht mehr die Wahrheit selbst; denn ohne mich auf philosophische Probleme einzulassen, es ist doch wahr, daß alle Organe ein tiefes Echo im Geiste haben und daß ihr mehr oder weniger geregeltes Spiel den Gedanken regulirt oder ablenkt. Ebenso verhält es sich mit dem Milieu; es besteht und hat einen augenscheinlichen und beträchtlichen Einfluß, und es gibt nichts Höheres, um jenes verachten zu dürfen, und nicht in die Thätigkeit der menschlichen Maschine eingreifen zu lassen.

Das also ist die Antwort, welche man den Gegnern der naturalistischen Form erteilen kann, wenn sie den modernen Romanschriftstellern vorwerfen, daß sie sich bei dem Tierischen im Menschen aufhielten und die Beschreibungen anhäuften. Unser Heros ist nicht der reine Geist, der abstrakte Mensch des achtzehnten Jahrhunderts, es ist vielmehr der physiologische Gegenstand der modernen Wissenschaft, ein Wesen, das aus Organen zusammengesetzt ist, und sich in einem Milieu bewegt, von dem es in jeder Stunde durch-

drungen ist. Daher muß man mit der ganzen Maschine und der äußeren Welt rechnen. Die Umschreibung ist nur eine notwendige Vervollständigung der Analyse. Alle Empfindungen haben ihren Einfluß auf die Seele, bei jeder ihrer Bewegungen wird die Seele mit fortgerissen oder gedämpft durch das Gesicht, das Gehör, den Geruch, den Geschmack oder das Gefühl. Die Annahme einer losgetrennten Seele, die ganz allein im Leeren arbeitet, führt zu Verirrungen. Das ist psychologischer Mechanismus, aber nicht mehr das Leben. Ohne Zweifel kann man mit dem Naturalismus in der Beschreibung zumal Mißbrauch treiben; die Virtuosität verführt zuweilen die Künstler, man wetteifert mit den Malern, um die Geschmeidigkeit und den Glanz seines Stils zu zeigen, aber dieser Mißbrauch verhindert doch nicht, daß die klare und deutliche Angabe des Milieus und das Studium seines Einflusses auf die Personen wissenschaftlich eine Notwendigkeit sei.

Ich will, um mich deutlicher zu erklären, ein Beispiel herausgreifen: Es gibt in „Le Rouge et le Noir" eine berühmte Episode, jene Scene, in welcher Julian eines Abends unter den schattigen Zweigen eines Baumes an der Seite der Frau von Rénal sitzt und durchaus ihre Hand ergreifen will, während sie sich mit Frau Derville unterhält. Das ist ein kleines stummes Spiel von großer Wirkung, und Stendhal hat hier wunderbarerweise die Seelenzustände beider Personen analysirt. Nun macht sich aber das Milieu nirgends geltend, wir könnten ganz gleich-

Digitized by Google

giltig wo und ganz gleichgiltig unter welchen Umständen uns befinden, die Scene würde doch dieselbe bleiben, vorausgesetzt, daß es nur dunkel wäre. Ich begreife vollkommen, daß Julian in der Willensanspannung, in welcher er sich befindet, von dem Milieu unberührt bleibt. Er sieht nichts, er hört nichts, er fühlt nichts, er will nur die Hand der Frau von Rénal ergreifen und sie in der seinigen halten. Aber Frau von Rénal sollte doch dagegen all den äußeren Einflüssen unterliegen. Man gebe diese Episode einem Schriftsteller, für welchen das Milieu besteht, und er wird bei der Eroberung dieser Frau die Nacht eintreten lassen mit ihren Düften, ihren Klängen und ihrer weichen Wollust. Und dieser Schriftsteller wird sich in der Wahrheit befinden, sein Gemälde wird das vollkommenere sein.

Es handelt sich nicht darum, ich wiederhole es, Phrasen zu schreiben, sondern jeden Umstand aufzuzeichnen, welcher das Spiel der menschlichen Maschine bestimmt oder modifizirt. Nun gut, diese Eigentümlichkeit will ich in sämtlichen Werken Stendhals aufweisen. Beweis für seine Ueberlegenheit wird man wiederholen! Warum das? Er ist kein Rhetoriker und das ist um so besser für ihn, aber er bleibt in der Abstraktion; und ich sehe nicht ein, inwiefern das ihn über diejenigen stellen kann, welche sich in der Wahrheit befinden. Es gibt keinen Grund dafür, daß ein Psycholog einen höheren Rang einnehmen sollte, als ein Physiolog.

Welches ist nun also der Geniestreich Stendhals?

Digitized by Google

Für mich besteht er in der Eindringlichkeit der Wahrheit, die er oft mit seinem Psychologenwerkzeug, das so unvollkommen und so systematisch ist, als es nur sein kann, erreicht. Ich habe gesagt, daß ich in ihm keinen Beobachter sehe, er beobachtet nicht und malt demnach nicht einfach die Natur. Seine Romane sind Arbeiten des Kopfes und einer durch einen philosophischen Prozeß verfeinerten Menschlichkeit. Er hat wohl die Welt gesehen und zwar oft; nur verlebendigt er sie nicht in ihrer wirklichen Allmählichkeit, sondern unterwirft sie seinen Theorien und malt sie kraft seiner eigenen sozialen Auffassung. Und nun kommt es, daß dieser die Wirklichkeit mißachtende und in seine Logik ganz verrannte Psycholog durch die rein geistige Spekulation zu Wahrheiten gelangt ist, wie sie nie vor ihm ein Romanschriftsteller gewagt hat. Das ist es, was mich für ihn begeistert. Ich gestehe, daß mich seine analytischen Feinheiten, jener ewige Pendelschlag, den er im Innern seiner Personen hören läßt, wenig berühren. Die Bewegung erscheint mir bisweilen zweifelhafter Natur, und im übrigen ist das kein volles und freies Leben. Philosophen mögen in Entzückung darüber geraten, aber ein Geist, der das liebt, was ist, und was sich täglich unter seinen Augen begibt, wird sich immer unbehaglich fühlen, wenn er sich in mehr oder weniger paradoxe Theorien verwickelt sieht. Doch plötzlich entstehen Scenen bei ihm, und das Leben spricht. Von diesem Gesichtspunkte aus ziehe ich „Le Rouge et le Noir" der „Chartreuse de Parme" vor. Ich kenne nichts Erstaunlicheres als die erste

Digitized by Google

Liebesnacht Julians und des Fräuleins von La Môle. Das ist eine Verlegenheit, ein Mißbehagen, eine Schuld, dumm und grausam zugleich und von einer seltenen Gewalt, so viele Thatsachen scheinen das Leben zu verkündigen. Gewiß, das ist nicht beobachtet, sondern abgeleitet, nur daß sich der Philosoph von seinen mühsamen verwickelten Arbeiten losgelöst hat, um mit einem Sprunge zur einfachen Wahrheit zu gelangen, ich will sagen zur Dummheit des Wahren. Ich könnte so noch zwanzig Stellen anführen, in welchen er zu Beobachtungen von außerordentlicher Richtigkeit gelangt und zwar allein durch die Logik. Niemand vor ihm hat die Liebe mit mehr Wahrheit gemalt. Wenn er sich nicht in sein System verwickelt, dann bringt er Dokumente bei, welche alle vorgefaßten Ideen verwirren und plötzlich Wahrheiten schaffen. Man denke an die Abhandlungen über die Liebe, an die Abgeschmacktheit der Romane und vergleiche damit die so klare und unerbittliche Analyse eines Stendhal. Darin besteht seine wahre Größe. Wenn er einer unserer Meister ist, wenn er an der Spitze der naturalistischen Bewegung steht, so kommt das nicht daher, weil er nur ein Psychologe ist, sondern vielmehr deshalb, weil der Psycholog in ihm trotz seiner Theorien und ohne Zuhilfenahme der Physiologie und unserer Naturwissenschaften doch Kraft genug gehabt hat, die Wirklichkeit zu erfassen.

Schließlich also ist Stendhal der Uebergang zum Roman und steht zwischen der metaphysischen Auffassung des achtzehnten und der wissenschaftlichen Auf-

Digitized by Google

faſſung unſeres Jahrhunderts. Wie die Schriftſteller der beiden Jahrhunderte, welche hinter ihm liegen, verläßt auch er das Gebiet der Seele nicht und ſieht in dem Menſchen nur einen vornehmen Mechanismus, um Gedanken und Gefühle zu erzeugen. Wenn er auch noch keine Kenntnis von der Phyſiologie des Menſchen beſitzt, von jenem Spiele aller ſeiner Organe, wie ſie mitten unter dem Einfluß arbeiten, ſo muß man doch bemerken, daß ſeine Metaphyſik nicht mehr diejenige Racines noch diejenige Voltaires iſt. Er iſt von Condillac beeinflußt, der Poſitivismus erſcheint und man ſteht an der Schwelle eines Jahrhunderts der Wiſſenſchaftlichkeit. Kein Dogma tötet mehr die Perſonen, die Forſchung hat begonnen, und der Romanſchriftſteller wendet ſich der Eroberung der Wahrheit zu; wie er es ſelbſt ſagt, führt er einen Spiegel auf ſeinem ganzen Lebenswege mit ſich; nur, daß dieſer Spiegel allein den Geiſt des Menſchen, den vornehmeren Teil, auffängt, ohne uns den Körper und die ihn umgebenden Umſtände zu zeigen. Das iſt die, durch ein Logiker- und ein Diplomatentemperament, das weder durch die Wiſſenſchaft noch durch die Kunſt berührt wurde, einſeitig aufgefaßte Wirklichkeit. Man nehme hierzu, daß Stendhal ein Geiſt iſt, der ſich von allen Vorurteilen befreit hat, um häufig doch wieder in Syſteme zu verfallen, ein freier und durchdringender Geiſt, den ſeine Ueberlegenheit ironiſch macht, und der nicht nur zuweilen über andere, ſondern ſogar über ſich ſelbſt ſpottet.

Digitized by Google

Ich komme jetzt zu „Le Rouge et le Noir". Das ist übrigens keine regelmäßige Analyse, die ich hier zu geben beabsichtige. Eben habe ich diesen Roman mit dem Bleistift in der Hand aufs neue gelesen und hier sind die Betrachtungen, welche diese Lektüre in mir hervorgerufen hat.

III.

Vor allem muß man darauf hinweisen, welche große Rolle das Schicksal Napoleons in dem Werke Stendhals spielt. „Le Rouge et le Noir" würde unbegreiflich bleiben, wenn das Werk nicht in jener Epoche spielte, in welcher der Roman konzipirt wurde; und wenn man nicht mit dem Geisteszustand rechnete, in welchem der wunderbar befriedigte Ehrgeiz des Kaisers die Generation, welcher Stendhal angehörte, versetzt hatte. Dieser Skeptiker, dieser trockene Witzbold, dieser Moralist ohne Vorurteile, dieser Schriftsteller, welcher sich vor allem Enthusiasmus zu hüten weiß, zittert und beugt sich allein vor dem Namen eines Napoleon. Er nimmt nicht geradezu die Parole auf, aber man fühlt, wie er immer und noch unter den Ruinen, welche der Sturz des Kolosses in ihm und um ihn erzeugt hatte, vor alter Bewunderung vergeht; von diesem Gesichtspunkt aus muß man seinen Julian Sorel gleichsam als die Personifikation der ehrgeizigen Träume und der Schmerzen einer ganzen Epoche betrachten.

Digitized by Google

Ich will noch weiter gehen; nach meiner Auffassung hat Stendhal sehr viel von sich selbst in diesen Julian gelegt. Ich stelle ihn mir gern vor, wie er von dem militärischen Ruhme träumte, in einer Zeit, in welcher die einfachen Soldaten Marschälle von Frankreich wurden. Dann stürzt das Kaiserreich zusammen, und die ganze Jugend, zu der er gehört, all jene überhetzten Leidenschaften, all jener Ehrgeiz, der in jeder Patronentasche eine Krone zu finden glaubte, sahen sich mit einemmale in eine neue Epoche versetzt, in die Restaurationszeit jener Priester und Courtisanen, die Sakristeien und die Salons lassen die Schlachtfelder vergessen, die Heuchelei wird die allmächtige Waffe der Parvenüs. Das ist der Schlüssel zum Charakter Julians am Anfange des Buches, und es ist selbst bis auf den Titel nicht mehr rätselhaft: „Le Rouge et le Noir", welcher auf die Priesterherrschaft, die einer Militärherrschaft gefolgt war, zu deuten scheint.

Ich lege Gewicht darauf, weil ich niemals eine Studie zu Gesicht bekommen habe, in der der wirkliche Einfluß, den Napoleon auf unsere Zeit ausgeübt hatte, untersucht wäre. Das Kaiserreich war eine Epoche, in welcher die literarische Produktion sehr mäßig floß, aber man kann nicht leugnen, daß das Schicksal Napoleons wie ein Hammerschlag auf die Geister seiner Zeit gefallen war. Das zeigte sich erst später, als sein Einfluß sich geäußert hatte, als man die Bewegung der Geister übersehen konnte. Bei Viktor Hugo äußerte sich das in einem lyrischen Strom,

Digitized by Google

bei Balzac entstand etwas wie ein Größenwahn seiner Person, er hat augenscheinlich im Roman eine Welt schaffen wollen, wie Napoleon von der Eroberung der alten Welt geträumt hatte. Alle Arten von Ehrgeiz schwollen an, die Unternehmungen wuchsen ins Gigantische und man träumte in der Literatur wie überall nur noch von einem Universalkönigtum. Aber, was mich am meisten wundert, ist, auch Stendhal mit fortgerissen zu sehen. Er moquirt sich nicht mehr, er scheint Napoleon als seinen Gott zu betrachten, der die Freiheit und die Vornehmheit Frankreichs bedeutete.

Das also ist Julian, der sich im Geheimen seinen Gott Napoleon zurecht gemacht hat, und gezwungen ist, seine Ergebenheit zu verheimlichen, wenn er in seiner Stellung weiter kommen will. Dieser ganze, so komplizirte und auf den ersten Blick so paradoxe Charakter, setzt sich also zusammen: Eine vornehme, empfindsame, feine Natur, die ihren Ehrgeiz nicht mehr in der großen Zeit befriedigen kann, wirft sich der Heuchelei und dem Intriguenspiele in die Arme. In der That, man unterdrücke den Ehrgeiz, und Julian wird in seinen Bergen glücklich sein, oder man gebe ihm ein seiner würdiges Schlachtfeld, und er wird stolz triumphiren, ohne zu den ewigen Diplomatenstückchen seine Zuflucht zu nehmen. Er ist also wohl das Kind jener historischen Zeit, ein junger Mann von überlegenem Geiste, durch sein Temperament angetrieben, ein großes Glück zu machen, der aber zu spät gekommen ist, um einer der Marschälle

Digitized by Google

Napoleons zu werden, und sich nun entschließt, durch die Sakristeien zu gehen und als Heuchler sein Glück zu versuchen, und nun erklärt sich sein Charakter; man begreift seine Ergebenheiten und seine Empörungen, seine Zärtlichkeiten und seine Grausamkeiten, seine Gaunereien und seinen Freimut. Er verfällt übrigens von einem Extrem ins andere, zeigt ebensoviel Naivität als Geschicklichkeit, ist ebenso unwissend als geistig begabt. Gewiß, die Analyse ist höchst bemerkenswert, niemals hat man einen Geist mit so viel Sorgfalt untersucht. Ich tadle nur die ewige Anspannung der Person, sie sieht nicht mehr selbst, sie ist immer und überall nur ein Gegenstand unter dem Auge des Verfassers, so daß ihm die kleinen Handlungen mehr Stoff bieten, als die entscheidenden großen Ereignisse ihres Lebens.

Der Anfang des Romans ist höchst interessant zu studiren. Man ist noch nicht durch das Interesse gefesselt, man kann sich Rechenschaft über den literarischen Prozeß Stendhals geben, und dieser Prozeß schafft allmälich ein reines Vergnügen. Es gibt gar keinen Grund dafür, daß das Werk mit einer kleinen Beschreibung der Stadt Verrières und mit einem Porträt des Herrn von Rénal anfinge. Ich weiß wohl, daß man schließlich ja immer anfangen muß, aber ich will sagen, daß der Autor das nicht aus Gründen der Symmetrie, der Entwicklung oder irgend welcher künstlerischen Anordnung wegen thut. Er schreibt auf gut Glück eine Zeile nieder, was ihm gerade einfällt, das erste beste. Das geht sogar so

Digitized by Google

weit, daß, wenn die Erzählung ihn nicht mit fortreißt, er die Handlung verwirrt. Man glaubt an Widersprüche, und ist gezwungen hinterher darauf zurückzukommen, um sich zu überzeugen, daß der Faden nicht zerrissen ist.

Studiren wir besonders die Art und Weise, wie die Personen in dem Werke auftreten. Sie scheinen sich alle auf schräger Ebene zu befinden; wenn Stendhal sie braucht, ruft er sie, und sie erscheinen oft am Ende eines Zwischenfalls. Auch die kleine Stadt Verrières, auf welche er von Zeit zu Zeit zurückkommt, bleibt ein sehr unklares Gebilde. Man merkt, sie ist erfunden, man sieht sie nicht. Alles in allem fehlt die Ordnung, die Logik. Das ist die große Formlosigkeit. Ja, dieser Logiker in der Idee ist verworren im Stil und in der litterarischen Komposition. Es ist das eine Inkonsequenz, welche mich frappirt hat, und die für mich charakteristisch ist. Ich werde darauf noch ausführlich zurückkommen.

Frau von Rénal ist eine jener guten Personen Stendhals, weil auf ihr nicht das Hauptgewicht der Handlung ruht. Er hat dieser Seele eine gewisse Freiheit gelassen, dennoch konstatire ich, daß er sie bis zur Erhabenheit hat treiben wollen. Das ist einer jener Charaktere Stendhals, die Taine glaubt loben zu müssen. Stendhal kann keine mittelmäßigen Personen ausstehen, er erhebt sie immer zu einem geistigen Ideal; zunächst scheint Frau von Rénal nur eine ganz unbedeutende Bürgersfrau zu sein, aber bald macht sie der Autor zu einer überlegenen Frau

Digitized by Google

und zwar bei jedem Anlaß, es gibt nichts Reizenderes als jene erste Zusammenkunft mit jener schönen Dame, ihre Liebeszärtlichkeiten mit der sanften Hingabe der Frau und der kalten, naiven Berechnung des jungen Mannes haben den Ton einer wenig zurecht gemachten Wahrheit, und dadurch wird hieraus ein Kapitel von „Selbstbekenntnissen"; ich gestehe, ich fühle mich verwirrt, wenn ich darauf alle beide von einer gewissen Ueberlegenheit sehe, wie z. B. die Frau von Rénal in jedem Augenblicke von dem Genie Julians spricht. „Sein Genie," sagt Stendhal, „erschreckte sie schließlich, sie glaubte jeden Tag klarer in diesem jungen Abbé den großen Zukunftsmenschen zu sehen." Man denke, daß Julian noch nicht zwanzig Jahre alt ist und noch nichts gethan hat, daß er auch noch keinen Beweis gegeben haben kann von dem Genie, das er besitzt. Er ist ein Genie für Stendhal, ohne Zweifel, weil Stendhal, der allein seinen Geist kennt, ihn so hinstellt, wie er sich ein Genie denkt. Das ist jene Krankhaftigkeit, die Napoleon in den Köpfen verursacht hatte; für Stendhal wie für Balzac ist das Genie der gewöhnliche Zustand der Personen. Wir werden das noch bei der „Chartreuse de Parme" wiederfinden.

Ich will folgende Aeußerung Julians über Frau von Rénal anführen: „Das ist eine Frau von einem überlegenen Geiste, die dadurch, daß sie mich kennen gelernt hat, vom Unglück überwältigt wurde." Nun, und das Schlimmste ist, daß Julian an anderer Stelle über jene selbe Frau Urteile von Schwäche

Digitized by Google

vorbringt. So gibt er sich weiter folgender Betrachtung hin: „Wer weiß, wie viel Liebhaber sie schon gehabt hat, sie gibt sich mir vielleicht nur wegen der Bequemlichkeit der Zusammenkünfte hin.“ Das verletzt mich, weil Julian wahrhaftig sehr wenig klarsehend zu sein scheint, da sie doch in einer kleinen Stadt leben und jeden Tag in Berührung kommen. Derart finden sich einzelne Sprünge in der Analyse oft nur in einem Zwischenraum von wenigen Zeilen. Das sind ewige Verwicklungen, welche verwirren und dem Werke einen beabsichtigten Charakter geben. Ohne Zweifel ist der Mensch voller Widersprüche, nur daß diese Beweglichkeit der Person und dieses Leben des Geistes, welches von Minute zu Minute und zwar in den kleinsten Einzelheiten aufgezeichnet ist, nach meinem Dafürhalten dem bequemen und gewöhnlichen Gange widerspricht. Man befindet sich hier fast immer unter Ausnahmeverhältnissen, das geht so weit, daß die Liebeshändel der Frau von Rénal und Julians, zumal in der von dem letzteren gespielten Rolle, auf jeder Seite die Maschine hemmen und das System beflecken, dessen Teile nicht mehr genügend ineinander greifen. Nur ein Beispiel: Julian ist entzückt, die Hand der Frau von Rénal in der seinigen zu halten. Stendhal fügt hinzu: „Aber diese Erregung war kein Vergnügen und keine Leidenschaft. Als er in sein Zimmer tritt, denkt er nur an ein Glück, nämlich sein geliebtes Buch zu ergreifen; mit zwanzig Jahren reißt ihn die Vorstellung von der Welt und die Absicht, hier zu wirken, über alles fort.“

Digitized by Google

Man kann sich denken, wie wenig mir diese philosophische Ueberhebung über das Vergnügen und die Leidenschaft gefällt; man sieht, daß er bald darauf diese Ueberhebung an einem Beispiel zeigen will, indem er Julian durch die Lektüre des „Tagesbuches von St. Helena" die noch glühende Erinnerung an Frau von Rénal überwinden läßt. Ich leugne die Thatsache nicht, sie ist möglich, aber unangenehm ist es mir, zu sehen, daß sie nicht auf Grund einer Beobachtung hierher gesetzt ist, sondern zu dem Zwecke, seine Theorie von dem Vergnügen und der Leidenschaft in der Liebe auf einen Beweis zu stützen. Ueberall erscheint der Autor selbst als Erklärer und als Logiker, der die Seelenzustände, in welche er seine Personen versetzt, aufzeichnet.

Alle Personen Stendhals scheinen nervös zu sein, so sehr arbeitet der Geist in ihnen. Wenn ich ihn lese, so bin ich besorgt um sie und möchte ihm oft zurufen: „Mit Verlaub, gönnen Sie ihnen doch ein wenig Ruhe! Gönnen Sie ihnen doch nur zuweilen das schlichte Leben von Dummköpfen, die, ausgerüstet mit einer gesunden Natur, nur ihrem Instinkte folgen! Seien Sie doch einmal mit ihnen einfältig, wie ein einfacher Mensch!"

Dieser gequälte Charakter des Werkes zeigt sich besonders in der Studie von der Heuchelei Julians; man kann sagen, „Le Rouge et le Noir" ist das Handbuch des vollendeten Heuchlers, und was das Charakteristische ist, diese Studie der Heuchelei wird in der „Chartreuse de Parme" wieder auf-

Digitized by Google

genommen. Eine der größten Eigenheiten Stendhals war die Kunst zu lügen. Wie andere, die als Polizisten geboren werden, so scheint er der geborene Diplomat mit den geheimnisvollen Verwicklungen, mit seiner klugen Doppelzüngigkeit, die das ungeheure Ansehen dieses Berufes ausmachen. Das hat sich geändert, wir wissen heute, daß ein Diplomat ein gewöhnlicher Mensch ist, ebenso dumm wie jeder andere. Stendhal setzte nichtsdestoweniger die menschliche Ueberlegenheit auf dieses Ideal eines mächtigen Geistes, der sein Vergnügen daran findet, die Menschen zu täuschen, und sich allein an seinen Spitzbübereien zu ergötzen. Man beachte, daß Julian, wie ich schon gesagt habe, ein vornehmer Kopf der Welt ist, interesselos, zart und edelmütig. Wenn er untergeht, so geschieht es gerade durch seine allzu große Phantasie, er ist nur zu sehr Poet. Daher gibt ihm Stendhal die Lüge als eine notwendige Waffe für sein Glück. Er macht aus ihm einen Prahler, einen Aufschneider, einen Heuchler, und man merkt, wie glücklich er ist, wenn er ihn zu einer tüchtigen Doppelzüngigkeit geführt hat. Z. B., so ruft er einmal mit väterlicher Genugthuung aus: „Man muß Julian nicht für zu schlecht halten, er erfand genau die Worte einer verschmitzten und klugen Heuchelei, und das ist in seinem Alter nicht schlimm.“ Ein andermal, als Julian die Anwandlung eines Biedermanns hat, nimmt der Autor das Wort, um hierfür eine Erklärung zu geben. „Ich gestehe, daß die Schwäche, die Julian in diesem Augenblicke zeigt, mir eine sehr geringe Meinung

Digitized by Google

von ihm gibt." Wir haben hier die philosophische Erzählung Voltaires, das ist eine Art Ironie, Julian wird zum Symbol. Im Grunde ist es eine soziale Auffassung von der Sache, und dann zeigt sich späterhin eine große Verachtung der Menschen und eine Bewunderung der ungewöhnlichen Geister, die mit den geringsten Waffen herrschen. Und noch einmal, das ist alles beabsichtigt, es ist die Neigung einer feineren Lebensart. Wenn Stendhal schreibt: „Julian hatte sich gelobt, niemals Dinge zu sagen, die ihm selbst falsch erscheinen," so macht er uns selbst aufmerksam auf die Person, die, von einem Ende des Buches zum andern, mehr ein Wille, als ein Geschöpf zu sein scheint.

Damit sind die herrlichen Stellen zu Ende. Man findet überall jene geniale Vorliebe, von der ich gesprochen habe. Die Wahrheit der Darstellung erstrahlt in unvergeßlichen Scenen, wie die der ersten Nacht Julians und der Frau von Rénal. Niemals ist die Liebe mit ihren Lügen, mit ihren Anwandlungen von Edelmut, mit ihren Verzweiflungen und ihren Entzückungen gründlicher analysirt worden. Das Porträt des Ehrenmannes ist besonders bewundernswert. Ich kenne keine Leidenschaft in einem Menschen, die sorgfältiger ohne jede falsche Größe mit dem genauen Ton der Wahrheit gezeichnet wäre, als diesen schrecklichen Kampf, der in Herrn von Rénal entsteht, als er den anonymen Brief, der ihm die Liebschaften seiner Frau anzeigt, gelesen hat. Ich habe auf den Anfang des Romans hingewiesen, weil er sicherlich der beste Teil

Digitized by Google

des Werkes ist und weil ich an ihm die Form und das Verfahren Stendhals klar habe zeigen können.

Ich will jetzt im schnelleren Tempo über die anderen Teile des Werkes hinweggehen.

Das Leben Julians im Seminar ist gleichfalls eine bewundernswürdige Episode. Hier stört die Heuchelei des Helden nicht mehr, weil er sich in einer Umgebung befindet, in der er selbst gegen Heuchler kämpft. Im übrigen fühlt sich dieser arme Julian trotz seiner Lügenhaftigkeit als ein guter Junge, gegenüber diesen Schlingeln, welche die Lüge ohne jede Anstrengung und ganz natürlich handhaben. Gewiß würde er die Lüge weniger ausgebildet haben, wenn der Ehrgeiz ihm nicht im Nacken säße. Stendhal scheint sich gern in einem Seminar aufgehalten zu haben, in dem die Spionage und das Mißtrauen herrschten, wie er sich ja auch später an dem Hofe des Königs von Parma zu bewegen verstand. Ueberdies hat er ein ergreifendes Gemälde, wenn auch nicht von unmittelbarer, großer Beobachtung, so doch wenigstens von einer ungewöhnlich mächtigen Tiefe hinterlassen. Die Ankunft Julians, seine erste Zusammenkunft mit dem Abbé Picard, gehören zu den besten Teilen des Buches.

Ich komme zu den Liebschaften Julians mit Fräulein von La Môle, welche gut die Hälfte des Werkes einnehmen, das ist für mich die minderwertige Hälfte, denn wir kommen hier ins Abenteuerliche und ins Absonderliche.

Es genügt nicht für Stendhal, einen Julian ge-

Digitized by Google

schaffen zu haben, jenen so ungewöhnlichen, geistigen Mechanismus, er hat auch noch zu diesem Männchen das Weibchen schaffen wollen, und er hat Fräulein von La Môle erfunden, einen andern geistigen Mechanismus, der ebenso überraschend ist. Sie ist ein zweiter Julian; man denke sich ein Mädchen äußerst kalt, äußerst grausam, wie man es kaum finden wird; noch ein überlegener Geist, der seine Umgebung verachtet, und sich nach einer ungewöhnlichen geistigen Verwicklung und Anspannung auf das Abenteuerliche wirft. „Sie gab den Namen Liebe nur jenem heroischen Gefühl", sagt Stendhal, „von dem man zur Zeit Heinrichs III. und Bassompièrres in Frankreich erzählte." Und von diesem Gesichtspunkte aus, entschließt sie sich, Julian zu lieben, nachdem sie sich die Sache erst allmälich zurecht gelegt hat. Sie ist es, welche ihm eine Erklärung macht, und wenn er durch ihr Fenster in das Zimmer steigt, so beschäftigt sie nur die Idee der Pflicht, welche sie sich auferlegt hat, und das bestimmt sie, sich ihm hinzugeben, trotz ihres Unbehagens und Widerwillens. Dadurch wird ihr Liebesspiel höchst widerwärtig, Julian, der sie nicht liebt, stellt sich so, als ob er sie anbete und rasend vor Sehnsucht nach ihr wäre. Aber sie fürchtet, einen Herrn über sich zu haben, und überhäuft ihn mit Geringschätzung und Mißachtung, bis sie sich eines Tages, an welchem sie eine Scene mit ihrem Liebhaber gehabt hat und sich einbildet, er wolle sie töten, von der Leidenschaft überwältigt sieht. Die Reibereien bleiben übrigens bestehen. Julian ist

Digitized by Google

gezwungen, um sie zu besitzen, sie eifersüchtig zu machen, indem er eine lange Taktik befolgen muß. Schließlich wird Fräulein von La Môle schwanger, und sie erklärt ihrem Vater, daß sie Julian heiraten wolle. Ich kenne keine gewaltsameren Liebschaften, die weniger einfach und weniger aufrichtig wären. Die beiden Liebhaber sind mit ihren ewigen Spitzfindigkeiten unerträglich. Stendhal als Analytiker von vornehmster Bedeutung hat sich darin gefallen, ihren Geist bis ins Unbegrenzte zu kompliziren. So wie berühmte Billardspieler sich selbst Schwierigkeiten machen, um zu zeigen, daß ihnen keine Situation die Karambolage verhindern kann. Aber das sind nur geistige Kunststückchen.

Uebrigens hat der Autor das auch vollständig begriffen. Er macht selbst einmal die Bemerkung, aber mit jener feinen Ironie, welche sich über die Personen und den Leser zugleich lustig macht. Er bricht seine Erzählung plötzlich mit folgenden Worten ab: „Diese Seite wird in ihrer Art dem unglücklichen Autor am meisten schaden, die Rigorosen werden ihn der Unanständigkeit zeihen, er wird indes die jungen Leute, welche in den Pariser Salons glänzen, nicht durch die Annahme beleidigen, daß eine einzige der Bewegungen der närrischen Einfälle, die den Charakter Mathildens erniedrigen, unwahrscheinlich sei. Diese Person lebt gänzlich in der Phantasie und sie ist sogar, ganz abgesehen von ihren gesellschaftlichen Gewohnheiten, die unter allen Jahrhunderten gerade der Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts einen so ausgezeichneten Rang

Digitized by Google

einräumen, noch überdies phantastischer Natur." Das ist pikant und reizend gesagt; aber deshalb ist doch Mathilde weit mehr ein Versuch des Dichters, als ein lebendiges Geschöpf.

Das Verfahren Stendhals zeigt sich besonders in den langen Monologen, welche er seinen Personen in den Mund legt. In jedem Augenblicke stellen Julian, Mathilde und noch andere Personen, Untersuchungen über ihr Gewissen an mit der Freude und Ueberraschung eines Kindes, welches eine Uhr an sein Ohr hält. Sie lassen ohne Ende den Faden ihrer Gedanken abrollen, machen bei jedem Knoten Halt und hören gar nicht auf zu vernünfteln. Alle sind sie nach dem Beispiele ihres Verfassers ganz ausgezeichnete Psychologen, und das ist natürlich, denn sie sind ja alle mehr die Söhne Stendhals als die der Natur. Das zeigen auch folgende Betrachtungen, welche Stendhal der Mathilde in den Mund legt, als sie von ihrer Umgebung spricht. „Wenn sie es wagen, einen wichtigen Gegenstand zu behandeln, so kommen sie nach fünf Minuten der Unterhaltung schon ganz außer Atem und thun, als ob sie eine große Entdeckung gemacht hätten, während ich die Sache bereits eine Stunde lang hin und her überlege." Ist das Mathilde, oder ist das Stendhal, der da spricht? Augenscheinlich der letztere, und die Person ist nur sein Organ.

Ich lasse das Pariser Leben, in das Julian versetzt wird, beiseite; es kommen da ausgezeichnete Porträts vor, aber nach meiner Empfindung ist diese ganze Welt ein wenig karikirt. Stendhal gibt uns

Digitized by Google

selten das Leben, seine Weltdamen, seine großen Herren, ebenso wie seine Parvenüs, seine Verschwörer ebenso wie seine jungen Laffen haben irgend etwas Trockenes und Halbes zugleich, das sie uns wie in dem Zustand eines ersten memoirenhaften Entwurfes zeigt. Niemals ist das Milieu vollständig dargestellt, die Köpfe sind einfache Profile, wie aus weißem oder schwarzem Papier ausgeschnitten. Es sind Beobachtungen, welche der Autor kaum klassifizirt hat.

Und dazwischen immer wieder glänzende Scenen wahrhafter Darstellung, gleichsam wie in einem logischen Sprunge gepackt; ich habe das erste Rendezvous Julians und Mathildens angeführt, man sollte diese vier Seiten wiedergeben, um den tiefen und treffenden Ton zu zeigen. Das entspricht so wenig nach dem Rendezvous Romeos und Julias, daß der erste Eindruck Einen geradezu unangenehm berührt. Später fühlt man sich ergriffen von der Wahrheit selbst der kleinsten Thatsachen. Man lese folgende Zeilen: „Mathilde machte den Versuch, ihn zu duzen; sie hatte augenscheinlich mehr Sinn, für jene ihr fremde Art zu sprechen, als für die Dinge selber, die sie aussprach. Dieses Duzen, das nichts mit dem Tone der Zärtlichkeit zu thun hatte, machte Julian kein Vergnügen, und er war erstaunt darüber, daß er kein Glück dabei empfand. Schließlich, um es zu empfinden, nahm er seine Zuflucht zu Vernunftsgründen." Das ist der gute Stendhal, der Psycholog, der, wenn man ihm einmal seine Art läßt, mit Hilfe der Analyse der Seelenbewegungen zur

Digitized by Google

Wahrheit gelangt. In einer andern Scene, nachdem der Marquis von La Môle bereits alles weiß und Julian zu sich kommen läßt, überraschte mich die Art, wie er ihn empfängt. Man gebe die Scene einem Rhetoriker, und wir haben einen alten Mann mit weißem Haar, der eine lange Sittenpredigt hält und eine edle Verzweiflung an den Tag legt. Aber man höre Stendhal: „Julian fand den Marquis wütend, zum erstenmal in seinem Leben vielleicht sprach dieser vornehme Herr im gemeinen Ton. Er überhäufte Julian mit allerhand Beleidigungen, wie sie ihm gerade in den Mund kamen. Unser Held war erstaunt und ungeduldig, aber er ließ sich zu keinem Geständnis fortreißen. Der Marquis war wirklich außer sich. Bei dieser Bewegung (Julian hatte sich auf die Kniee gelassen) begann er ihn mit wütenden und eines Droschkenkutschers würdigen Schmähungen zu überhäufen. Die Neuheit dieser Schwüre machte ihm vielleicht sogar Vergnügen." Das ist der Ausbruch des Menschlichen, eine wahre und im Roman neue Bemerkung. Dies ist die Studie des Menschen, so wie er ist, entblößt von allen künstlerischen Ausschmückungen und ohne alle literarischen und gesellschaftlichen Konventionen betrachtet. Diese Art der Wahrheit hat Stendhal zuerst gewagt.

Man kennt die schöne Episode, welche „Le Rouge et le Noir" beschließt. Frau von Rénal, durch ihren Beichtvater getrieben, schreibt dem Marquis „La Môle" einen Brief, welcher die Ehe zwischen Mathilde

Digitized by Google

und Julian auflöst. Dieser läßt sich in einer Anwandlung von Raserei verleiten, kehrt nach Verrières zurück und feuert einen Pistolenschuß gegen die in einer Kirche auf den Knieen liegende Frau von Rénal ab. Man sperrt ihn ein, verurteilt ihn und richtet ihn hin. Die fünfzig letzten Seiten zergliedern die Gedanken, welche Julian in seiner Gefangenschaft angesichts des nahen Todes befallen. Stendhal hat sich das Vergnügen gemacht, hier eine Unmenge von Betrachtungen anzustellen, und nichts wäre interessanter, als diese Episode mit den „letzten Tagen eines Verurteilten" von Victor Hugo zu vergleichen. Das ist alles hier sehr tief, sehr originell, aber ich wage nicht zu sagen, sehr wahr; denn ein Kopf wie der Julians ist so ungewöhnlich, daß die Vergleichspunkte in der Wirklichkeit vollständig fehlen, und die zum Tode Verurteilten von solcher geistigen Struktur sind sehr selten. Man muß das wie ein psychologisches Problem ansehen, das unter besondern Umständen aufgestellt und glänzend gelöst wird. In der Katastrophe besonders merkt man, wie sehr die Geschichte erfunden ist, und wie wenig sie nach der unmittelbaren Beobachtung geschrieben wurde. Taine sagt: „Die Geschichte ist fast wahr, es ist die Geschichte eines Seminaristen von Besançon, mit Namen Berthet. Der Verfasser zeichnet nur die Gefühle jenes ehrgeizigen jungen Mannes auf und malt die Sitten der Gesellschaftsklassen, in denen dieser sich befindet; es gibt tausend wahre Thatsachen, die romanhafter sind, als dieser Roman." Nun wohl, es ist gewiß: wenn ein Pro-

Digitized by Google

zeß Stendhal die erſte Anregung zu ſeinem Buche gegeben hat, ſo hat er doch alle Charaktere bearbeitet und erfunden. Ohne Zweifel iſt ſein Werk im Grunde nicht romanhaft, obgleich die Abenteuer eines kleinen Abbé, welcher der Liebhaber zweier großen Damen wird, und die eine aus Liebe für die andere tötet und ſchließlich von beiden bis zum Wahnſinn und bis an den Tod beweint wird, bereits ein reizendes Drama bilden; wir befinden uns doch ſchon ganz in romanhaften oder wenigſtens doch in außergewöhnlichen Zuſtänden, allein dadurch, daß Stendhal uns mit Vergnügen unaufhörlich die Schwingungen erklärt, die ſeine Perſonen zum Handeln antreiben.

Darin entfernt er ſich abſolut von der Alltagswahrheit, jener Wahrheit, mit der wir zu thun haben. Wir befinden uns bei dem Pſychologen Stendhal ebenſo ſehr im Ungewöhnlichen, als bei dem Erzähler Alexander Dumas. Für mich enthält hinſichtlich der exakten Wahrheit Julian dieſelben Unwahrſcheinlichkeiten als D'Artagnan. Man verfällt ebenſo in das Grenzenloſe der Erfindungen, ob man ſich nun einerſeits auf die Erdichtungen unglaublicher Thatſachen einläßt, oder ob man auf der andern Seite phänomenale Geiſter ſchafft, mit denen man zugleich einen logiſchen Kurſus gibt. Man denke, daß Julian mit dreiundzwanzig Jahren ſtirbt, und daß ſein geiſtiger Vater ihn uns als ein Genie zeigt, das ſich geberdet, als hätte es den menſchlichen Gedanken entdeckt. Ich bin der Anſicht, daß es zwiſchen den beiden Extremen des Erzählers und des Pſychologen eine

Digitized by Google

sehr breite Mittelstraße gibt, nämlich das Leben selbst, die Wirklichkeit der Wesen und der Dinge, nicht zu hoch und nicht zu niedrig, mit einem gewöhnlichen Aussehen und gewaltiger Einfachheit und von einem hohen Interesse, das um so größer ist, als es uns den Menschen vollständiger und genauer darstellt.

IV.

Ich schätze die „Chartreuse de Parme" geringer, ohne Zweifel nur deshalb, weil sich hier die Personen in einem Milieu bewegen, welches mir weniger bekannt ist. Und will man ganz genau meine Meinung hören, so muß ich gestehen, daß ich Mühe habe, das Italien Stendhals als ein modernes Italien zu begreifen; für mich hat er vielmehr das Italien des fünfzehnten Jahrhunderts mit seinen vielen Vergiftungen, seinen Degenstößen, seinen verkleideten Spionen und Banditen und mit seinen ungewöhnlichen Abenteuern gemalt, bei denen die Liebe leicht das Blut in Wallung bringt. Ich weiß nicht, was Taine von dem Romanhaften dieses Werkes hält; ich kenne keine komplizirtere Intrigue, welche sich weniger mit der Idee verträgt, die ich mir von Europa im Jahre 1820 mache. Ich befinde mich hier ganz wie bei Walter Scott, mindestens aber wie bei der Rhetorik. Oder sollte ich mich etwa täuschen?!

Ich habe übrigens schon gesagt, daß die „Chartreuse de Parme" der einzige französische Roman ist,

Digitized by Google

der über ein fremdes Volk geschrieben ist, und der das Leben dieses Volkes hat. Gewöhnlich begnügen wir Romanschriftsteller uns, und sogar die größten nicht ausgenommen, mit einem schlechten Bilde eines vollständig plumpen Lokalkolorits, während Stendhal der Rasse auf den Grund gegangen ist. Er findet sie weniger plattbürgerlich, leidenschaftlicher, und weniger dem Gelde und der Selbstsucht ergeben. Ich vermute, daß sich hierin sein Geschmack und seine Natur verrät. Aber er hat nichtsdestoweniger mit einem einzigen entscheidenden Zuge die großen Linien jener selbständigen und lebendigen Temperamente gezeichnet, deren wichtige Aufgabe darin besteht, zu lieben und sich zu freuen und sich nicht um die Meinung anderer zu kümmern.

Hier finden wir auch noch andere überlegene Geister und Genies; ich zähle deren vier: die Herzogin Sanseverina, Fabrice, Mosca und Ferrante Palla. Wir befinden uns bei Stendhal immer im rein Geistigen.

Diese Herzogin Sanseverina, von der das Buch erzählt, ist offenbar die Tochter Stendhals. Er hat in sie alle Reize und Konflikte der Leidenschaft hineingelegt. Sie geht bis zur Blutschande, bis zur Vergiftung und bleibt doch nichtsdestoweniger die sympathische Heroine, die Stendhal verehrt. Man fühlt, er ist entzückt über ihre Verbrechen und führt sie nur aus Haß gegen die Banalität bis zur Grausamkeit. Er ist stolz auf sie und würde bei seiner Freude, die Welt in Erstaunen zu setzen, gern sagen:

Digitized by Google

„Nicht wahr, das ist ein Weib, wie ihr es nicht alle Tage seht!“ Man höre ihre Biographie. Gina del Dongo heiratet den Herzog Pietranera, einen Offizier Napoleons, den sie leidenschaftlich liebt, was aber nicht hindert, daß sie ihn mit einem jungen Menschen, namens Simercati, hintergeht. Ihr Mann stirbt, sie hat andere Liebhaber; schließlich verliebt sich Mosca, der Minister des Fürsten von Parma, in sie, und sie wird seine Maitresse. Aber zu gleicher Zeit ist sie von einer Leidenschaft zu ihrem Neffen Fabrice ergriffen, der sechzehn Jahre jünger ist als sie, dessen Mutter sie also sein könnte. Von nun an füllt diese Leidenschaft ihr Leben aus, doch ohne zu verhindern, daß sie ihre Beziehungen zu Mosca fortsetzt und noch andere Liebschaften unterhält. Um Fabrice vor dem Tode zu retten, entschließt sie sich, den Fürsten Parma durch Ferrante de Palla, einen genialen Narren, der sie verehrt, vergiften zu lassen. Doch das ist noch nicht alles; als der Prinz tot ist, muß sie Fabrice noch einmal vom Tode retten und verkauft sich dem Thronerben. Schließlich lebt sie ruhig mit Mosca, gequält aus Eifersucht über das Liebesverhältnis, das zwischen Fabrice und Clélia besteht. Stendhal hat den Bruch mit Fabrice sich offenbar aufsparen wollen. Ich vergaß zu erzählen, daß Mosca, bevor er sie heiratete, sie dem alten Herzog von Sanseverina-Taxis, einem ehrgeizigen, sehr reichen Manne verbunden hatte, der genug guten Takt besitzt, zu sterben, und den sie dann beerbt, ein Betragen, das in Frankreich hinreichen würde, eine Frau ehrlos zu machen. Das

Digitized by Google

ist die Heldin! Nun bedenke man, daß sie schön ist und einen außergewöhnlichen Geist besitzt, und daß der Romanschriftsteller sie mit einer beständigen Glorie umgibt. Das verletzt mich nicht, ich finde nur die Herzogin in unserer Epoche nicht wieder; das ist alles. Aber sie hat in Frankreich unter der Fronde gelebt. — Da ist eine andere Frauengestalt, das Fräulein von La Môle. Stendhal scheint immer historische Porträts zu verwenden; er hat weder den modernen Mann, noch die moderne Frau kennen gelernt.

Auch Fabrice del Dongo hat viel von Julian Sorel. Am Anfang finden wir noch die Leidenschaft für Napoleon, und das gibt uns jene so bemerkenswerte Episode der Schlacht von Waterloo, die mit dem Roman selbst zwar nicht zusammenhängt. Dann entsteht auch hier der Kampf zwischen dem priesterlichen und dem militärischen Geist. Wie Julian, so sieht sich auch Fabrice, der Soldat werden wollte, gezwungen, in den geistlichen Stand zu treten. Die Situationen und die Ideen sind gleich. Dann allerdings es ist wahr, wirft sich Fabrice der Leidenschaft in die Arme, es ist in ihm eine zartere, schmiegsamere und gewöhnlichere Seele. Ein wahrer Heros übrigens nach der Mode der Abenteurerromane; er geht seine Wege unter Austeilung von Degenstößen. Taine, der mit Bewunderung die trockene Art, mit der Stendhal in zwei Zeilen das Duell Julians in „Le Rouge et le Noir" erzählt, anführt, hat nicht an die ganz romantische Manier gedacht, mit welcher der Romanschrift-

Digitized by Google

steller „La Chartreuse de Parme“ dramatisirt hat. Da ist zuerst seine Affaire mit dem Komiker Giletti und dann die Affaire mit dem Herzog von M. in einer Herberge. Ich übergehe die anonymen Briefe, die sehr häufig vorkommen, die verkleideten Diener und jenes ganze fremdartige Milieu, welches nach meiner Meinung zu den Feenerzählungen zu gehören scheint und komme zu der reizenden Episode des Turms von Farnese, zu den Liebschaften Fabrices mit der schönen Tochter des Gouverneurs Clélia. Die Situation ist beinahe dieselbe wie diejenige Julians in der Gefangenschaft zu Besançon, denn Fabrice steht ebenso unter dem Eindrucke eines nahen Todes; nur während der Psycholog sonst unaufhörlich die Ideen analysirt, ist er hier der einfache Erzähler, und die romanhaften Handlungen nehmen den größeren Platz ein. Da sind alle Gattungen von einzelnen, wenig wahrscheinlichen Details. Die Art, wie Fabrice sich mit Clélia sieht, seine Korrespondenz mit der Herzogin, bei der er sich eines Systems von Leuchtzeichen bedient, und später seine Briefe in Bleiballen zu ihr schickt; dann werden Darme eingeführt, dann jene wunderbare Leiter, ohne daß eine Schildwache etwas merkt, und bei alledem auf jeder Seite Vergiftungsgeschichten, wie zur Zeit der Borgias. Man kann sich nichts Interessantes denken, aber wir sind weit entfernt von der Einfachheit und Nacktheit der Wahrheit. Später brauchte Fabrice, der sich aus Liebe wieder als Gefangener stellt, nur noch vergiftet zu werden. Clélia

Digitized by Google

verheiratet sich, er wird Erzbischof, und er besitzt sie mehrere Jahre lang in einer dunklen Kammer, weil sie das Gelübde gethan hat, ihn nicht zu sehen und sich bemüht, ihren Eid buchstäblich zu halten. Diese Kasuistik ist ein Zug der italienischen Sitten, der uns ein wenig lächerlich vorkommt. Als später Clélia stirbt, stirbt auch Fabrice, und damit schließt der Roman.

Der Herzog Mosca ist diejenige Figur, welche Balzac am meisten entzückte. Man weiß, daß Stendhal damit das Gemälde des Fürsten Metternich zeichnen wollte. „Stendhal hat den erhabenen Charakter des ersten Staatsministers von Parma so übertrieben," sagt Balzac, „daß es zweifelhaft ist, ob der Fürst von Metternich ebenso groß sei, als Mosca, obgleich das Herz jenes berühmten Staatsmannes demjenigen, der seine Lebensgeschichte kennt, ein oder zwei Beispiele von Leidenschaften zeigt, die ebenso groß sind, als diejenigen Moscas. In Bezug auf Mosca nun, und was das Verhalten jenes Mannes betrifft, den Gina für den größten Diplomaten Italiens hält, so hat er in genialer Weise jene Zwischenfälle, jene Ereignisse und unzähligen neuen Züge schaffen müssen, unter denen sich jener bedeutende Charakter entwickelte. Wenn man bedenkt, daß der Autor alles erfunden hat, alles verwirrt und alles wieder entwirrt hat, wie die Dinge sich an einem Hofe wieder ver- und entwirren, dann bleibt er, der unerschrockenste Geist und der, dem die Absichten ganz vertraut sind, einer solchen

Digitized by Google

Arbeit gegenüber leichtsinnig und stupid ... Wenn man einen Menschen von der genialen Kraft eines Choiseul, Potemkin oder Metternich auf die Bühne zu bringen, zu erschaffen, die Schöpfung durch die Handlung des Geschöpfes selbst zu beweisen und ihn in ein Milieu zu stellen wagt, das ihm eigen ist, und in welchem sich seine Fähigkeiten entwickeln können, so ist das nicht das Werk eines Menschen, sondern das einer Fee oder eines Zauberers".

Ich habe es für gut befunden, diese ganze Stelle abzuschreiben, weil sie uns ein genaues Bild von der Vorstellung gibt, welches sich unsere Vorfahren von dem Genie machten. Ich für mein Teil gestehe, daß das Genie Moscas mir nichts von alledem zu haben scheint. Es gibt nicht eine Seite in dem Werke, in welchem ich ihn wirklich groß finde. Er ist nur in Hofintriguen verwickelt, denen er als kluger und geschickter Mann, der seinen Platz zu halten weiß und seine Geliebte nicht verlieren will, Trotz bietet. Das alles deutet für mich auf einen liebenswürdigen Menschen und nichts weiter. Sogar Mosca begeht in seiner höfischen Oberflächlichkeit Fehler. Es ist wahr, daß das Genie Metternichs uns heute ebenso gleichgiltig ist als dasjenige Choiseuls und Potemkins. Mosca hat seine Vorbilder in sich vereinigt; heute ist es gewiß, daß, wenn man sich damit begnügt, in Mosca einen amüsanten und wunderbar studirten Typus zu sehen, ohne ihn mit Worten wie erhabener Mensch und bedeutender Charakter zu erdrücken, daß Stendhal das größte Talent darin bewiesen hat,

Digitized by Google

einen solchen Charakter in sein Werk hineinzubringen. Balzac hat recht, wenn er sich als Fachmann über die Schilderungen des Hoflebens in Parma und die Führung der Intriguen, welche den Charakter Moscas durch die Handlungen selbst analysirt, entzückt zeigt. Das ist wirklich ein Wunder von Erfindung im guten Sinne des Wortes. Man möchte sagen: die wahren Annalen eines kleinen Hofes. Ich wage nicht, diese so mannigfaltige Handlung zusammenzufassen, dieses gleichsam von Stunde zu Stunde geführte Tagebuch, in dem die Porträts so klar gezeichnet sind; der Fürst sogar mit der ihm notwendigen Grausamkeit und im Grunde thörichten Eitelkeit, ferner der schreckliche Rassi, die Herzogin Reverci und die ganze herumschwirrende Clique von Höflingen. Aber noch einmal, ich protestire gegen das Erhabene, ich sehe nichts Erhabenes darin. Das ist wie jene seltsame Anerkennung Balzacs, der seine Meinung über die „Chartreuse de Parme" folgendermaßen zusammenfaßt: „Schließlich hat er den ‚modernen Fürsten' geschrieben, den Roman, den Macchiavelli, wenn er als Verbannter außerhalb Italiens im neunzehnten Jahrhundert lebte, schreiben würde." Ich begreife das nicht mehr, denn zum Teufel, wenn Ernst IV. Stendhals mir den modernen Fürsten zeigt mit seinen Sorgen, die aus einer andern Zeit stammen, und der fixen Idee, einem Ludwig XIV. zu gleichen, so ist das eine von einem unermeßlich geistreichen Menschen gemachte Karikatur des Königreichs, und nichts weiter.

Digitized by Google

Ich will mich noch einen Augenblick bei Ferrante de Palla aufhalten, jener bizarren Figur, deren Eindruck so lebendig in dem Gedächtnis des Lesers bleibt. Jener Ferrante de Palla ist ein proskribirter, ein zum Tode verurteilter Volkstribun, der so weit heruntergekommen ist, daß er durch Diebstähle seinen Lebensunterhalt fristen muß. Hier sind einige seiner Redensarten, die er an die Herzogin richtet, und die zugleich seine Geschichte enthalten. „Seit ich in der Erfüllung meiner Bürgerpflichten die Todesstrafe auf mich geladen habe, lebe ich im Gehölz, und folgte Ihnen, nicht um Sie um ein Almosen anzubetteln oder um Sie zu bestehlen, sondern wie ein Wilder, der durch eine engelhafte Schönheit bezaubert wurde. Es ist schon so lange her, seitdem ich nicht zwei schöne weiße Hände gesehen habe; ich merke mir die Leute, die ich bestehle, und wenn ich wieder etwas besitze, werde ich ihnen die gestohlenen Summen zurückgeben. Ich denke, daß ein Volkstribun, der so wie ich eine Arbeit vollführt, wohl mit Rücksicht auf die damit verbundene Gefahr, hundert Franken monatlich verdienen muß. Aber ebenso hüte ich mich auch, mehr als zwölfhundert Franken jährlich zu nehmen." Und das ist jener seltsame Dieb, den die Herzogin damit beauftragt, den Fürsten zu vergiften. Es ist eine lange Scene, in welcher der Pakt geschlossen wird. Als er angenommen hat und sich zurückzieht, ruft sie ihm nach: „Ferrante, erhabener Mann!" Er kommt wieder, wieder fort, und sie ruft ihn noch einmal zurück; „er trat mit unruhiger Miene ein,

Digitized by Google

die Herzogin ſtand am Ende des Salons und ſtürzte ſich in ſeine Arme. Nach einem Augenblick fiel Ferrante faſt vor Glück in Ohnmacht. Die Herzogin entzog ſich ſeinen Umarmungen und wies ihm mit den Augen die Thür. Und das iſt der einzige Mann, der mich verſtanden hat, ſo hätte Fabrice gehandelt, wenn er mich hätte verſtehen können." Das iſt eine jener Scenen, bei denen Balzac am längſten verweilt, um ſeinen überſtrömenden Enthuſiasmus zu zeigen. Es iſt wahr, er kommt immer wieder zum Vergleich mit Walter Scott zurück, was für uns heute das Lob ein wenig einſchränkt. Ich glaube, daß man die Scene hinſichtlich der Bedeutung exakter Thatſachen nicht zu genau analyſiren ſoll. Den „erhabenen Menſchen" will ich noch bei Ferrante de Palla gelten laſſen, aber jener originelle Spitzbube, der ganz das Ausſehen hat, als würde er die Wette gewinnen und ſich Herzoginnen an den Hals wirft, iſt mehr eine Geſtalt der Phantaſie als der Wirklichkeit. Was mich indeß noch mehr überraſcht, das iſt die Bewunderung, die er bei der Herzogin erregt. Sie wird geliebt, das ſollte ihn nicht erſtaunen, viele Republikaner würden für einen Kuß von ihr den Fürſten töten, um ſo mehr, da ſie ja in der Stimmung ſind zu töten und ſogar für gar nichts. Es iſt wahr, Balzac erkennt hier die Seele Italiens, und ich beuge mich, denn da treten wir an eine Frage heran, die ich nicht mehr verſtehe. Nach meiner Auffaſſung iſt Ferrante de Palla eine jener braven Figuren Walter Scotts. Stendhal iſt hier nicht mehr der

Digitized by Google

große Psychолog, er wird ein Erzähler und regt die Phantasie an; auch Ferrante de Palla bleibt einem im Gedächtnis wie ein Held Alexander Dumas' oder Victor Hugos; ich wollte nur die von mir aufgestellte Meinung begründen: Die „Chartreuse de Parme" ist ebenso sehr ein Abenteurerroman, als ein Werk der Analyse.

Wenn ich mein Urteil zusammenfassen wollte, würde ich sagen, daß ich in diesem Werke vor allem eine Anwendung der Theorien Stendhals über die Liebe erblicke. Man weiß, daß er ein ebenso geniales wie verwickeltes System gehabt hat. Nun, in der „Chartreuse de Parme" würde man ohne Mühe alle Arten von Liebe, die er klassifizirt hat, von der Liebe der Eitelkeit bis zur Liebe der Leidenschaft, wiederfinden. Es ist gleichsam eine ungeheure Sammlung von Erfahrungen, und Italien wurde besonders deshalb gewählt, weil sich hier mit der größten Leichtigkeit diese Erfahrungen in Anwendung bringen ließen. Ohne Zweifel findet man auch den Ideologen wieder; so finden sich hier Unterhaltungen der Sanseverina und des Grafen Mosca, in welchem die beiden Redner offenbar Komplicen sind, die sich einander die Ideen Stendhals selbst zuraunen. Andererseits entwickeln sich die Personen immer in langen Monologen, das ist noch die alte, unsichere Art, den Geist zu malen; nur daß die Thatsachen hier mehr Raum einnehmen.

Ich muß noch bemerken, daß Stendhal trotz seiner vorgeblichen Geringschätzung der äußeren Welt, doch

Digitized by Google

der erste Romanschriftsteller gewesen ist, der dem Gesetze des geographischen und sozialen Milieus gefolgt ist. Er macht in seiner Vorrede zur „Chartreuse de Parme" folgende höchst wichtige Bemerkung: „Es scheint mir, so oft man zweihundert Meilen vom Süden nach dem Norden weiter kommt, steht man in einem neuen Lande wie in einem neuen Roman." Das ganze Gesetz vom Milieu liegt hierin. Man vergleiche zum Beispiel die Liebschaften des Fräulein von La Môle mit denjenigen der Herzogin Sanseverina; zunächst sind die Temperamente die nämlichen, allein es ist gewiß, daß die durch jene Liebschaften hervorgebrachten verschiedenartigen Wirkungen abhängen von den Verschiedenheiten des Klimas und der Gesellschaft, in der sie entstanden sind. Man muß die beiden Werke von diesem Gesichtspunkte aus analysiren. Stendhal wandte als Philosoph Theorien an, die wir heute als Gelehrte anzuwenden versuchen. Seine Formel ist noch nicht die unsrige; aber die unsrige stammt von der seinigen.

Man muß übrigens nicht glauben, daß Balzac seine Kritik bei der „Chartreuse de Parme" sparte. Ich fasse jene Kritik zusammen. Es fehlt dem Buch Methode, der Autor hätte mit jener großartigen Skizze, der Schlacht von Waterloo, anfangen sollen. Der ganze, viel zu lange Anfang würde gewonnen haben, hätte man ihn in eine Erzählung zusammengefaßt; es fehlt die Einheit, man weiß nicht, was der Gegenstand ist, ob er Fabrice oder den Hof von Parma behandelt. Schließlich ist das Ende ein

Digitized by Google

ganz anderes Buch als der Anfang. Balzac schreibt noch folgende Bemerkung nieder: „Die schwache Seite dieses Werkes ist der Stil.“ Diese Kritik ist gerecht.

Ich will sie so zusammenfassen: Es fehlt die Logik sowohl in der Komposition des Werkes, als in dem Stil, in welchem es geschrieben ist. Das muß ich noch untersuchen, ehe ich schließe.

V.

Sehen wir uns also die Komposition und den Stil Stendhals an.

Für uns alle, die wir die mehr oder weniger revolutionären Söhne der Romantik sind, ist diese laxe Komposition und dieser unkorrekte Stil Balzacs eine große Qual. Will man mir gestatten, ein persönliches Geständnis abzulegen? Indem ich meinen Fall erkläre, bin ich wenigstens sicher, die Frage auf ein Gebiet zu übertragen, das ich kenne. Niemals habe ich Stendhal lesen können, ohne von Zweifeln über die Form erfaßt zu werden. Ist die Wahrheit auf Seite jenes erhabenen Geistes, der eine absolute Geringschätzung gegen die Kunst besitzt? Oder ist sie auf Seiten der Künstler, die in unserer Zeit aus der französischen Sprache ein so wohltönendes und reiches Instrument gemacht haben? Und wenn man mir antwortet, daß die Wahrheit zwischen den beiden ist; an welchen richtigen Mittelweg soll ich mich also

Digitized by Google

halten? Schlimm für die jungen Schriftsteller, welche versuchen, sich genaue Rechenschaft über ihre Epoche zu geben, und den schönen Ehrgeiz haben, dauernde Werke zurückzulassen.

Ich weiß wohl, was man in beiden Lagern sagt. Taine, welcher für Stendhal ist, geht stillschweigend über die Kompositions- und Stilfrage hinweg. Es scheint sogar, daß er es dem Romanschriftsteller zum Lobe anrechnet, daß er sich nicht bei jenen nichtigen Kleinigkeiten der Kunst aufhält; für ihn besteht Stendhals Größe gerade darin, daß er kein Künstler ist. In dem andern Lager hingegen, dem der großen Schriftsteller, die ich hier nicht zu nennen brauche, will man entschieden von Stendhal nichts wissen, weil er nicht die römische Symmetrie besaß, sich etwas darauf zu gute that, den rohen und farblosen Stil des Gesetzbuches zu schreiben, und sie fügen mit einigem Recht hinzu, daß ein kunstlos geschriebenes Werk sich noch nie von Geschlecht zu Geschlecht in der Bewunderung der Menschen erhalten habe. Das ist alles sehr zutreffend; augenscheinlich deutet es auf einen überlegenen Geist, sich von Worten zu befreien und in der Sprache nur ein gefügiges Werkzeug zu erblicken; aber andererseits existirt doch eine Kunst oder besser noch eine Wissenschaft der Sprache. Die Kunst hat uns Meisterwerke geschaffen und es geht doch nicht an, sie einfach unbeachtet zu lassen.

Das also sind die verschiedenen Auffassungen, zwischen denen wir hin und her schwanken. Wie oft habe ich nicht aus Widerwillen gegen den Schrift-

Digitized by Google

stellerberuf, den sich heute die ganze Welt zu eigen macht, meine Sprachwendungen verwünscht. Ich hörte das Hohle aus den Worten heraus, schämte mich jenes Schwanzes von Beiwörtern, jener Verzierungen, die an das Ende der Tiraden gesetzt sind, jenes Verfahrens, das unaufhörlich wiederkommt, um die Töne der Musik und die Formen und Farben der plastischen Künste in die Literatur einzuführen! Ohne Zweifel gibt es verführerische litterarische Eigenthümlichkeiten, ein Raffinement in der Kunst, das mich noch entzückt; aber schließlich muß man doch eingestehen, das ist nicht so bedeutend, so natürlich oder wahr, so, bis zu jener nervösen Entzückung getrieben, in die wir nun hineingeraten sind. Ja, man braucht die Einfachheit der Sprache, wenn man aus ihr die Waffe der Wissenschaft des Jahrhunderts machen will. Und dennoch, so oft ich mich daran machte, Stendhal zu lesen, fühlte ich mich trotz jener Vorurteile arg enttäuscht! Wenn ich ihn studirte, empfand ich etwas wie einen Widerwillen; mit einem Worte, er genügte mir nicht. Ich wollte wohl eine einfache Komposition, eine klare Sprache, etwas wie ein Glashaus, in dem man die Ideen im Innern schauen könnte. Ich schwärmte sogar für eine Geringschätzung der Kunst, für menschliche, in ihrer ganzen Nacktheit gegebene Dokumente, aber Stendhal war entschieden nicht mein Mann; etwas verletzte mich an ihm: ich bewunderte ihn in seinen Theorien, aber ich sträubte mich gegen ihn, sobald er zur Praxis überging.

Nun habe ich begriffen, woher mein Widerwillen

Digitized by Google

ſtammt. Stendhal, dieſer Logiker der Ideen, iſt kein Logiker in der Kompoſition und im Stil; das iſt ſeine Schwäche, ſein Fehler, der ihn verkleinert. Iſt es nicht erſtaunlich? Er iſt ein Pſycholog erſten Ranges, der mit einer ungewöhnlichen Klarheit das Netz von Ideen im Kopfe einer Perſon entwirrt. Er zeigt die Kette von ſeeliſchen Erregungen, bringt eine genaue Ordnung hinein und hat eine Methode ſyſtematiſcher Analyſe, um jeden Zuſtand erklären zu können. Aber ſobald er zur Kompoſition übergeht, ſobald er ſchreiben muß, iſt dieſe ganze wunderbare Logik verſchwunden. Er gibt ſeine Bemerkungen mit geringem Geſchick und ſchreibt ſeine Phraſen nieder, wie ſie ihm gerade in die Feder fließen. Wir verlangen mehr Methode, mehr Anordnung, mehr Syſtem irgend welcher Art! Das iſt ein Miſchmaſch und noch dazu ein erkünſtelter Miſchmaſch, aus dem die Eitelkeit zu gucken ſcheint. Gleichwohl gibt es eine Logik für die Kompoſition und den Stil, die alles in allem dieſelbe Logik iſt, wie die der Ideen und Thatſachen. Die Logik ſolch einer Thatſache hat die Logik der Anordnung, in welcher man ſie zeigen muß, zur Folge, und die Logik ſolch einer Idee beſtimmt bei einer Perſon die Logik der Worte, welche ſie ausdrücken müſſen. Man bemerke, daß damit die Frage der Kunſt des erdichteten und glänzenden Stils nichts zu thun hat. Ich erwähne nur noch, daß in jenem erhabenen Werke Stendhals eine Lücke oder wenigſtens doch ein Widerſpruch vorhanden iſt. Er verleugnete ſeine Methode, ſobald er von den Ideen zur Sprache überging.

Digitized by Google

Ich kann mich hier nicht des weitern verbreiten und das wäre besonders für die Bemerkungen nötig, die er hingeworfen hat. Uebrigens ist es auch unnütz, auf den Mangel logischer Komposition in den Romanen Stendhals noch besonders hinzuweisen: dieser Mangel an Komposition springt in die Augen, besonders in der „Chartreuse de Parme". Balzac, dieser Enthusiast, hat wohl bemerkt, daß der Roman keinen Mittelpunkt hat, der Stoff geht von Episoden aus, und das Buch, welches anfangs ein unbegrenztes Stoffgebiet entrollt hat, bricht plötzlich ab, gerade in dem Augenblick, als der Verfasser eine neue Geschichte beginnen will. Der Stil durchläuft geradezu alle möglichen Kreuz- und Querwege. Das Urteil Balzacs trifft noch zu. „Die schwache Seite seines Werkes, sagt er, ist der Stil und die Anordnung der Worte, denn der eigenthümlich französische Gedanke erzeugt hier das Wort." Diese Anordnung der Worte ist eben nur die Logik des Stils, und ich wiederhole es, ich wundere mich, sie bei Stendhal nicht zu finden, der doch ein Meister in der Anordnung der Ideen ist. Ich mache ihm nicht seine Nachlässigkeiten in der Form zum Vorwurf, nicht seine Wiederholungen in den Wendungen, die wohl an die zehnmal auf einer Seite wiederkehren, ja nicht einmal die gewöhnlichsten grammatikalischen Fehler. Was ich ihm vorwerfe, das ist der unlogische Bau seiner Wendungen und Sätze, das ist jene Geringschätzung jeder Methode in der Kunst zu schreiben, das ist mit einem Worte eine Ausdrucksweise, die für mich eben nicht der

Digitized by Google

Ausdruck seiner Ideen ist. Er ist Logiker, weil er als Logiker schreibt; wenn er nicht als Logiker schreibt, dann bringt er mich durch die Laxheit seines Stils auf das System seiner Ideologie in Verzweiflung, dann verursacht er mir einen Widerwillen, weil etwas in ihm nicht vollständig ist, und weil in seinem Werke da etwas nicht recht klappt.

Man spricht von St. Simon; aber St. Simon ist in seiner herrlichen Unkorrektheit ein Meister der Sprache, sein Stil ist ein Strom, der Gold mit fortrollt neben dem Bache Stendhals, der oft sehr klar ist, aber der sich bricht und bei jedem Hemmnis des Bodens sich verwirrt. Uebrigens will ich ihn nicht als Poeten beurteilen, er thut sich etwas darauf zu gute, ohne Einbildung zu sein, keine malerischen Beiwörter zu verwenden und sich weder der Rhetorik noch der Phantasie zu überlassen. Nehmen wir ihn also für das, was er sein will; aber, wer nicht korrekt ist, der ist auch nicht klar, und wer der Logik entbehrt, der steht auch nicht mehr auf festen Füßen. Sehen wir also, wie wir aufs beste mit der Kunst fertig werden, beachten wir in jedem Falle die Logik!

Folgendes also erhoffe ich: die schöne Einfachheit Taines, ohne alle romantischen Floskeln, eine mäßige, tüchtige und passende Sprache; allein diese Sprache in einer logischen und gelehrten Form, sobald wir Gelehrte und Logiker der Idee zu sein vorgeben. Ich sehe nichts Großes darin, wenn man mit den Worten spielt, während man doch den Ehrgeiz hat, mit den

Digitized by Google

Ideen nicht zu spielen. Wenn Stendhal unkorrekt und ohne Methode schrieb, um zu zeigen, wie überlegen er sei und wie sehr sich ein Psycholog von seiner Bedeutung über die Sprache hinwegsetzen könnte, so hat das nur zu dem schönen Resultat geführt, daß er unkonsequent und unbedeutender wurde. Aber ich glaube, daß man kein Recht dazu hat, darin die Geringschätzung eines Metaphysikers gegen den Stoff zu erkennen; er folgte seinen Fähigkeiten und nichts weiter. Kurz, was ich unserer Jugend, die sich mit literarischen Fragen leidenschaftlich beschäftigt, raten will, das ist folgendes. Der gerechte Haß gegen die romantische Kunst darf niemand zu jenem unlogischen Stil Stendhals verführen. In dieser Reaktion liegt nicht die Wahrheit. Zugegeben, man könnte sich einen Stil machen, so sollte man doch versuchen, ihn mittelst der wissenschaftlichen Methode, welche heute triumphirt, zu bilden. Für uns ist ja sogar eine Person ein zusammengesetzter Organismus geworden, der unter dem Einflusse eines bestimmten Milieus funktionirt; ja selbst die Sprache hat eine durch menschliche und gesellschaftliche Umstände bestimmte Struktur. Man hat mit Recht gesagt, eine Sprache wäre eine Philosophie; man könnte ebenso gut sagen, sie wäre eine Wissenschaft. Darin zeigt sich noch nicht ein guter Gelehrter oder guter Philosoph, daß er schlecht schreibt. Behandeln wir die Form, wie wir unsere Personen behandeln, nämlich vermittelst der logischen Analyse. Ein Buch mit schlechter Komposition und schlechtem Stil ist wie

Digitized by Google

ein krüppelhaftes Wesen. Ich hoffe auf ein Meisterwerk, einen Roman, in welchem der Mensch vollständig wiedergegeben ist und zwar in einer einfachen und klaren Sprache, welche die ihm gemäße, genaue Form ist.

Ehe ich schließe, muß ich noch eine Bemerkung machen, die mich quält. Woher kommt es, daß die Personen Stendhals sich nicht mehr dem Gedächtnisse einprägen? Man sagt, daß er für die höchsten Kreise geschrieben habe und daher die geringe Popularität der Typen und der Dinge, die er hinterlassen hat, käme. Das ist ein Grund, aber er genügt mir nicht. Denn Stendhal wird heute genügend gelesen, daß ihn das Publikum kennen könnte; nun, und das ist gewiß, daß wir weniger mit Julian und mit Mosca und der Sanseverina vertraut sind, als zum Beispiel mit dem alten Goriot und Grandet; das kommt offenbar, wie ich gezeigt habe, daher, daß seine Personen weit mehr geistige Spekulationen, als lebende Schöpfungen sind. Julian Sorel gibt keine klare Idee; er ist wie eine Maschine zusammengesetzt, deren Funktion man am Ende gar nicht mehr klar erkennt, ohne noch mit in die Rechnung zu ziehen, daß er meistens eine Miene aufsteckt, als ob er sich über alle Welt lustig machte. Man nehme hinzu, daß er nicht seine eigene Atmosphäre mitbringt, daß er sich wie ein Vernunftgrund in einen spitzen Winkel zuschärft. Dagegen bewegt sich der alte Goriot in seiner eigenen Luft; wir sehen ihn in seiner Kleidung gehen und reden. Die Analyse macht ihn nicht verwickelter, sondern

Digitized by Google

einfacher, und er ist wahrhaftig und lebt nach seiner Weise. Das ist der Grund, weshalb er sich einprägt, und weshalb wir ihn nicht wieder vergessen, wenn wir ihm erst einmal begegnet sind. Ist es nicht höchst merkwürdig, daß Balzac, dieser so tumultuarische und aufgeregte Geist schließlich das Genie ist, welches vereinfacht und seinen Personen das Leben einflößt, während der so trockene und klare Stendhal schließlich seine Personen nur verwickelter macht, weil er reine Geisteserscheinungen bilden will, die außerhalb der Wirklichkeit stehen?! Das führt zu folgendem Schluß: Stendhal hat nur den Geist des Menschen genommen, um psychologische Erfahrungen zu machen. Balzac hingegen hat den ganzen Menschen genommen mit seiner natürlichen Umgebung, und hat die Erfahrungen des Psychologen durch diejenigen des Physiologen ergänzt.

Ich schließe. Es hat sich eine ganze Gruppe von Bewunderern Stendhals und Balzacs gebildet, die in den Werken jener Meister gerade die phantastischen Partien, die Ueberspanntheiten des Systems und das Schwülstige ihres Temperaments suchen. So nehmen sie von Balzac gerade die Geschichte „Der Dreizehnte" und „Die Frau von dreißig Jahren" heraus; sie träumen sich in die einzig große Welt hinein, welche der Romantiker aus allen möglichen Stücken zusammengebaut hat und möchten wohl ein Rastignac oder ein Rubempré sein, um die Gesellschaft zu stürzen und ungekannte Freuden zu genießen. Das ist die romantische Narrheit, die das Talent

Digitized by Google

eines Barbey d'Aurevilly verſchuldet hat. Stendhal dagegen wird für ſie ein außerordentlicher Alchimiſt des menſchlichen Gedankens bleiben. Julian und Mosca ſcheinen ihnen tiefe Brunnen, in denen ſie ſchwimmen, und ſie lieben die Sanſeverina wegen ihrer reizenden naiven Verderbtheit. Bei dieſen gefährlichen Schülern wird alles zu einem Ungeheuer, und das Erhabene wird in den Kot gezogen. Sie können nicht zehn Minuten gleichgiltig mit jemandem reden, ohne aus Balzac und beſonders aus Stendhal einen Mann zu machen, der Worte ſucht, Geiſter zu behandeln weiß und Abgründe aufdeckt. Das iſt hier keine Uebertreibung, ich kenne ſehr geiſtreiche junge Leute, welche derart die Meiſter des modernen Naturalismus auffaſſen. Nun, ich erkläre ganz offen heraus, daß ſie ſich in einem Traume befinden. Es thut wenig zur Sache, daß Balzac der wunderbarſte Träumer ſeiner Zeit geweſen iſt, und daß Stendhal in dem Wahn ſeiner Ueberlegenheit gelebt hat. Ihre Werke allein kommen in Betracht, und das Gute in ihnen beſteht heute allein in der Summe von Wahrheiten, die ſie enthalten. Das Uebrige mag eine intereſſante Studie bleiben; allein wir brauchen das nicht zu bewundern, zumal, wenn dieſe Bewunderung ſich alsdann in Schulregeln verrennt. Das iſt weder zu begreifen noch zu lieben an Stendhal, daß er in dem Fräulein von La Möle die Welt ſieht und Mosca für ein ungewöhnliches Genie hält. Stendhal iſt groß, ſo oft ſeine bewundernswürdige Logik ihn zu einem unumſtößlichen menſchlichen Doku-

Digitized by Google

mente führt. Aber er ist nur ein Komödiant der Logik, wenn er seine Personen quält, um sie durch Sonderbarkeiten auszuzeichnen und zu einem überlegenen Geiste zu machen. Ich gestehe frei heraus, daß ich ihm dann nicht mehr folgen kann. Seine mystisch-diplomatischen Gepflogenheiten, seine beißende Ironie, jenes Geheimthun, hinter dem sich oft nur ein sich wichtig machendes Nichts verbirgt, sind mir unangenehm. Er ist unser gemeinsamer Vater, wie Balzac; er hat uns die Analyse gebracht, er war köstlich und einzig; aber ihm fehlte die Natürlichkeit der großen Romanschriftsteller. Das Leben gibt sich einfacher.

Digitized by Google

Balzac.

Die „menſchliche Komödie“ gleicht einem Turm von Babel, den zu vollenden ſein Baumeiſter nicht Zeit gehabt hat, noch je Zeit haben könnte. Die Wände ſcheinen vor Alter in ſich zuſammenzufallen und den Boden mit ihren Trümmern bedecken zu wollen. Der Arbeiter hat alle Materialien angewandt, welche ihm unter die Hand kamen: Gips, Cement, Stein, Marmor, bis herunter zum Straßenkot. Mit ſeinen rauhen Armen, mit ſeinen oft dem Zufall entnommenen Materialien hat er ſein Gebäude aufgerichtet, dieſen gigantiſchen Turm, ohne ſich dabei immer um die Harmonie der Linien oder um die gleichmäßigen Proportionen des Werkes zu kümmern. Man glaubt ihn im Geiſte vor ſich zu ſehen, wie er auf ſeinem Bau ſteht und hämmert und mit gewaltigen Schlägen den Marmor bearbeitet, unbekümmert um Anmut und Schönheit ſeines Werkes. Schwerfällig ſteigt er auf ſein Gerüſt und führt dort eine Mauer auf, rauh und kahl, eine Strecke weiter ſteckt er gewaltige Kolonnaden ab, bricht Löcher und Oeffnungen nach Gutdünken ein; ganze Treppenſtücke

Digitized by Google

läßt er aus und reiht in seiner naiven Genialität das Erhabene und das Gewöhnliche, Zartes und Rohes, Gemeines und Vortreffliches aneinander.

Und nun ist der Bau fertig — ein Torso, dessen ungeheure Massen sich gegen den blauen Himmel abzeichnen. Das ist eine Anhäufung von Palästen und engen Kammern, einer jener mythischen Cyklopenbauten voll schimmernder Säle und düsterer Winkel, dazwischen liegen weite Gänge und schmale Korridore, in denen man nur noch kriechend sich fortbewegen kann. Die Stockwerke erheben sich in gedrückter Lage aufeinander in den verschiedensten Stilarten. Auf einmal befindet man sich in einer dunklen Kammer, ohne zu wissen, wie man hineingekommen ist, noch wo man wieder hinaus soll. Man geht unaufhörlich, verirrt sich unzähligemale und schaudert bald zurück vor einem unheimlichen Eindruck, bald wieder ist man entzückt über einen wundervollen Anblick, der sich einem darbietet. Ist dies hier ein unheiliger Ort? Ist dies ein Tempel? Man weiß es nicht. Es ist eine eigene Welt, eine Welt menschlicher Schöpfung, von einem wunderbar begabten Baumeister aufgeführt, der in seinen glücklichen Stunden bewies, daß er ein Künstler sei.

Ich habe diese Welt ein Babel genannt, einen in tausend Stilarten erbauten Turm, den der kühne Geist seines Schöpfers bis in den Himmel aufführen wollte, und dessen Mauergeröll bereits den Boden bedeckt. Schon zeigen sich dunkle Risse in diesem Koloß aufeinander geschichteter Stockwerke. Hie und

Digitized by Google

da ist ein Pfeiler verfallen. Die Regengüsse weniger Winter haben genügt, den Gips zu zerbröckeln, den die eilige Hand des Arbeiters nur gar zu oft verwandt hatte. Aber der Marmor ist unversehrt stehen geblieben. Alle Säulenreihen, alle Friesen sind vorhanden, nur locker geworden und gebleicht durch die Zeit. Der Arbeiter hat seinen Turm mit solch einem Sinn für Größe und gleichsam für die Ewigkeit gebaut, daß der Grund des Gebäudes unzerstörbar scheint.

Mögen die Mauern fallen, die Decken zu Boden stürzen, die Treppen zerbrechen, doch der steinerne Grund wird ewig bestehen. Der große Turm wird aufrecht ragen, gestützt auf den breiten Sockel gigantischer Säulen! Allmählich wird alles, was Schmutz und Sand war, verschwinden, und dann wird das Marmorskelett dieses Denkmals gleich dem gewaltigen Bilde einer großen, zerstörten Stadt am Horizont auftauchen. Aber wenn auch in einer fernen Zukunft der furchtbare Sturm der Zeit unsere Sprache und unsere Zivilisation vom Erdboden weggefegt, und wenn er dann auch den Grund dieses Gebäudes niedergerissen haben wird, dann werden doch noch die Trümmer ein solches Gebirge aufgetürmt haben, daß kein Volk an ihm vorbeigehen könnte, ohne auszurufen: „Da ruhen die Ruinen einer Welt!“

I.

Balzac ist in Tours am 16. Mai 1799 geboren. Er verbrachte sieben Jahre im Kolleg Vendôme,

Digitized by Google

das sich damals einer großen Berühmtheit erfreute. Er war kein Wunderkind wie Victor Hugo; seine Lehrer hielten ihn sogar nur für mittelmäßig begabt, für schwerfällig und faul. Die Wahrheit ist: Dieser Kopf mit den halbgeschlossenen Augen und dem zerstreuten Gesichtsausdruck arbeitete rastlos. Wenn ihm seine Nachlässigkeit eine Karzerstrafe einbrachte, dann verschlang er alle Bücher, die ihm nur in die Hände fielen. Eine wahre Lesewut peinigte ihn, und er verarbeitete eine für sein Alter so reiche Ideenwelt, daß er darüber krank wurde. Niemand ahnte den Grund seines Uebels, man schickte ihn zu seiner Familie zurück, und er setzte seine Studien in Tours fort. Im übrigen hielten die Seinen noch immer wenig von ihm. Auch nahm man die ersten Früchte seines ihn peinigenden Ehrgeizes nur spöttisch auf. Gegen das Ende des Jahres 1814 kam er mit seinen Eltern nach Paris, wo er seine Studien vollendete, doch immer noch ohne ein besonderes Talent zu verraten. Darauf kam er zu einem Notar und zu einem Advokaten. Aber seinem Charakter widerstrebten die Kniffe in den Bureaux, und er setzte es schließlich be seinen Eltern durch, einen Versuch mit der Litteratu wagen zu dürfen. Seine Familie gab sehr unger nach. Sie bewilligte ihm nur ein Jahr, in dess Verlauf er eine Probe seines Talents geben soll Die Unterstützung, die ihm seine Familie gewäh war zum Sterben zu viel und zum Leben zu we und nur geeignet, ihn seine gedrückte Lage noch n empfinden zu lassen. Schließlich hatten seine El

um ihm die Schande eines für sie unzweifelhaften Fiaskos zu ersparen, verlangt, daß der Versuch geheim bleibe, und daß es sogar bei den intimsten Freunden heißen sollte: er wäre bei einem Vetter in Montauban.

Er wohnt jetzt in einer kleinen Kammer der Straße Lesdiguières in Paris, und hier hat er nun die Freiheit, zu träumen und in poetischen Versuchen seiner Phantasie freien Lauf zu lassen. Zuerst wollte er es mit dem Theater wagen, er arbeitete mit emsiger Mühe an einem fünfaktigen Trauerspiel „Cromwell", welches, als es seiner Familie und den versammelten Freunden vorgelesen wurde, eine sehr abfällige Beurteilung erfuhr. Er sollte nun zu seinen Eltern zurückkehren, welche diese Probe für genügend und entscheidend hielten. Er ließ sich indessen nicht einschüchtern und fuhr fort zu schriftstellern. In dieser Zeit schrieb er jene Menge von Schundromanen, als deren Autor er sich niemals bekennen mochte. In einem Zeitraum von fünf Jahren veröffentlichte er pseudonym ziemlich vierzig Bände. Er seufzte unter dieser verhaßten Arbeit, sein Geist brütete in dumpfer Verzweiflung über solche Verschwendung seiner Zeit. Hätte er damals ein Einkommen von fünfzehnhundert Franken gehabt, so würde er vielleicht allen Verlegenheiten, die ihm sein Leben verbitterten, entgangen sein. Um sich der Abhängigkeit von seinen Eltern zu entziehen, entschloß er sich, es mit dem Handel zu versuchen; er kaufte eine Druckerei und gab billige Ausgaben von La Fontaine und Molière heraus. Dies geschah in seinem sechsundzwanzigsten Jahre.

Digitized by Google

Sein Unternehmen lief unglücklich aus. Da seine Familie sich weigerte, ihn in seiner Not zu unterstützen, konnte er sich nur mit großen Schulden daraus zurückziehen. Das war der Anfang der Verschuldung, die sein ganzes Leben lang so fürchterlich auf ihm lastete. Im Jahre 1827 sah er sich von neuem aufs Pflaster von Paris gesetzt, ohne jede Hilfe und von allen verlassen; er besaß damals nichts als seine Feder, um seine Schulden bezahlen und sein Leben fristen zu können. Von dieser Zeit an datirte jener schwere Kampf mit dem Leben, welcher erst mit dem Tode endigte. Es gibt kaum einen Helden, der sich rühmen durfte, so viel Wunderthaten an Mut und Energie vollbracht zu haben, als Balzac!

Er war neunundzwanzig Jahre alt, als er eine Wohnung in der Rue de Tournon bezog. Alle seine Verwandten sahen mitleidig auf ihn herab und urteilten hart über alles, was er that. Man muß ihn sich vorstellen in seiner kleinen Kammer ohne irgend jemanden, der an ihn glaubte, von seinen eigenen Eltern für einen Charlatan gehalten und unfähig, sich eine gute Lebensstellung zu erringen. Damals schrieb er die „Chouans", den ersten Roman, den er unter seinem eigenen Namen herausgab. Wie immer erwies sich die Presse zuerst wohlwollend gegen den Unbekannten; er stand noch niemandem im Wege und zeigte die Bescheidenheit eines Anfängers. Aber die Dinge änderten sich bald; von dem folgenden Roman an wandte sich die gesamte Kritik einmütig gegen ihn. Der Kampf begann; bei jedem neuen

Digitized by Google

Buche, das er veröffentlichte, wurde er mit Kot beworfen. Späterhin verfeindete ihn das Bild, welches er von den Journaliſten in ſeinen „Verlorenen Illuſionen“ entwarf, völlig mit der Preſſe, und trotz der Meiſterwerke, welche er als Antwort auf alle die Angriffe ſtolz hinwarf, kann man ſagen, daß er ſtarb, ohne einen Sieg errungen zu haben. Erſt über ſeinem Grabe errichtete man ihm eine Apotheoſe.

Ich will nicht eingehen auf die Einzelheiten eines ſo beſcheidenen und allbekannten Lebens. Jedermann weiß, daß er nacheinander in der Rue de Tournon, in der Rue Caſſini, Rue des Batailles, in Jardies, in der Rue Baſſe, in Paſſy ſeine Wohnung bezog und ſchließlich in Beaujon in dem Hauſe wohnte, in welchem er auch geſtorben iſt. Man weiß ferner, daß er ſein ganzes Leben keine Ruhe hatte vor Wechſeln und prolongirten Schuldſcheinen, ausgebeutet von Wucherern, immer tiefer in Schulden verſank und dabei trotzdem eine erſtaunliche Thätigkeit entfaltete, ohne daß er ſich hätte von dieſer Laſt befreien können. Sein Leben umſchloß eine Rieſenarbeit. Es hatte indeſſen auch ſeine Heimlichkeiten. Er entzog ſich zeitweilig ſeinen intimſten Freunden, und war hinſichtlich des Umganges mit Frauen oft von einer peinlichen Verſchwiegenheit. Manchmal verſchwand er auch und begab ſich auf Reiſen, ohne irgend jemanden davon in Kenntnis zu ſetzen. Wenn er einen ſeiner Romane in einer Stadt ſpielen ließ, die er nicht kannte, ſo war es ſein Prinzip, ſie aufzuſuchen, ſo daß er allmälich ganz Frankreich bereiſt hatte.

Digitized by Google

Späterhin unternahm er größere Reisen und begab sich nach Savoyen, Sardinien, Korsika, Deutschland, Italien und Rußland. Uebrigens ruhte seine rastlose Produktionslust selbst auf seinen Reisen nicht, er arbeitete immerfort, eine Tischecke genügte ihm zum Schreiben. Kein großes Ereignis trat mehr in das Leben dieses gewaltigen Arbeiters. Man hat den ganzen Balzac charakterisirt, wenn man hinzufügt, daß der Geschäftsmann nie in ihm ganz erstorben ist, und daß seine romantische Einbildungskraft sich auch oft noch auf das Gebiet der Erfindungen und Unternehmungen warf. Bis in seine Träume hinein verfolgte ihn der Gedanke an die Fabrikation einer neuen Papierart für den Druck seiner Werke. So dachte er ferner daran, die Schlacken, welche die Römer in Sardinien zurückgelassen hatten, nutzbar zu machen, denn er wußte wohl, daß die Prozesse der Metallurgie im Altertume sehr mangelhaft waren. Ueberraschende Pläne entstanden unaufhörlich in seinem stets tätigen Gehirn. Er wollte sich auch mit der Politik befassen, hatte aber damit keinen Erfolg. Zum Glück für den Ruhm der französischen Litteratur mußte er ein einfacher Romanschriftsteller bleiben und seinen Geist auf die Werke verwenden, an deren Erzeugung leider die Not einen so großen Anteil hatte.

Der Roman seines Lebens war seine Heirat mit der Comtesse Hauska. Er hatte diese Dame als Frau kennen gelernt. Sechzehn Jahre liebte er sie bereits, als er sie schließlich heiratete. Seine Hochzeit feierte er kurz vor seinem Tode in Rußland, denn schon

Digitized by Google

damals war er herzkrank, ein Leiden, das seinen baldigen Tod herbeiführen sollte; er hatte nur noch Zeit, nach Frankreich zurückzukehren, um hier seine Seele auszuhauchen.

Heute gibt seine Korrespondenz interessante Details über diese Verbindung, welche Balzac unter dem strengsten Geheimnis geplant und vollzogen hatte.

Ich werde Balzac hier in seinen intimsten Verhältnissen zeigen, er besaß eine Klugheit und einen Ehrgeiz, wie sie wohl einzig zu nennen sind.

Diese wenigen biographischen Details werden genügen, um mir bei jeder Briefstelle, die ich anführe, weitschweifige Ausführungen zu ersparen.

So wird meine Darstellung nicht gar zu große Lücken enthalten. Uebrigens will ich eine einfache Darstellung seiner Korrespondenz geben. Ich habe die Sammlung mit der größten Sorgfalt gelesen und mich in das Studium der Briefe versenkt, welche neues Licht über Balzac brachten oder doch die großen Züge seines Lebens ins rechte Licht setzten. Meine Aufgabe wird es sein, die Briefe zu ordnen, welche auf dieselben Ereignisse sich beziehen, vor allem aber Balzac in seinen intimsten Verhältnissen zu zeigen, das große Herz und den großen Geist, die man noch nicht genug kennt.

Heute, da sein cyklopischer Bau vollendet ist, da dieses Denkmal, von dem ich oben gesprochen habe, fertig dasteht und auch noch weiter bestehen wird, gilt es, sein Standbild zu errichten, das Standbild eines heldenhaften und unermüdlichen Geistes.

Digitized by Google

II.

Gewöhnlich leistet man berühmten Männern einen sehr schlechten Dienst, wenn man ihre Korrespondenz veröffentlicht. Sie erscheinen hier fast immer selbstsüchtig und kalt, berechnend und eitel. Man sieht den großen Mann gleichsam im Schlafrock, ohne den Lorbeerkranz, ohne die äußere Pose; und oft ist solch ein Mann knauserig, sogar schlecht. Nichts davon trifft bei Balzac zu. Im Gegenteil, ihn macht seine Korrespondenz noch größer. Man durfte ruhig in seinen Schubladen herumkramen und alles veröffentlichen, ohne ihn dabei im geringsten zu kompromittiren. Er wird in Wirklichkeit aus dieser Feuerprobe nur sympathischer und größer hervorgehen.

Aber was man besonders betonen muß, das ist seine Güte und sein Frohsinn. Er war gut und fröhlich, zwei seltene Eigenschaften in dem schrecklichen Schriftstellerberufe, der selbst die besten so schnell verbittert und verfinstert.

Was noch überraschender war, er bewahrte bis zu seinem Tode sein kindliches Lächeln und sein zärtliches Herz inmitten der ewigen Sorgen, die kein Mensch ertragen kann. Man hat diese Heiterkeit seiner Seele sehr verdächtigt. Aber man weiß nicht, welch großer und fröhlicher Mensch er war. Es ist wahrhaft erhebend, in diesem Gewaltigen, in diesem überlegenen Geist eine so warme Seele, einen so gleichmäßigen Humor zu finden. Er hatte offenbar eine Natur voller Kraft, Frieden und Liebe. Das Herz

Digitized by Google

wird sich bei ihm ebenso groß zeigen als der Geist. Das ist für mich entscheidend und charakteristisch.

Seine ersten, mit zwanzig Jahren in der Mansarde der Rue Lesdiguières geschriebenen Briefe an seine Schwester Laura sind von hinreißender Liebenswürdigkeit und Leidenschaftlichkeit. Man fühlt schon den verehrungswürdigen Sprachkünstler der „Drolligen Erzählungen" heraus, wie er Worte bildet, Wendungen erfindet und sich dabei gehen läßt in einem Stil voller Leben und Kraft. Das sind wahrhafte Heiterkeitsausbrüche, die von einer Zärtlichkeitsthräne verklärt werden. „Laura, ach meine teure Laura, wie lieb' ich Dich! Wie kommt es, daß man Papa den Tacitus nicht ausführen kann? Du kannst Dir denken, wie ich auf Dich rechne, Du, die Du lieblich bist wie Ambra, daß Du ihn für Deinen Bruder stiehlst..." (Paris, im Oktober 1819.) Und weiter: „Fräulein Laura, ich setze mich aufs hohe Roß, ich lege den Talar an und setze meinen Priesterhut auf, um Dich abzukanzeln. Wie? Du Bösartige! Was das liebenswürdige Fräulein vom zweiten Stock betrifft, so erinnerst Du mich damit an die Dame aus dem Zoologischen Garten. Pfui! das ist garstig, mein Fräulein Laura, ich scherze nicht, es ist mein Ernst. Wenn jemand zufällig Deinen Brief läse, man würde mich für einen Richelieu halten, der sechsunddreißig Weiber auf einmal liebt. Ich habe nicht ein so weites Herz und außer Dir, die ich anbete, liebe ich von Herzen nur eine einzige Person auf einmal. Diese Laura! Sie möchte in mir einen Lovelace sehen, und warum?

Digitized by Google

Ich bitte Dich! Wenn ich noch ein Adonis wäre! . . ." (Paris, den 30. Oktober.) Dann kommt die schwärmerischste Stelle: „Ich empfinde heute, daß der Reichtum glücklich macht, und die Zeit, welche ich hier verleben werde, wird für mich eine Quelle süßer Erinnerungen sein! Leben zu dürfen nach meiner Phantasie, arbeiten zu dürfen nach meinem Geschmack und meiner Weise, nichts thun zu brauchen, wenn ich nicht will, zu träumen von der Zukunft, die ich mir schön ausmale, an Dich zu denken, die ich glücklich weiß, Julie zur Geliebten, Lafontaine und Molière zu Freunden, Racine zum Lehrer zu haben und im Père-Lachaise zu promeniren . . . Ich verlasse Dich, um auf dem Père Lachaise den Schmerz zu studiren. Ich bin aus dem Botanischen Garten schon wieder zurück, weil er zu traurig war . . . Ich komme vom Père-Lachaise, wo ich große begeisterte Betrachtungen angestellt habe. Gewiß, es liegen Träger herrlicher Namen hier, Lafontaine, Massina, Molière, ein Name, der alles sagt und mich in Entzücken versetzt. (Paris 1820.) Unterzeichnet: „Dein Lump von Bruder."

Der ganze Balzac steckt schon in diesen Jugendbriefen, aus denen ich nur einige Stellen ausziehen kann. Man hört sein mächtiges Lachen, und er besitzt den Stil, den er später so oft verwendete, noch untermischt mit romantischen Floskeln des Victor Hugo, da er noch nicht begriff, daß er selbst einen Stil von seltener Kraft besaß. Ich will noch einige Beispiele seines schönen Frohsinns geben. Er spricht von Lord R.'hoone, einem der englischen Pseu-

Digitized by Google

donyme, die er gewählt hatte, um seinen ersten Roman zu unterzeichnen. „Liebe Schwester, ich arbeite wie das Pferd Heinrichs IV., bevor es in Bronze verewigt wurde, und dieses Jahr hoffe ich zwanzigtausend Franken zu gewinnen, welche die Grundlage meines Vermögens bilden sollen. Kurz, Lord R.'hoone wird in Mode kommen, der fruchtbarste und liebenswürdigste Autor, und die Damen werden ihn lieben wie ihren Augapfel. Dann wird der kleine Spitzbube Honoré in einer Equipage ankommen, das Haupt im Nacken, stolzen Blickes und mit vollen Taschen; bei seiner Ankunft wird man sich mit schmeichelndem Gemurmel von diesem Abgott des Publikums zuraunen und sagen: ‚Das ist der Bruder der Madame de Surville.' Und Männer, Weiber, Kinder und Säuglinge werden hoch springen. Und ich werde Geld haben in Menge. Trotzdem spare ich für die Zeit der Not. Seit gestern habe ich auf die Mitgift verzichtet, denn ich beschränke mich nicht auf die Wittwen von dreißig Jahren. Schicke sie alle, die Du auffinden kannst, an den Lord R.'hoone in Paris! Das genügt. Er ist bekannt im ganzen Lande! — Notabene schicke sie portofrei, gut verpackt und versiegelt; sie sollen reich und liebenswürdig sein, auf das Hübsche gibt man hier nichts. Der Firnis vergeht und nur der Boden des Topfes besteht." (Villeparisis 1822.) Später, im Kampfe, war er noch glücklich in seiner gedrückten Lage; sein kindliches Lächeln kehrte bei dem geringsten Glückswechsel auf seine Lippen zurück. „Sieh, wie viel gute Neuig-

Digitized by Google

keiten ich Dir mitzuteilen habe, Schwesterchen! Die Zeitungen pouſſiren mich und bezahlen meine Winterartikel ſehr gut. Haha! — Die Leſer wenden ſich wieder ſo entſchieden dem ‚Dorfarzte‘ zu, daß Werdet hofft, in einer Woche die Oktavausgabe und in vierzehn Tagen die Duodezausgabe zu verkaufen. Haha! Endlich habe ich genug, um den großen Zahltagen im November und Dezember, die Dich ſo ſehr beunruhigen, entgegenſehen zu können.“ (Paris im September 1835.) Glaubt man ihn nicht aus voller Kehle lachen zu hören, wie er alles in ſeiner geſunden Fröhlichkeit vergißt?

Und man bedenke, daß es wirklich für ihn nichts Kleines war, froh zu ſein! Er ſprach nie von dem abſcheulichen Leben, welches er führte, und wurde ſtets von ſeinen Eltern, die ihn gar nicht begreifen konnten, gequält. Seine Mutter beſonders, die er grenzenlos liebte, hatte einen wunderlichen Charakter, unter dem ſeine ganze Exiſtenz litt. „Ich will Dir ganz im Vertrauen ſchreiben, daß unſere arme Mama ſchließlich noch nervös werden wird und vielleicht noch ſchlimmeres. Geſtern noch hörte ich ſie klagen wie eine gute Mama, ſich grämen über den Gimpel wie eine gute Mama, in Wut geraten über Laurence und Honoré wie eine gute Mama. Ich hoffe, das wird Dich beſſer in unſere Mitte verſetzen als alle Beſchreibungen der Welt. Ach, warum hat man nicht ein wenig Nachſicht in dieſem Leben? Warum ſucht man auf jede Weiſe einander zu kränken? Niemand will wie Papa, Du und ich, in dieſem

Digitized by Google

guten Einvernehmen, leben ..." (Villeparisis, im Juni 1821.)

Bei jedem Blick in seine Korrespondenz sieht man den Schmerz, der ihm durch seine Familie verursacht wurde. Ich will nur einige Beispiele anführen. Da findet sich ein herzergreifender Brief, den er unmittelbar nach der finanziellen Krise geschrieben hat, als er sich nach der Rue de Tournon geflüchtet hatte. Seine Familie wohnte damals in Versailles. „Man wirft mir die Einrichtung meines Zimmers vor, aber die Möbel, welche darin sind, gehörten mir vor der Katastrophe! Ich habe nur ein einziges davon gekauft! Dieser blaue Perkalvorhang, der so viel von sich reden gemacht, gehörte in mein Zimmer in der Druckerei. Latouche und ich haben ihn über einer scheußlichen Tapete, die er hatte verdecken sollen, angebracht. Meine Bücher sind mein Handwerkszeug, ich kann sie nicht verkaufen. Ein Papierkorb, ein Omnibus sind Ausgaben, welche ich mir nicht erlauben kann, und ich gehe so selten wie möglich aus, um meine Röcke nicht abzunutzen. Belästigt mich also nicht weiter mit Reisen, mit Gängen und Visiten, die mir ganz unmöglich sind; vergeßt nicht, daß ich alle meine Zeit und Arbeit darauf verwende, reich zu werden, und daß ich nicht weiß, womit ich meine kleinsten Ausgaben decken soll ... Glaube nichts Schlechtes von mir, meine liebe Schwester, bei dem bloßen Gedanken könnte ich den Kopf verlieren. Wenn mein Vater krank wäre, hättest Du mich benachrichtigt, nicht

Digitized by Google

wahr? Du weißt ja, daß dann nichts auf der Welt mich verhindern könnte, zu ihm zurückzukehren ... Dank, teurer Kampfgenosse, dessen Edelmut mich so oft verteidigt! Werde ich so lange leben können, um auch nur meine Herzensschulden abzutragen? ..." (Paris 1827.) Immer wieder kommt er darauf zurück, daß Zeit für ihn Geld sei. „Ich empfinde es so bitter, mich ewig verdächtigt zu wissen. Ich glaube, daß ich Dir noch die ganze Antwort schuldig bin. Ich bin doch zu unglücklich! Mir fehlt, um Geld zu gewinnen, die Ruhe des Klosters und der Frieden! Wenn ich glücklich sein werde, wird man uns vielleicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, es wird aber zu spät sein, denn ich werde nur im Tode glücklich sein ..." (Paris 1829). Er wußte nicht, wie wahr die Prophezeiung werden sollte, denn er hatte zwanzig Jahre lang dieses abscheuliche Leben zu führen.

Ich überspringe diese zwanzig Jahre, um nicht die Citate über diesen zweiten Punkt zu sehr anzuhäufen und komme auf die Heirat Balzacs mit der Comtesse Hanska zurück. Er befand sich damals auf südrussischem Boden, in Vierzschovina, im Begriffe, diese Vereinigung im tiefsten Geheimnis vorzubereiten, als ein in Paris zurückgebliebener Brief seiner Schwester alles verriet. Er schrieb an sie: „Du solltest das nicht wissen, denn Du hättest es verhindert, Du, die Du so gut und verträglich bist. In den Umständen, in welchen ich mich befand, war es äußerst fatal. Mir einen Brief zu schreiben, der für logische Leute zu denken gab,

Digitized by Google

daß daraus folgte, entweder ein schlechter Sohn oder eine Mutter von wunderlichem Charakter u. s. w. Schließlich war das der Brief einer Mutter an einen fünfzehnjährigen Knaben, der Dummheiten macht ... Dieser unangenehme Brief, in welchem mir meine Mutter nicht nur kein herzliches Wort sagt, sondern erklärt, daß sie ihre Zärtlichkeit von meinem Betragen abhängig mache, dieser Brief ist in einem Augenblick angekommen, in dem ich die Thaten meiner Mutter pries, in dem ich mir sagte, eine wie gute Wirtin sie wäre, wie sie sich noch im Alter bemühte, indem sie mit der Eisenbahn reiste, und schließlich habe ich die Komtesse zu der Einsicht gebracht, daß meine Mutter in Suresnes ein Dienstmädchen brauche, daß sie sich mit ihr beschäftigen, sie glücklich machen solle, als diese Abkühlung kam, in Gestalt eines Briefes zwei Monate nach dem Vorwurf, den ich meiner Mutter machte, und Du weißt, daß er berechtigt war." (Vierzschovnia, am 22. März 1849.)

Seine Heirat mit der Komtesse Hanska war andererseits für ihn eine mühsame Angelegenheit, welche er mit außerordentlichem Takt geführt zu haben scheint. Er war bis über die Ohren verliebt, davon bin ich fest überzeugt. Aber ich habe ihn im Verdacht, daß er da zwar einen Kampf zu bestehen hatte, daß er seine Vereinigung aber dramatisirt hat und einige Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, noch übertrieb. In dem Brief, aus dem ich soeben eine Stelle angeführt habe, finden sich einzelne Sätze darüber. „Noch besser, meine Mutter hat mir die Verpflichtung auferlegt,

Digitized by Google

meinen Nichten zu schreiben und zu antworten, das heißt doch wahrhaftig das Fundament der Familie umstürzen; und Du müßtest wissen, was für Leute das sind, bei denen ich gezwungen bin, den schlechten Eindruck solcher Phrasen anzuhören." Die folgende Stelle ist noch bezeichnender: „Madame Hanska ist reich, verehrt und angesehen, sie thut nichts dazu — sie besucht keinen Ort, wo man nur Schulden, Aufregungen, Ausgaben und neue Gesichter sieht, ihre Kinder zittern für sie. Nimm hierzu den würdevollen und kühlen Brief einer Mutter, welche ihr jüngstes Kleines von fünfzig Jahren auszankt, und Du wirst Dir sagen, daß ein galanter Mann über Zweifel, die man über das Glück und die Zukunft anstellt, hinweggeht. Zu fünfundvierzig Jahren spielen die Glückserwägungen schon eine große Rolle." Schließlich zeigt er seine Heirat seiner Schwester als das Glück der ganzen Familie an. „Denke nur, meine gute, teure Laura, daß keiner von uns, wie man sagt, etwas erreicht hat, daß, statt für meinen Lebensunterhalt zu arbeiten, ich der Mann einer der geistreichsten, vornehmsten und angesehensten Frauen bin, die ein fest angelegtes, wenn auch nicht allzu großes Vermögen besitzt. Aber sieh, Laura, das ist schon etwas, wenn man in Paris seinen Salon eröffnen und hier die Elite der Gesellschaft versammeln kann, die eine vornehme imposante Frau gleich einer Königin findet, von erlauchter Herkunft, befreundet mit den höchsten Familien, geistreich, gebildet und schön, ich sehe hierin ein großes Mittel zur Macht."

Digitized by Google

Man muß den ganzen Brief lesen. Ich fand hier einen ganzen Roman, einen seiner tief menschlichen Romane, wie Balzac sie zu finden wußte. Er heißt: „Die Ehe eines großen Mannes mit einer großen Frau". Schon bei mehreren Gelegenheiten hat Balzac geträumt, sich durch eine reiche Heirat aus seinen Geldverlegenheiten zu ziehen, man findet geheime Andeutungen hierüber in der Korrespondenz; gewiß, ich wiederhole es, glaube ich an die Vornehmheit der Empfindungen Balzacs und der Frau Hanska. Aber wie traurig ist es, den großen Romanschriftsteller sagen zu hören, daß niemand von seiner Familie etwas erreicht hat. Man denke, alle seine Hauptwerke hatte er bereits geschrieben. Man muß andererseits annehmen, daß die Gräfin es zur Bedingung ihrer Heirat machte, die Eltern ihres Gatten nicht zu empfangen. In dieser Zeit mußte Balzacs Mutter das Haus der Rue Fortunée in Paris bewohnen, das er ausgeschmückt hatte und als Köder für die Gräfin in Aussicht nahm. Das war der ganze Kriegsplan eines Generals. Bei folgender Stelle z. B. möchte man fast glauben, einen Napoleon am Tage vor der Schlacht bei Austerlitz zu sehen: „Da ich immer im guten Glauben und in Aussicht auf Erfolg handle, sage meiner Mutter, sie solle unser Zimmer mit doppelten Vorhängen schmücken und ihr Spitzengewand anthun."

Fügt man hinzu, daß Balzac während der höchsten Kämpfe um seine Heirat bereits in den ersten Stadien der Herzkrankheit war, der er zum Opfer fallen sollte und

Digitized by Google

an der er auch gestorben ist, ohne seine Siege zu genießen, so hat man, ich sage es noch einmal, einen der besten, wie auch der traurigsten Romane, die er verfaßt hat. Er behandelte die Heirat, wie er seine Schulden behandelt hatte, als großer Träumer, der mit den Bergen Händel anfing und sie schließlich einnahm und überschritt.

Andererseits blieb er der zärtlichste und ergebenste Sohn. Als er die Heirat geschlossen, schrieb er an seine Mutter: „Meine liebe, teure, herzlich geliebte Mutter ... Gestern um sieben Uhr früh ist, dank dem Himmel, meine Heirat in der St. Barbe de Berditcheskirche von einem Priester des Bischofs von Zitomir eingesegnet worden ... Wir sind jetzt zwei, um Dir zu danken für die gewissenhafte Sorgfalt, die Du auf unser Haus verwandt hast, wie wir Dir beide unsere zärtliche Ergebenheit bezeugen. Ich hoffe, daß Du Dich einer ausgezeichneten Gesundheit erfreust. Ich wiederhole es Dir noch einmal, nicht die Wagen sparen zu wollen, um Dir die Mühe zu erleichtern, welche wir Dir verursachten ... Auf baldiges Wiedersehen. Sieh hier den Ausdruck meiner Achtung und kindlichen Zuneigung. Dein ergebener Sohn ..." (Wierzschownia, 14. März 1850.)

III.

Ich beginne jetzt mit dem Teil, in dem er in seiner Korrespondenz noch stärker und heroischer hervortritt; ich will von dem rastlosen Kampfe erzählen, den Balzac mit seinen Gläubigern zu bestehen hatte,

Digitized by Google

eine Pein, durch die ihm alle Stunden seines Lebens verbittert wurden. Es gibt sicherlich kein schöneres Schauspiel, als das dieses Kämpfers, der sich an rastlosen Arbeiten erschöpfte und eine Thätigkeit entfaltete wie kein Mensch vor ihm. Ohne Zweifel gibt es Schriftsteller, die vielleicht mehr Bände angehäuft haben; allein man muß bedenken, daß er sich sein Denkmal in zwanzig Jahren errichtet hat, und daß seine Werke fast alle wie von Bronze und Marmor sind. Viele und doch solide Arbeiten schaffen, das ist eben das Wunderbare.

Vor allem erkennt man in der Korrespondenz den Arbeiter. Er übt sich auf allen Seiten, er erfüllt mit seinen Uebungen diese dreihundertundvierundachtzig Briefe. Vom ersten bis zum letzten Worte dichtet Balzac. Das ist wie ein Heldengedicht, wie der Anblick in einer Schmiede, ein Riese, der sich keine Stunde Rast gönnt und immer, berauscht von seiner Arbeit, auf sein Eisen losschlägt; aber dieser fortgesetzte Zuruf bei den ermüdenden Griffen des Arbeiters macht die Korrespondenz zu einer Sammlung voller Poesie und Thatkraft. Niemals kann man so mächtig träumen. Denn der Felsblock, den er in Bewegung setzte, war von einer Schwere, die jeden andern als ihn zerschmettert haben würde.

Ich will versuchen, ihn in seinem vollen Kampfe zu zeigen, denn die Kommentare genügen nicht; man muß ihn sehen und hören. Ich will nur einige Sätze aus jedem Brief herausgreifen, um alle Phasen des langen Kampfes zu zeigen.

Derselbe beginnt bereits bei seinen Eltern, da diese ihm die kleine Pension verweigerten, welche ihm

Digitized by Google

gestattete, nach seiner Neigung zu schriftstellern. Er schmiert seine schlechten Romane und sagt zu seiner Schwester: „Mit fünfzehntausend Franken, die mir zugeführt würden, könnte ich für meinen Ruhm arbeiten; aber man muß Zeit haben für dergleichen Arbeiten, und man muß erst leben! Ich habe also nur dieses wenig vornehme Mittel, unabhängig zu machen. Laß doch die Druckmaschinen seufzen, schlechter Autor!" Villeparisis 1821.) Und diese andere Stelle ein Jahr später: „Ach, wenn ich mein tägliches Brot hätte, könnte ich mir sehr bald eine Stellung erwerben und Bücher schreiben, welche vielleicht bestehen würden." (Villeparisis 1822.) Aber der Kampf beginnt in Wirklichkeit erst nach der finanziellen Krise. Er mußte sich von seiner Arbeit allein ernähren, leben und drückende Schulden bezahlen. Gleich einer der ersten Hilferufe ist an seinen Freund Dablin gerichtet, von dem er eine ziemlich große Summe geliehen hatte. „Ein Mensch, der seit fünfzehn Jahren jede Nacht aufsteht, weil ihm der Tag nicht ausreicht, der gegen alles anzukämpfen hat, kann keinen Freund aufsuchen ebensowenig wie seine Geliebte; auch habe ich viele Freunde und Freundinnen verloren, ohne mich um sie zu grämen, weil sie meine Lage doch nicht begreifen. Ach, warum habt ihr mich nur beachtet, wenn es sich um Geschäfte handelte? Ich bin erzürnt, daß ihr mir nicht geantwortet hattet auf meine Versicherung, denn je weiter ich komme, um so mehr vergrößern sich meine Arbeiten, und ich habe nicht die Gewißheit, diese Arbeit unausgesetzt forttreiben zu

Digitized by Google

können." (Paris 1830.) Der folgende an die Herzogin von Abrantès gerichtete Brief ist noch bezeichnender: „Schreiben! Ich kann nicht mehr. Meine Erschöpfung ist zu groß. Sie wissen nicht, was ich im Jahre 1828 schuldete. Ich hatte nichts als meine Feder, um zu leben und hundertundzwanzigtausend Franken zu bezahlen. In einigen Monaten werde ich alles bezahlt, eine kleine Wirtschaft erworben und eingerichtet haben; aber sechs Monate muß ich noch die Qualen dieses Elends aushalten." (Paris 1831.)

Man achte auf diese Hoffnung, in sechs Monaten frei zu sein. Sein ganzes Leben lang hat Balzac so gehofft, sich im Laufe einer verhältnismäßig kurzen Zeit aus der Verlegenheit zu ziehen, und sein ganzes Leben lang verfiel er immer wieder in eine noch drückendere Schuldenlast. Wir werden ihn noch zu verschiedenenmalen in diesem Zustande sehen, immer siegreich und immer besiegt.

Eine seiner größten Krisen schien die des Jahres 1832 gewesen zu sein, als er sich in die Touraine zurückgezogen hatte, um seinen Gläubigern zu entgehen und ruhig arbeiten zu können. Er schrieb damals an seine Mutter, welche sich um seine Angelegenheiten bekümmerte, nach Paris. In der Serie dieser Briefe sehen wir ihn einen gewaltigen Anlauf nehmen. „Ich muß mindestens volle Ruhe haben, um Dir die viertausendachthundert Franken mit den beiden Werken, an denen ich gerade arbeite, zurückzuerstatten ... Sieh, in den sieben Jahren habe ich zwanzigmal

Digitized by Google

die Absicht gehabt, ins Ausland zu gehen ... Du willst Genaues wissen, teure Mutter, Du weißt also gar nicht, wie ich lebe. Wenn ich arbeiten kann, arbeite ich an meinen Schriften. Wenn ich nicht schreiben kann, denke ich. Ich ruhe niemals ... Bedenke nur, daß ich siebentausenddreihundert Seiten Manuskript für die ‚Bataille' herzustellen, zu durchdenken und zu schreiben habe, daß ich hundert Seiten den ‚Konversationen' hinzuzufügen und zehn Seiten jeden Tag zu schreiben habe, das macht drei Monate und zu zwanzig Seiten fünfundvierzig Tage, und daß es schon physisch rein unmöglich ist, mehr als zwanzig Seiten zu schreiben, daß ich nur zwanzig Tage verlange, und daß ich in diesen vierzig Tagen Druckproben von Gosselin bekommen werde. In meiner Absicht, uns aus dieser Verlegenheit zu ziehen, werde ich das Unmögliche möglich machen. Wenn mir das Glück günstig ist, daß ich wieder wie in den letzten Tagen von Saint-Firmin arbeiten kann, werde ich euch befreien..." (Sachè, Juli 1832.) Der folgende Brief ist vielleicht noch rührender: „Ich arbeite Nacht und Tag, um Geld zu machen. Nun, da ich erst in vierzig Tagen Geld bekomme, kann ich nichts thun vor jener Zeit; wenn ich nicht alles für eine Bagatelle verkaufe und mich bis aufs Hemd ausziehe, sehe ich kein Mittel, Geld zu schaffen. Heute früh ging ich wohlgemut an die Arbeit, als mich Dein Brief ganz in Verwirrung brachte. Ich habe es Dir schon thränenden und gepreßten Herzens gesagt, daß es rein unmöglich ist, daß mein Manuskript

Digitized by Google

vor dem 10. Auguſt fertig würde, und am 10. Auguſt werden wir achtzehnhundert Franken haben! Suche in Paris alles für dieſe Zeit einzurichten. Wenn ich kein Geld habe, was dann? Dann laſſe ich mich pfänden und zahle die Koſten; dann wird Geld ſehr teuer ſein!" (Angoulême, 19. Juni 1832.) Und er fügt im ſelben Brief hinzu: „Ich ſtehe um ſechs Uhr des Abends auf, da korrigire ich die ‚Chouans', dann arbeite ich an der ‚Bataille' von acht bis vier Uhr morgens, und am Tage verbeſſere ich, was ich des Nachts geſchrieben habe; das iſt mein Leben. Kennſt Du einen, der mehr arbeitet? . . . Leb wohl, gute Mutter! Mach das Unmögliche möglich, wie ich es meinerſeits thue. Mein Leben iſt ein ewiges Wunder. Ich umarme Dich herzlich, ich ſorge mich um Dich, denn ich mache auch Dich unglücklich, wenn ich es bin."

In einem andern an ſeine Schweſter gerichteten Briefe finde ich folgende erregte Zeilen: „Ja, Du haſt recht, meine Fortſchritte ſind wirklich vorhanden, und mein unmenſchlicher Mut wird belohnt werden. Bringe das auch meiner Mutter bei, liebe Schweſter, ſage ihr, ſie ſolle Geduld haben mit mir, ihre Liebesbeweiſe werden ihr belohnt werden! Eines Tages wird ihr, hoffe ich, ein wenig Geduld alles vergüten! . . . Sage meiner Mutter, daß ich ſie noch liebe, wie ich ſie als Kind geliebt habe. Thränen überwältigen mich, da ich dieſe Zeilen an Dich ſchreibe, Thränen der Zärtlichkeit und der Verzweiflung, denn ich ahne die Zukunft, und ich brauche die liebende Mutter am Tage des Triumphes! Wann werde ich dahin kommen?

Digitized by Google

... Eines Tages, wenn meine Werke fertig sein werden, werdet ihr sehen, wie viele Stunden es gekostet hatte, so viele Dinge zu ersinnen und niederzuschreiben, ihr werdet mir alsdann alles zu gute halten, was ihr an mir auszusetzen gehabt habt, und mir verzeihen, nicht den Egoismus des Menschen (der Mensch ist es nicht), sondern den Egoismus des Denkers und Arbeiters." (Angoulême, im August 1832.)

Sein ewiger Refrain ist der Glückswechsel. Er macht Rechnungen, stellt Zahlenreihen auf und findet durch Berechnung, daß er nächstens fünfzehnhundert Franken haben wird. „Ich werde also bald meine Geschäfte hinter mir haben ..." (Aix, am 30. September 1832.) Aber bald fällt er wieder in die rauhe Wirklichkeit zurück. Er schreibt einer Freundin, Frau Zulma Carraud: „Ich habe noch keine Seite meiner ‚Chouans' gedruckt, ich habe noch zwölf bis dreizehn Seiten des ‚Dorfarztes' zu vollenden und hundert Seiten diesen Monat der ‚Revue' zu liefern. Muß ich nicht schon, um alles zu vollenden, in Paris bleiben? Dann kommen noch die Geldangelegenheiten hinzu, deren Schwierigkeiten wachsen, weil die Bedürfnisse dieselben bleiben, die gewöhnlichen Einkünfte aber unregelmäßig wie die Kometen sind. Ich versichere Sie, ich lebe in einem Kreis von Gedanken und Ideen, von Plänen und Arbeiten, von Einfällen, die in meinem Kopfe wachsen, überschäumen und sprudeln und mich ganz dumm machen." (Paris, im März 1833.) Aus einem andern an dieselbe Person gerichteten Briefe hebe ich folgende Zeilen hervor: „Ich schlafe nur fünf Stunden, von Mitter-

Digitized by Google

nacht bis zum Tage; arbeite an meinen Entwürfen, und verbessere von Mittag bis vier Uhr meine Versuche. Am 25. werde ich vier Druckbände fertig haben. ‚Eugenie Grandet' wird Sie in Erstaunen setzen . . ." (Paris, im Dezember 1833.)

Neue Siegeshoffnung. Er glaubt die Schuld bezahlt. Diesmal treibt er es so weit, daß er im Traum seiner Mutter ein kleines Vermögen zusichert. „Jetzt, da das Ende nicht mehr weit ist, kann ich davon sprechen. Dieses Jahr wirst Du noch zwei freudige Nachrichten erfahren. Bis zu meinem Geburtstage — dessen bin ich sicher — werde ich nur noch Dein Schuldner sein, ich hoffe, am Ende des Jahres noch zu einem schönen Resultate zu kommen und Dir ein kleines Kapital aussetzen zu können, dessen Zinsen Dein Leben sichern werden, und dann, später, nun, Du wirst ja sehen. Mein Reichtum, siehst Du, ist Dein Glück, es ist eine Genugthuung für Dich in unseren Lebensverhältnissen. O, gute Mutter, lebe also, um meine schöne Zukunft mitzugenießen; wenn es Dir nicht besser geht, komme ich nach Paris und wir wollen beraten, was zu thun ist. Falls ich im Januar nach Wien gehe, will ich versuchen, genügend Geld zu erwerben, um Dich mitzunehmen; eine Reise wird Dich vielleicht wieder herstellen." (Paris, im November 1834.)

Im selben Monat schrieb er an Frau Zulma Carraud: „Keiner meiner Freunde kann und will sich einen Begriff machen, daß ich achtzehn Stunden täglich gebrauche, daß ich mich vor der Nationalgarde hüte, welche mich töten würde, und es wie die Maler

Digitized by Google

mache: Ich habe für meine Besuche Zeichen erfunden. Ich, du großer Gott! bin beinahe in die Klasse derer zurückversetzt, die bestimmte, unveränderliche Einkünfte haben, und sich nicht das kleinste erlauben dürfen, was sogar die Beduinen thun, die ja selbst von ihrem Kapital leben können. Ich bin außerdem ganz in meiner gewöhnlichen Arbeit mit Geschäften überhäuft, sie haben den Gipfel des Unglücks erklommen. Die fünfzigtausend Franken waren wie ein Strohfeuer verbrannt, und ich habe noch vierzigtausend Franken Schulden zu bezahlen; beträchtlich ist auch die Schuld von vierundzwanzigtausend Franken, die ich bezahlt habe, denn die Schuld selbst und nicht die größere oder kleinere Summe ist es, die mich peinigt. Ich brauche noch sechs Monate, um meine Feder zu befreien, wie ich dann meine Börse frei gemacht habe, und wenn ich noch etwas schuldig bin, so ist es sicher, daß mich die Einkünfte des Jahres frei machen werden. Ueberhaupt habe ich immer Schulden; diese fünfzigtausend Franken sind ein Vorschuß, den man mir für die Erzeugnisse meiner Arbeit gegeben hat." (Paris, Ende November 1834.) Die Wahrheit liegt hier, und nicht in dem Brief an seine Mutter, welcher vorausging. Man sieht hieraus klar, eine wie große Rolle seine Einbildungskraft in seiner Not spielte.

Uebrigens folgten die Krisen sich auf dem Fuße. In dem ersten an Frau Hanska gerichteten Brief, den die Korrespondenz enthält, findet sich folgende charakteristische Stelle: „Ich versichere Sie, die schrecklichste Ueberzeugung befestigt sich in mir: ich habe

Digitized by Google

keine Hoffnung mehr, die gewaltigen Arbeiten zu überstehen. Man spricht von Opfern, die der Krieg und die großen Volkskrankheiten verschlingen; aber wer denkt an die Schlachtfelder der Kunst, Wissenschaft und Litteratur? Unter dieser Arbeitslast, welche auf mir lastet, bin ich in der größten Not, nichts hilft mir, Arbeit, lauter Arbeit, Nachtwachen folgen auf Nachtwachen, Tage des Nachdenkens auf Tage des Nachdenkens, Ausführung auf Pläne, Pläne auf Ausführungen! Wenig Geld im Verhältnis zu dem, was ich brauche. Ungeheuer viel Geld im Vergleich zu meiner Arbeit. Wenn jedes meiner Bücher bezahlt würde wie diejenigen Walter Scotts, würde ich mir helfen können, aber, obgleich gut bezahlt, kann ich mich doch nicht frei machen. Ich werde fünfundzwanzigtausend Franken im August einnehmen. Der ‚Lys' hat mir achttausend Franken eingebracht, die Hälfte durch den Verlag, die Hälfte durch Veröffentlichung in der ‚Revue de Paris'. Der Aufsatz im ‚Conservateur' wird mir achttausend Franken einbringen. Inzwischen werde ich ‚Seraphita' fertig, die ‚Memoiren zweier junger Eheleute' angefangen und die Lieferung von ‚Madame Béchet' beendet haben. Ich weiß nicht, ob je ein Hirn, eine Feder und eine Hand eine gleich große Masse von Schriften angehäuft haben." (Paris, den 11. August 1835.)

Der herzzerreißendste Schrei, den er in der ganzen Korrespondenz ausstößt, findet sich in einem Brief aus dem folgenden Jahre an Frau Hanska: „Ich habe mich aller Hoffnungen begeben, habe mit Ge-

Digitized by Google

walt entsagt und mich hier in die alte Mansarde von Jules Sandeau, in Chaillot, am 30. September zurückgezogen, in dem Augenblick, als ich mich zum zweitenmale in meinem Leben durch ein unvorhergesehenes und vollständiges Unglück ruinirt sah. Als sich noch zu meinen Sorgen um die Zukunft das Gefühl tiefster Abgeschiedenheit gesellte, in die ich mich diesesmal ganz allein geflüchtet habe, gab ich mich den süßen Gedanken hin, daß ich wenigstens in einigen auserwählten Herzen wurzele ... in dem Augenblick kam Ihr Brief an, so mutlos, so traurig! Ich bin aus der Rue Cassini nicht ohne Bedauern fortgezogen; ich weiß noch nicht, ob ich einige Möbelstücke, an denen mir viel liegt, sowie meine Bibliothek behalten darf. Ich habe im voraus alle Hinterlassenschaften vererbt, all die Heiligtümer zarter Freuden und Erinnerungen, um das kleine Vergnügen zu haben, sie noch in meinem Besitze zu wissen. Das ist wenig, um die Gier der Gläubiger zu besänftigen. Zwei Jahre der Arbeit können alles wieder gut machen, aber es ist unmöglich, daß ich diesen beiden Jahren meines Lebens nicht zum Opfer falle ... Damit Sie wissen, wie weit meine Kraft geht, muß ich Ihnen erzählen, daß das ‚Geheimnis der Ruggieri' in einer einzigen Nacht niedergeschrieben wurde; denken Sie daran bei der Lektüre. ‚Die alte Jungfer' ist in drei Nächten entstanden. ‚Das zerbrochene Thor', das den Schluß des ‚Verfluchten Kindes' bildet, wurde in wenigen Stunden physischer und moralischer Bedrängnis verfaßt; das ist mein Brienne,

Digitized by Google

mein Champaubert, mein Montmirail! Das ist mein Frankreich; ich habe in Saché die fünfzig ersten Seiten der ‚Verlorenen Illusionen' in drei Tagen geschrieben ... Mich reiben alle die Korrekturen auf ... Man muß sich selbst übertreffen, so lange das Publikum sich noch nicht für einen interessirt; man muß sich selbst übertreffen, — inmitten von Wechselprotesten, Kummer und schrecklichsten Geldverlegenheiten, in der abgeschiedensten Einsamkeit und jedes Trostes beraubt ..." (Paris, im Oktober 1836.)

Ich muß innehalten und mich auf einige Zeilen aus jedem Briefe beschränken, um zu zeigen, daß dieser Kampf bis zu seinem Tode dauerte. Es sind beständige Ausbrüche. „Ich habe ein Geschäft mit Herrn Lecou abgeschlossen, durch welches ich Hubert werde bezahlen können, um den dringendsten Forderungen nachzukommen, und wenn ‚Die höhere Frau' erschienen sein wird, bestimme ich einen Teil davon, um die Gougés zu erwerben. Meine Mutter wird spätestens am 12. Dezember haben, was sie gebraucht, aber ich will nicht das Resultat abwarten, ohne mich auf eine schreckliche Arbeit zu werfen; ich will, daß ‚Cäsar Birotteau', der von einer Zeitschrift für zwanzigtausend Franken angekauft wurde, am 10. Dezember fertig sei, fünfundzwanzig Nächte werden nötig sein; ich habe ihn heute früh begonnen. In fünfundzwanzig Tagen müssen fünfunddreißig bis sechsunddreißig Bogen, anderthalb Bände, fertig sein ..." (Brief an seine Schwester im November 1837.) „Beruhige Dich, meine vielgeliebte Laura, wahrscheinlich werde ich

Digitized by Google

in dieſer Woche zweitauſend Franken zuſammenbringen können, welche ich notwendig gebrauche. Ich werde dann verſuchen, Dir alles zurückzuerſtatten, was ich Dir ſchuldig bin; meine arme Mutter wird darunter leiden, aber ihre Sorgen, das weiß ich, werde ich ihr bald abnehmen können. Jetzt muß ich mich aus den Geſchäften herauswickeln." (Brief an ſeine Schweſter, Paris 1839.) „Für den Augenblick iſt mir, was ihr verlangt, abſolut unmöglich; aber in zwei oder drei Monaten wird es mir eine Kleinigkeit ſein. Dir, Herzensſchweſter, kann ich alle meine Geheimniſſe anvertrauen; nun ſitze ich wieder in einem entſetzlichen Unglücke feſt. Alle Mauern der Jardies ſind eingeſtürzt durch die Schuld des Ingenieurs, der keine guten Fundamente gelegt hat; nun, alles dies, obgleich ſeine Schuld, fällt auf mich, denn er hat keinen Heller, und ich habe ihm nur achttauſend Franken auf Abzahlung gegeben. Halte mich nicht für thöricht, Teure; ich müßte ſehr reich in dieſem Augenblicke ſein, ich habe Wunder an Arbeit gethan, aber all meine Geiſtesarbeiten ſind in ihren Mauern zuſammengebrochen." (Brief an Madame Zulma Carraud, les Jardies, März 1839.) „Ich habe Kummer bekommen, Herzenskummer, tief und unſagbar ... Was die materielle Seite betrifft: fünf Akte und fünfzehn Bände geſchrieben in dieſem Jahre, genügt das? Hundertundfünfzigtauſend Franken verdient, die mir aber nicht meine Ruhe wiedergegeben haben ..." (Brief an Frau Zulma Carraud, les Jardies 1840.) „Das nötige und ſauer gewonnene Geld wird mir von meinen

Digitized by Google

Gläubigern ſtreitig gemacht. Ich kann mich nicht zu ſchanden arbeiten. Wenn ich auch weiter arbeite, wie ich es bisher thue, kann ich doch nicht dahin gelangen, meine Schulden zu bezahlen, ja nur zu leben, die Arbeit kann mich künftig auch nicht retten; man muß etwas anderes beginnen, ſich eine Stellung ſuchen . . ." (Brief an ſeine Mutter, April 1842.) „Ich brauche fünfundzwanzigtauſend Franken in dieſem Monat; ich muß die Angelegenheit mit den drei Buchhändlern der ‚Menſchlichen Komödie' abſchließen, die mir fünfzehn- bis ſechzehntauſend Franken ſchuldig ſind. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß, wenn ich alles angelegt hätte, was ich in der Brieftaſche zur Bezahlung meiner Schulden beſitze, ich niemandem mehr in der Welt bis zum nächſten Oktober etwas ſchuldig geblieben wäre . . ." (Brief an Frau Hanska, 3. April 1845.) „Die ſchrecklichſten, die unglaublichſten Dinge ſind über mich hereingebrochen. Jetzt noch ohne Geld, verfolgt von Leuten, die mir einen Dienſt geleiſtet, habe ich kaum Zeit, das Wichtigſte zu erledigen. Ich werde achtzehn Stunden täglich arbeiten müſſen . . ." (Brief an ſeine Schweſter, Paris, Mai 1846.) „Dieſe vier Werke, ‚Die Bauern', ‚Die Kleinbürger', ‚Der Vetter Pons' und ‚Die Couſine Bette' werden mir alle meine Schulden bezahlen, und dieſen Winter werden nur die ‚Erziehung des Prinzen' und die ‚Letzte Inkarnation von Vautrin' mir das erſte Geld verſchaffen, welches zu meinem perſönlichen Gebrauch herhalten und den Fonds zu meinem Vermögen bilden ſoll." (Brief an Frau Hanska, Juni 1846.)

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Digitized by Google

Ich wüßte in der ganzen Korrespondenz nicht vier Seiten zu bezeichnen, die trauriger und typischer wären. Der ganze Balzac liegt in dieser hochgespannten Hoffnung. Er ist im neunundvierzigsten Jahre, hat schon alle seine Hauptwerke geschaffen und träumt, noch einmal ein Stück Geld zu gewinnen, welches er persönlich verwenden könnte, um die Grundlage seines Privatvermögens zu bilden. Ist das nicht der Aufschrei eines ewigen Träumers, dieses zwanzig Jahre lang geplagten Schuldners, der verzweifelt mit seinen Schulden kämpfte, aber noch am Abend darauf zählte, am nächsten Morgen Millionen zu gewinnen? Und dann, man denke, mühte er sich den einen Tag wie den andern ab. Die Klagen beginnen aufs neue, die Schuldforderungen bedrängen ihn mehr denn je, sie hören selbst nicht auf, als er sich zur Comtesse Hanska nach Vierzschovnia in den Jahren 1849 und 1850 zurückzieht. Kurz vor seiner Heirat wird er durch seine Liquidation gepeinigt, er beunruhigt sich und spricht davon, sich in eine Mansarde zurückzuziehen, falls die projektirte Vereinigung nicht stattfinden sollte. Seiner Schwester schreibt er von den über ihn hereingebrochenen Geldsorgen am 9. Februar 1849: „Du weißt, welche Mittel ich angewandt habe, um billig zu leben; ich esse nur zweimal wöchentlich warm, Montag und Donnerstag, sonst kaltes Fleisch mit Salat. In Passy begnüge ich mich mit dem Allernotwendigsten, ich beschränke alle meine Ausgaben auf einen Franken. Ich werde dieses Leben aufs neue beginnen, ohne zu zucken.“ Wirst dieses

Digitized by Google

Detail nicht ein beklagenswertes Licht auf das Leben eines großen Schriftstellers? Man würde ihn eines Tages tot in seinem Loche aufgefunden haben, wenn nicht schließlich die Heirat ihn aus seinen Geldverlegenheiten gezogen hätte; und als er endlich sein heiß begehrtes Glück erreicht hatte, mußte er sterben. Sein Genie hat ihn nicht am Leben erhalten können. Ein Weib hat ihn retten müssen, daß er sich wenigstens ohne Schulden ins Grab legen konnte.

IV.

Ich liebte es, bei der Lektüre der Korrespondenz alles anzustreichen, was auf das Theater Bezug hatte. Es war mir interessant, aus der großen Masse von Aufzeichnungen die verschiedenen Methoden zusammenzustellen, die Balzac über die dramatische Kunst hatte; das Theater beschäftigte ihn sein ganzes Leben lang. Ohne Zweifel hätte er hier eine rege Thätigkeit entfaltet, wenn nicht Zeitmangel und die Notwendigkeit, mit seinen Romanen Geld herauszuschlagen, ihn stets gezwungen hätten, seine ernsten Versuche auf eine spätere Zeit zurückzustellen.

Wie ich oben zeigte, war seine erste litterarische Arbeit eine Tragödie, nämlich „Cromwell", deren Plan er uns gibt, und die nur ein absolut mittelmäßiges Ding hatte werden können. Zu dieser Zeit, mit zwanzig Jahren, erkannte er Racine als seinen Meister an.

Digitized by Google

Corneille, den er seinen „Herrn“ nennt, schien ihn weniger zu berühren. Indessen beklagte er oft, daß er nicht genug Geld hätte, um sich eine Wohnung im Erdgeschoß zu nehmen, wo man Tags über den „Cinna“ spielen könnte. Es ist sehr eigentümlich, seine Abneigung vor modernen Stoffen zu sehen. Am Morgen nach der Vorstellung von „Maria Stuart“ von Pierre Lebrun schrieb er an seine Schwester: „Der Stoff dieser Tragödie ist zu abgelegen, um auf die Bühne gebracht werden zu können: hoffen wir, daß der Autor mit Erfolg die Schwierigkeiten moderner Stoffe überwinden wird, die ja auch nie so günstig für eine poetische Behandlung sind als die antiken. Dazu kommt die Schwierigkeit, einen modernen Stoff interessant zu machen. Wir Staatsbürger sind alle von derselben Beschaffenheit; die Staatsintrigen eignen sich wenig für das Theater ...“ (Paris, den 30. Oktober 1813.) Erscheinen diese Zeilen nicht fremdartig aus der Feder des Schriftstellers, der den modernen Roman geschrieben hat, der die ganze Größe des modernen Dramas zeigen sollte? Uebrigens fühlt man schon aus diesem Brief eine geheime Neigung für das Drama. Das ist vielleicht der erste Versuch, mit dem er sich über sein Talent klar geworden ist.

Die Theaterfrage taucht von neuem erst wieder fünfzehn Jahre später auf, die Schulden drängten ihn, und er dachte daran, sich als Dramatiker zu versuchen, sich frei zu machen. Ein Stück hat immer mehr als ein Roman eingebracht; nur muß man mit der

Digitized by Google

Bühne erst eine beträchtliche Zeit vertraut sein, wenn man aufgeführt werden und Erfolg haben will, und das war eine Ausgabe, die Balzac sich nicht gestatten durfte. Man findet eine Andeutung über diesen Punkt in einem Briefe an seine Schwester, der von Sachè aus (1834) datirt ist. „Meine theatralischen Versuche fallen schlecht aus, ich werde sie für den Augenblick fallen lassen müssen. Das historische Drama verlangt große scenische Effekte, auf die ich mich nicht verstehe, und die man vielleicht nur an Ort und Stelle mit intelligenten Schauspielern lernen kann. Was die Komödie anbetrifft, so will ich Molière folgen, aber das ist ein Meister, der einen in Verzweiflung bringen kann. Es erfordert viele Tage, um in diesem Genre ein Stück vorwärts zu kommen, und es ist gerade die Zeit, die mir immer fehlt. Man muß andererseits unzählige Schwierigkeiten überwinden, um auf der Bühne einen Schritt vorwärts zu kommen, und ich habe keine Muße, mit Händen und Beinen mitzuspielen . . ." Er hatte sogar daran gedacht, Pseudonyme zu wählen und ohne eigene persönliche Verantwortung Stücke aufzuführen, durch die er sich nicht kompromittiren könnte. Man sieht also deutlich, daß das Theater in dieser Zeit für ihn weiter nichts war, als das Mittel, viel Geld zu verdienen.

Später schreibt er in einem Briefe an Frau Hanska vom 15. Juni 1838 über Scribe in folgender Weise: „Ich habe mir gestern die ‚Kamaraderie' angesehen und finde viel Talent in diesem Stück. Scribe versteht sich auf das Handwerk, aber er versteht nichts

Digitized by Google

von der Kunst. Er hat Talent, aber er ist kein dramatisches Genie, es fehlt ihm durchaus an Stil." Alles in allem genommen, haben wir heute selbst diese Meinung; ich habe sie angeführt, um zu zeigen, daß Balzac, gewöhnlich ein schlechter Kritiker, es doch zuweilen verstanden hat, das rechte Wort zu treffen.

Endlich kommen wir zum März 1842, zum Morgen nach der Aufführung des „Vautrin". Aus diesem Monat datiren einige sehr interessante Briefstellen, unter anderem die an Dablin: „Falls Sie in Ihrem Kreise Leute haben, die der Première des ‚Vautrin' beizuwohnen wünschen, und Sie Wohlwollen für mich empfinden, so habe ich das Recht, für meine Freunde eher als für Unbekannte Logen zu verkaufen. Ich werde dafür sorgen, daß schöne Frauen anwesend sind." Es gibt nichts Liebenswürdigeres und Naiveres als diese Bemerkung. Man erkennt den eitlen Balzac, den weltfremden Mann, der sich die Welt wie ein verblendeter Olympier denkt. Die Herzoginnen und Gräfinnen sind in seinen Augen Göttinnen; in der Einbildungskraft sieht er bereits das Theater, in dem „Vautrin" gespielt werden sollte, voller Diamanten und nackter Schultern, und für ihn sollte dies ganz ernsthaft den Erfolg entscheiden. Dennoch war er sehr ängstlich, denn er schreibt an Léon Gozlan: „Sie werden einen merkwürdigen Durchfall erleben. Ich glaube, ich habe unrecht gehabt, das Publikum anzurufen." Man weiß, daß „Vautrin" bei der zweiten Vorstellung verboten wurde, als Frédéric Lemaître den merkwürdigen Einfall hatte, sich für

Digitized by Google

seine Rolle als Lump die Maske Louis Philipps zu wählen. Das war die Veranlassung zu einem der edelsten Züge aus dem Leben Balzacs. Man bot ihm Schadenersatz an, doch Balzac wies ihn zurück. Ein Brief an Frau v. B. enthält eine Anspielung hierüber: „Heute morgen wollte ich gerade Ihren Brief beenden, als der Direktor der schönen Künste zum zweitenmale zu mir kam. Er bot mir für den Augenblick eine Entschädigung an, die aber Ihrer Summe nicht entsprach ... Ich habe sie zurückgewiesen. Ich sagte, daß, möchte ich nun recht haben oder nicht, meine Verpflichtungen gegen dritte doch mindestens erfüllt sein müßten, daß ich ja niemals was gefordert hätte, daß ich auf meine Unbescholtenheit hielt und nichts für mich, aber alles für die anderen wollte ..." (Paris 1840.)

Aber des seltsamste Abenteuer Balzacs auf dem Theater war die Vorstellung der „Hilfsquellen des Quinola". Es ist bekannt, daß er das ganze Theater mietete und den Billethändler spielte, um die Plätze für eine höhere Taxe zu verkaufen. Hierauf beziehen sich zwei an Fräulein Sophie Koslovski gerichtete Briefe. Voller Begeisterung über seinen ökonomischen Einfall sagt er: „Unter uns, die ersten Logen kosten dreißig Franken für den Platz, die ersten freien Sitze fünfundzwanzig Franken, und ich will für euch gute Plätze reserviren. Die letzten Freisitze kosten nur zwanzig Franken für den Platz ... Ans Werk, Sophie! Es eilt! es brennt!" (Paris, 6. März 1842.) Diese Preise sind enorm für unsere Theater. Tags

Digitized by Google

darauf schreibt er einen noch ausführlicheren Brief. Er hat besonders die russische Kolonie im Auge und spricht mehr als je davon, schöne Frauen einzuladen. „Sagen Sie allen Ihren Russen, daß mir die Namen und Adressen fehlen, mit einer geschriebenen Empfehlung von Ihnen persönlich für diejenigen Ihrer Freunde, welche Plätze wünschen. Es kamen davon etwa fünfzig täglich unter falschem Namen, welche mir ihre Adresse verweigern. Das sind Feinde, welche das Stück zu Falle bringen wollen. Wir sind zur größten Vorsicht gezwungen. In fünf Tagen werde ich wissen, was ich zu thun habe. Ich bin trunken von meinen Stücken." Alle diese schönen Berechnungen sollten verhängnisvollerweise zu einem vollständigen Durchfall führen. Das von Balzac gemietete Theater blieb von der zweiten Vorstellung an leer. Die „Hilfsquellen des Quinola" sind übrigens sein mittelmäßigstes Drama. Und da sah man die wunderbare Macht seiner Einbildung, die Fähigkeit, die er bewies, außerordentliche Glückspläne zu schmieden.

Das beste Stück Balzacs nach der „Stiefmutter" ist gewiß „Mercadet", das jetzt dem Repertoire der Comédie Française einverleibt ist. Dieses Stück, dessen Titel anfangs „Der Arbeiter" hieß, mußte gekürzt werden, um in Scene gehen zu können. Ein an Laurent Jan, einen der treuesten Freunde Balzacs gerichteter und Vierzschovnia, den 9. Februar datirter Brief spricht von der seltsamen Idee eines Boulevarddirektors, der die Absicht hatte, den „Faiseur" in ein großes Melodrama umzuwandeln. Der

Digitized by Google

Autor widersetzte sich natürlich dieser Idee. Ich stoße im Briefe auf folgende Stelle: „Du wirst in kurzem den ‚König der Bettler', ein in der Republik unmögliches, weil nämlich royalistisches, Stück sehen. Ein prächtiges Scenarium." So beschäftigte sich Balzac kurz vor seinem Tode mehr als je mit dem Theater. Mir ist nicht bekannt, ob das Scenarium des „Königs der Bettler" sich erhalten, ob es überhaupt wirklich existirt hat. Jedenfalls ist es in seinen vollständigen Werken nicht vorhanden. Ein ebenfalls an Laurent Jan gerichteter Brief kommt auf seine Pläne, für das Theater zu arbeiten, zurück. „Eine langwierige und bösartige Herzkrankheit, welche mich seit letztem Winter in verschiedenen Stadien befallen, hat mich verhindert, außer meinen wichtigsten Angelegenheiten und drängendsten Familienpflichten, noch etwas zu schreiben. Doch in den ersten Tagen des nächsten Februar werde ich in Paris sein mit dem festen und dem nötigen Verlangen, zu arbeiten wie ein Mitglied der Gesellschaft dramatischer Autoren, denn in meinen Schmerzenstagen habe ich ein kleines theatralisches Kalifornien, welches ich ausnützen werde, gefunden . . ." Das Dokument befestigt mich in dem Gedanken, daß, wenn der Tod uns Balzac nicht geraubt hätte, wir ohne Zweifel einen großen Dramatiker mehr gehabt hätten. Er war endlich von den Schulden befreit, er konnte seine ganze Zeit dem Theater widmen; seit langem von der Leidenschaft zu den Brettern geplagt, wartete er nur auf diese glückliche Stunde. Für mich steht sein Erfolg fest.

Digitized by Google

Er besaß ein hoch entwickeltes Talent für das Theater. Wenn man seine Romane studirt, sieht man ihn, wie er unaufhörlich fortschreitet, vom Geringfügigen zum Trefflichen gelangt, mit der Langsamkeit und Kraft eines Mannes, dessen solider Geist sich notwendig anstrengen muß. In seinen Theaterstücken zeigt sich dasselbe, sein letztes Drama, „Mercadet", ist bei weitem das beste. Er würde sich, das ist außer allem Zweifel, nach dem Gesetz, das ich oben gezeigt habe, entwickelt und ein Meisterwerk zu stande gebracht haben. Obgleich das paradox erscheinen könnte, darf man doch sagen, Balzac ist gestorben, als er reif wurde, als er seine schönsten Werke schreiben wollte.

Noch eine andere Seite habe ich in der Korrespondenz sehr genau studirt; ich will von der Stellung der französischen Akademie zu Balzac sprechen. Man wußte nur im allgemeinen, daß er zweimal kandidirt hatte und zweimal abgewiesen wurde. Die Korrespondenz gibt einige Details. Man kann sich die Gefühle Balzacs über diese Frage klarlegen. Ich habe die geringsten Stellen, welche auf diesen Gegenstand Bezug haben, notirt.

Im Jahre 1844, im sechsundvierzigsten Lebensjahre, hatte er sich zum erstenmale gemeldet. Ich muß den kurzen folgenden Brief citiren, der an Charles Nodier gerichtet ist, und der die Erklärung gibt, weshalb ihn die Akademie zurückwies: „Ich weiß heute ganz sicher, daß meine Vermögenslage ein Grund mit war, die Akademie feindlich gegen mich zu stimmen,

Digitized by Google

sonst würde ich Sie nicht mit tiefem Schmerz bitten, Ihren Einfluß nur zu meinen Gunsten zu verwenden . . . Wenn ich nicht infolge der ehrenwertesten Armut in die Akademie kommen könnte, werde ich mich niemals in den Tagen melden, da das Glück mir günstig gestimmt ist. Ich schreibe in dieser Empfindung an unsern Freund Victor Hugo, der sich für mich interessirt." Dieser so ehrenhafte Brief zeigt, welches Gewicht Balzac auf den Titel eines Akademikers legte. Man hatte die Akademie noch nicht lächerlich gemacht, und die revolutionärsten Schriftsteller hielten es für eine Ehrensache, hier einzutreten. Trotz seiner Behauptung, die Chancen eines neuen Mißerfolges nicht zu riskiren, kandidirte Balzac nichtsdestoweniger noch ein zweitesmal.

Im folgenden Jahre schrieb er am 3. April 1845 an Frau Hanska: „Da ist wieder ein Akademiker, Soumet, gestorben, fünf oder sechs nähern sich dem Grabe; trotz Ihrer Spöttereien und Ihres Widerredens könnte mich die Not doch noch zum Akademiker machen." In der That scheint ihn Frau Hanska immer wieder davon abgebracht zu haben, sich zu bewerben, denn mehreremale kommt Balzac auf diese Sache zurück. Da sie eine Fremde war, kannte sie ohne Zweifel die ungeheure Bedeutung nicht, welche der Titel eines Akademikers hatte und sogar heute noch in Frankreich besitzt. In unserem Lande, wo man das Talent patentirt wissen will, um es anzuerkennen, beugen sich die Bürger nur vor dem Schriftsteller, der das Abzeichen des Institutes trägt. Die

Digitized by Google

Werke eines solchen Schriftstellers verbreiten sich weit zahlreicher, und seine Person ist gleichsam geheiligt. Es ist offenbar, daß Balzac den Wunsch hegte, in die Akademie einzutreten; und in dem Satze, den ich oben citirt habe, verrät sich sogar die eitle Sehnsucht, der Tod möchte die Sitze veröden, um ihm die Pforten zu öffnen.

Das zweitemal, als er sich bewarb, im Februar 1849, war er in Vierzschovnia krank und mit der wichtigen Angelegenheit seiner Ehe beschäftigt. Diese Entfernung überhob ihn wenigstens der langweiligen Visitenverpflichtung. Er mußte sich darauf beschränken, an die Akademiker zu schreiben. Aber sein Schwager Surville in Paris machte die Gänge, das geht aus einem vom 9. Februar 1849 datirten Briefe Balzacs hervor. Er schrieb an seinen Schwager: „Du hast recht daran gethan, zu Victor Hugo zu gehen; aber für mich wäre es nutzlos und gefährlich gewesen, wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, mich nicht mehr der Akademie vorzustellen. Er hat vollständig erraten, daß ich die Akademie ins Unrecht setzen wollte." Diese Stelle ist ein wenig rätselhaft. Aber man errät, daß Balzac beabsichtigte, sich nur zu bewerben, um einen Mißerfolg auszunützen und so den bösen Willen der Akademie zu zeigen. Ist das wohl wahr? Hatte er nicht die geheime Absicht, gewählt zu werden? In jedem Falle ist es ihm vollständig geglückt, die Akademie ins Unrecht zu setzen.

Da sind übrigens einige Zeilen aus einem Briefe

Digitized by Google

an Laurent Jan, der von der Entwicklung der Geschäfte spricht. „Die Akademie hat mir Herrn von Noailles vorgezogen. Er ist ohne Zweifel ein besserer Schriftsteller als ich; aber ich bin vornehmer als er, denn ich habe mich vor der Kandidatur eines Victor Hugo zurückgezogen. Dann ist Herr von Noailles auch ein Mann von Rang, und ich habe Schulden, zum Henker!“ Man könnte sich kaum geistreicher rächen.

Diese Dokumente zeigen deutlich, daß Balzac sehr lebhaft gewünscht hatte, Akademiker zu werden. Die Akademie kann sich also nicht auf ihr uraltes Prinzip, die strenge Ordnung, beziehen, welches ihr befiehlt, zu warten, bis die Berühmtesten zu ihr kämen. Balzac ist zu ihr gekommen, und sie hat ihn unter den nichtigsten Vorwänden abgewiesen. Wenn der große Name dieses Romanschriftstellers in ihren Listen fehlt, so muß sie ohne Zweifel geglaubt haben, daß dieser Name ihr Unbequemlichkeiten schaffen würde. Sie allein hat die Verantwortung für dieses Verbrechen an der Litteratur zu tragen. Das genügt zur Beurteilung dieses hinfälligen Instituts, das bis in die neuesten Zeiten noch fortbesteht. Die Akademie hat längst jeden Einfluß auf die schönen Wissenschaften verloren. Sie konnte nicht einmal den Diktionär beenden, den Littré vor ihr abgeschlossen hat. Sie begnügt sich damit, in jedem Jahr Litteraturpreise zu verteilen, wie man in den Klöstern Heiligenbilder an die Weisesten und Frömmsten verteilt. Die große moderne Bewegung, die sie eines Tages mit fortreißen wird, geht auch

Digitized by Google

weiter, ohne sich darüber zu beunruhigen, was jene denkt und treibt. Schon seit Jahren kann man glauben, sie existire gar nicht mehr, so tot scheint sie. Dennoch verleitet der Ruhm unsere Schriftsteller, sich mit ihren Titeln zu schmücken, wie man sich mit einem Turban schmückt. Aber sie ist nur noch ein Schein, und sie wird an dem Tage zusammensinken, an welchem die männlichen Geister sich weigern werden, in eine Gesellschaft einzutreten, in der Molière und Balzac keinen Platz fanden.

V.

Die Veröffentlichung der Korrespondenz wird die Neugierde derer enttäuscht haben, welche litterarische Indiskretionen erwarteten. Die interessantesten Briefe sind die, welche Balzac an seine Familie und seine Freunde richtete. Sie nehmen gut die Hälfte des Bandes ein; die Briefe an seine Schwester und seine Mutter sind besonders zahlreich: dann muß man die Briefe an Frau Hanska anführen, die wahrhafte von Tag zu Tag geschriebene Tagebücher sind, sowie die Briefe an Frau Zulma Carraud, jene alte Freundin des Schriftstellers, der er alles anvertraute.

Auch Balzacs Persönlichkeit gibt Stoff zur Korrespondenz. Er kümmert sich sehr wenig um andere, er spricht nur gelegentlich und in einigen Zeilen Urteile über Personen und Ereignisse seiner Zeit aus.

Digitized by Google

Immer ist er in Thätigkeit; immer spricht er von sich, seiner Arbeit, seinen Projekten, seinen Schulden, seinen Gefühlen. Er macht sich zum Mittelpunkt alles dessen, was ihn umgibt. Das ist die fixe Idee eines Menschen, dessen Individualität sich unaufhörlich entwickelt. Daher die große Originalität der Sammlung.

Ich weiß nicht, nach welcher Art die Briefe gesammelt sind; ich weiß nur, daß die Herausgeber lange gezögert haben, ehe sie sie veröffentlichten. Hat die Familie eine Auswahl getroffen? Das ist schon möglich. Ich glaube, es müssen noch andere Briefe von Balzac existiren, denn es ist kaum anzunehmen, daß Balzac nicht mehr Korrespondenten gehabt haben sollte, als die vier Personen, die ich nannte. Wenn ich noch die Herzogin von Abrantès, die Herzogin von Castries, seine Freunde Theodor Dablain und Laurent Jan nenne, an die einige Briefe gerichtet sind, so finden sich in dem Bande nur einige Korrespondenten, die je ein oder zwei Billets von mäßigem Interesse lieferten. Ich nehme die Briefe an die Verleger und an die Kollegen aus, von denen ich noch sprechen werde. Nun ist es allerdings wahr, daß Balzac zu verschiedenenmalen erklärt hat, wie kostbar für ihn die Zeit sei. Er fügt sogar hinzu, daß er nur an seine Verwandten und an Geschäftsleute schreibe. Daher der besondere Charakter der Korrespondenz. Es ist aber eine sehr begründete Furcht vorhanden, daß Freundeshände, die eine pietätvolle That zu vollziehen glaubten, hie und da gewisse Briefe entfernten.

Digitized by Google

Ich beschränke mich darauf diese Furcht ausgesprochen zu haben, ohne weiter Gewicht darauf zu legen.

In den Briefen an seine Schwester, seine Mutter, Frau Hanska, Frau Zulma Carraud zeigt sich Balzac ganz, wie er ist, und läßt uns in seine geheimste Gedankenwelt hineinsehen. Er gibt sich hier, wie ich schon oben festgestellt habe, in seiner großen Güte und seinem humoristischen Gleichmute, zwei Eigenschaften, die äußerst selten sind. Man findet auch hier übrigens den Romanschriftsteller mit seiner beständigen Vergrößerung, die er den Wesen und Dingen gibt. So ist er ein Riese mit seinem edlen Humor, bewegt sich in einer erhabenen Natur, die er sich nach seinem Belieben zurecht gemacht hat. Wenn man ihn so in seinem intimen Verkehr sieht, dann begreift man, daß er sich ganz in sein Werk vertieft hat. Der alte Grandet, welcher Millionen anhäuft, läßt ihn beständig von kolossalen Reichtümern träumen. Der alte Goriot, welcher für seine Töchter stirbt, läßt ihn an seine Mutter und seine Schwestern Briefe schreiben, deren Zärtlichkeit künstlerische Formen annimmt; Cäsar Birotteau, der sein Leben der Abbezahlung seiner Schulden widmet, läßt ihn täglich achtzehn Stunden arbeiten, um seine Gläubiger befriedigen zu können. So findet man ihn überall, er zeigt sich immer groß, gut und tapfer.

Aber sobald man zu den Briefen kommt, die er an seine Verleger schreibt, findet man einen ganz anderen Menschen. Er ist in denselben zänkisch und roh, er hat sich der Reihe nach mit fast sämtlichen

Digitized by Google

Verlegern, die Werke von ihm herausgegeben haben, erzürnt: mit Mame, Gosselin, Werdet, Souverain und Lévy. Sein Prozeß mit Mame ist bekannt geblieben. In den Briefen behandelt er seine Verleger sehr schlecht und bezeichnet sie einfach ohne alle Rücksicht als Schufte. Man muß allerdings bedenken, daß zu seiner Zeit das Verhältnis zwischen Autoren und Verlegern ein gespanntes war. Man klagt sich gegenseitig beim ersten Worte als Spitzbuben an. Das war sogar Mode bei einer Veröffentlichung von Werken, deren Eigentumsrecht die Verleger für eine bestimmte Summe angekauft hatten. Heute, da die Autoren für die Exemplare, die bezogen werden, einen gewissen Prozentsatz erhalten, ist ein friedlicher Zustand hergestellt, und der Buchhandel nicht mehr ein Spiel, das den Buchhändler oder den Schriftsteller ruinirt. Andererseits hatte Balzac ein kompliziertes System von Korrekturen, das die geduldigsten Verleger in Verzweiflung bringen mußte. Seine Werke wurden in den ersten Jahren wenig verkauft; man begreift also, daß seine Beziehungen mit Leuten wie Mame, Gosselin, Souverain sehr unangenehme waren. Ein einziger Verleger, nämlich Werdet, opferte sich und bewahrte die Achtung; aber er machte Bankerott.

Ich komme zu den Beziehungen, die Balzac mit seinen Kollegen unterhielt. Dieser Teil der Korrespondenz, ich wiederhole es, ist eine wirkliche Enttäuschung. Es finden sich da nur unbedeutende Billets. Ich hebe drei Schriftstücke an Victor Hugo heraus, das eine davon ist in feierlichem Tone gehalten, die beiden

Digitized by Google

anderen bezeugen eine größere Intimität; übrigens handelt es sich um Einladungen zu Sitzungen der Schriftstellergesellschaft. Dann noch fünf Zeilen an Lamartine, um ihm eine Loge für die erste Vorstellung von „Vautrin" anzubieten; ebenso einige Zeilen an Champfleury, dem er für die Widmung eines Buches dankt; einige Zeilen an Charles Nodier, die ich bei Gelegenheit seiner Bewerbung angeführt habe; einen Brief an Gautier, den letzten des Bandes, den er seiner Frau diktirt hat, in welchem der sterbende Romanschriftsteller nur jene Worte mit eigener Hand gekritzelt hat: „Ich kann weder lesen noch schreiben!" Alles das ist von so geringem Interesse, daß man es hätte weglassen können. Ich will noch einige Briefe an Méry citiren, dem er den Auftrag ertheilte, ihm Plätze im Eilwagen von Marseille zu reserviren; ferner Briefe an Emil Girardin, mit dem Balzac sich ebenso überwarf und wieder aussöhnte, wie mit seinen Verlegern hinsichtlich einer Publikation. Gleichwohl muß man sagen, daß Balzac in seiner Korrespondenz eher große Gleichgiltigkeit als schlechte Gesinnung gegen seine Kollegen äußerte. Und das war seinerseits edel, denn man muß sich erinnern, wie sehr er angegriffen und in den Kot gezogen wurde. Denn bei aller Ungerechtigkeit, unter der er litt, ertappt man ihn doch seinerseits niemals bei einer leidenschaftlichen Rache. Meist nennt er niemanden, er zeigt nur Geringschätzung; läßt er sich einmal eine Kritik entschlüpfen, so ist diese Kritik immer gerecht und mäßig. In seinen Briefen findet man ihn nur als

Digitized by Google

Freund oder Schüler. Häufig schreibt er nur an Charles de Bernard, einen talentvollen Romanschriftsteller, der ihn kopirte, indem er ihn abschwächte und in das Bereich des Bürgerlichen übertrug. Die letzten Briefe an diesen Schriftsteller zeigen, eine wie große Vertrautheit zwischen ihm und Balzac bestanden hat.

Ich habe schon seine Meinung über Scribe gelegentlich der „Kamaraderie" angeführt. Ich finde jetzt in einem Briefe, den er am 21. Dezember 1845 an Frau Hanska schreibt, folgende Stelle über „Die drei Musketiere" von Alexander Dumas: „Ich begreife, teure Gräfin, daß Sie, die Sie so gelehrt und unterrichtet sind und die Geschichte Frankreichs so genau kennen, nicht allein die öffentliche, sondern bis zu den geringsten intimen Einzelheiten der kleinen Kabinette des Königs und den Schlafgemächern der Königinnen, daß Sie sich über die Musketiere geärgert haben müssen. Es ist wirklich unangenehm, so etwas zu lesen, und es bleibt nur eine Geschmacklosigkeit, damit seine Zeit verschwendet zu haben (dieser kostbare Stoff, aus dem unser Leben besteht); das geht einem nicht so, wenn man einen Roman von Walter Scott gelesen hat, auch kann man Walter Scott wieder lesen, aber ich glaube nicht, daß man Dumas zum zweitenmale lesen könnte. Er ist ein reizender Erzähler, aber er sollte auf die Geschichte verzichten oder wenigstens doch den Versuch machen, sie zu studiren und ein wenig besser kennen zu lernen." Das ist absolut wahr, und man fühlt, daß es die aufrichtige Meinung eines Menschen

Digitized by Google

iſt, der ſich durch eine Lektüre in ſeinen litterariſchen Ueberzeugungen verletzt fühlte. Aehnliche Ideen äußert er andererſeits, wenn er von Eugen Sues „Geheimniſſen von Paris“ ſpricht. Man begreift, daß der Verfaſſer der „Menſchlichen Komödie“ ſich ſehr geringſchätzig über jene langen Romane äußern mußte, in denen das Falſche ihm mit ſeinem ſchlechten Stil den Rang ablief. Was ich indes weniger begreife, das iſt die tiefe Bewunderung, welche Balzac für Walter Scott hegt. In wiederholtenmalen zeigt er einen ungewöhnlichen Enthuſiasmus für ihn. So will ich zum Beiſpiel folgenden Dithyrambus anführen: „Schon ſeit zwölf Jahren denke ich über Walter Scott wie Sie. Neben ihm iſt Lord Byron nichts oder faſt nichts. Jedes Werk Walter Scotts hat ſein beſonderes Verdienſt, aber ſein Genie zeigt ſich überall. Sie haben recht, Scotts Ruhm wird noch wachſen, wenn Byron vergeſſen ſein wird.“ (Brief an Frau Hanska, Paris, am 20. April 1832.) Dies Urteil iſt ärgerlich, denn gerade das Gegenteil traf ein; Byron beſitzt immer noch einen lebendigen Ruhm, während Scott nur noch von Schülern geleſen wird. Ich ſpreche von Frankreich. Es iſt ſehr lächerlich, den Begründer des naturaliſtiſchen Romans, den Verfaſſer der „Couſine Bette“ und des „Vater Goriot“ ſich derartig für den bürgerlichen Schriftſteller begeiſtern zu ſehen, der die Geſchichte in Romanzen behandelt hat. Walter Scott iſt nur ein geſchickter Arrangeur, und nichts iſt weniger lebendig als ſein Werk.

Digitized by Google

Aber der Brief, der hinsichtlich der litterarischen Kollegialität Balzac am meisten Ehre macht, ist derjenige, den er nach der Lektüre der „Chartreuse de Parme" an Stendhal schrieb. Man sieht hier, daß, wenn er gegen mittelmäßige Werke streng war, er, der selbst groß war, sich doch vor bedeutenden Werken zu beugen wußte. Man müßte diesen Brief, aus dem ich folgende Zeilen ausziehe, ganz abschreiben: „Man sollte niemals zögern, denen ein Vergnügen zu bereiten, die uns ein Vergnügen bereitet haben. Die Chartreuse ist ein großes und schönes Buch, ich sage es Ihnen ohne Schmeichelei und ohne Neid, denn ich wäre unfähig, sie zu schreiben, und man kann nur das frei loben, was nicht unsere Sache ist. Ich mache ein Freskogemälde und Sie haben italienische Statuen gebildet. Es ist vor allem ein wirklicher Fortschritt, den wir Ihnen verdanken. Sie wissen, was ich über ‚Le rouge et le noir' gesagt habe. Nun gut, hier ist alles originell und neu... Mein Lob ist absolut und aufrichtig, ich bin deshalb auch um so entzückter, von Ihnen etwas zu lesen, als von allen anderen, die für geistreich gehalten werden und die in einen vollständigen Zustand litterarischer Greisenhaftigkeit verfallen sind... Ich habe in meinem Leben nicht viele Lobesbriefe geschrieben, also können Sie glauben, was ich Ihnen sage... Sie haben der Seele Italiens ihren Ausdruck gegeben." (Ville-d'Avray, am 6. April 1839.) Es weht auf dieser Seite ein Duft, den man angenehm einatmet, denn man empfindet, daß Balzac erhaben ist über alle jene Eifersüchteleien und Gemeinheiten seines

Digitized by Google

Berufes. Ich glaube mit diesem Brief einen andern Brief vortrefflich in Beziehung setzen zu können, den er am 30. Januar 1843, nach dem Tode Stendhals, an Colombe, den Testamentsvollstrecker des letzteren, geschrieben hatte, der nämlich wünschte, der „Chartreuse de Parma" einen Artikel Balzacs über diesen Roman, der in der „Revue Parisienne" stand, wieder abzudrucken. Eine Stelle darin ist besonders interessant: „Stendhal ist einer der merkwürdigsten Geister seiner Zeit, aber er hat die Form nicht genug beachtet; er schrieb, wie die Vögel singen, und unsere Sprache ist eine Art Ehrendame, die nichts gut findet, als was tadellos abgeschliffen und geleckt ist. Ich bin sehr besorgt, daß der Tod ihn überrascht hat; wir müßten das Messer an die ‚Chartreuse de Parma' anlegen, dann würde eine zweite Ausgabe ein vollendetes und tadelloses Werk sein. Es ist immerhin eine wunderbare Arbeit, ein Buch für auserlesene Geister." Diese Voreingenommenheit für die Form ist bei Balzac charakteristisch. Ich habe schon gesagt, daß der Stil die ewige Qual seines Lebens sein sollte. Der Glanz der Romantiker brachte ihn in Verzweiflung, deshalb seine Anstrengungen, seine wunderbare Arbeit bei gewissen Romanen. Und das Schlimmste war, er schrieb um so schlechter, je mehr er die Farbe suchte. Man muß so seine gekünstelten Phrasen, seine ungewöhnlichen Wendungen und den Schwulst sich erklären, den man ihm vorwirft. „Die Lilie im Thal" ist gewiß ein Werk, in dem seine Anstrengung in Bezug auf einen guten Stil am

Digitized by Google

sichtbarsten ist: der Anfang ist ganz besonders unerträglich. Er wollte mit Victor Hugo wetteifern. Man merke, daß Balzac einen herrlichen und persönlichen Stil besaß, wenn er sich dazu entschloß, ruhig und maßvoll zu schreiben. Er war namentlich ein Grammatiker ersten Ranges, die „Drolligen Erzählungen" sind Meisterwerke der Form, Kostbarkeiten, die ein großer Künstler gemeißelt hat.

Ich habe von den unzähligen Angriffen gesprochen, unter denen Balzac seine Romane geschrieben hat. Nie ist ein Schriftsteller mehr verleumdet, mehr angespieen worden; anfangs erschreckte der Neuerer. Später lebte er abseits, er stützte sich auf keine mächtige Kameraderie der litterarischen Welt. Schließlich hat er in den „Verlorenen Illusionen" eine Darstellung der Journalisten gegeben, die diese ihm niemals verzeihen konnten. Er ist unter Hohngelächter groß geworden, ohne eine wahre Stütze zu haben. Wenn man die Artikel jener Zeit über ihn liest, bleibt man verdutzt über so viel Dummheit und Mißtrauen. Man muß glauben, daß die Kritik gegen die schöpferischen Geister eine wütende Megäre ist. An dem Tage, da er durchdrang, als man ihn nicht mehr verleugnen konnte, als seine mächtige Gestalt den Leuten die Augen ausstach, machte man ihm den albernen Vorwurf der Unsittlichkeit, welche immer die letzte Beleidigung der verdutzten Kritiker ist. Man findet in der Korrespondenz Spuren jenes langen Martyriums Balzacs. Er sehnt sich lange nach dem Ruhme. Er hat schon mehrere Meisterwerke hervor-

Digitized by Google

gebracht, als er sich noch unbekannt weiß und von sich wie von einem Anfänger spricht, der sich seiner Hand noch nicht sicher fühlt. „Vielleicht" ist sein großes Wort. Er hat das Bewußtsein, daß er viel arbeiten muß, wenn er sich zu einem Meister heraufringen will. Lange wartet er auf seinen ersten Erfolg. Dennoch war er schon vierunddreißig Jahre alt, als er von Aix an seine Mutter am 27. August 1832 schrieb: „Meine geliebte Mutter, ich muß Dich trösten, wie ich mich selbst tröste mit Träumen ... Ein junger Mensch hat vier Meilen zurückgelegt, um mich zu sehen, als er erfuhr, daß ich mich in Proudrerie aufhielte, und die Leute des konstitutionellen Kreises haben gesagt, daß, wenn ich Abgeordneter werden wollte, würden sie mir trotz meiner aristokratischen Gesinnungen ihre Stimmen geben ... Ist es wahr, ist man auf mich verfallen, ich weiß es nicht, aber das erhöht meine Hoffnung, es handelt sich nur noch darum, einige Anstrengungen zu machen, um den Mut nicht zu verlieren." Die Entmutigung ist bei ihm selten; gleichwohl zeigt ihn die Korrespondenz manchmal ganz niedergeschlagen. Es ist wahr, daß er sich sogleich wieder aufrichtet, und daß die geringste Hoffnung ihn schon an das vollständigste Gelingen denken läßt. Nach und nach lernt er seine Bedeutung kennen, er braucht den Ruhm nicht mehr zu wünschen, denn er fühlt, daß er ihn umflammt. In solchen Momenten läßt er seine ganze Verachtung gegen seine Widersacher erkennen. Er schreibt zum Beispiel einmal an Frau Hanska: „Ich bin, Sie wissen es ja,

Digitized by Google

ebenso gleichgiltig gegen den Tadel, wie gegen das Lob von Leuten, die nicht zu den Auserkorenen meines Herzens gehören. Besonders aber gegen das Urteil der Presse und im allgemeinen dessen, was man die öffentliche Meinung nennt . . ." (Paris, den 20. Juni 1835.)

Aber der deutlichste Brief, den er über diesen Gegenstand geschrieben hat, ist derjenige, den er am 5. Februar 1844 an Frau Hanska richtete. Hier spricht er seine Gedanken gründlich aus. „Bitte, machen Sie sich keine Sorge um die Zeitschriften, es wäre sogar ärgerlich, wenn es anders wäre. Man ist in Frankreich verloren, sobald man sich einen Namen gemacht hat und gekrönt wird. Beleidigungen, Verdächtigungen, absprechende Aeußerungen, das alles bringt mich nicht in Verwirrung. Eines Tages wird man wissen, daß ich von meiner Feder gelebt habe, und daß nie zwei Centimes in meine Börse gekommen sind, die nicht durch anstrengende Arbeit gewonnen wären; daß Lob und Tadel mir ganz gleichgiltig sind, daß ich mitten unter den Aeußerungen von Haß und trotz der litterarischen Angriffe mein Werk aufgerichtet habe, und daß meine Hand fest und kräftig ist. Meine Rache wird sein, für die ‚Débats' die ‚kleinen Bürger' zu schreiben, das heißt meine Feinde zu dem Wutausruf zu veranlassen: ‚Als man hätte glauben können, seine Tasche wäre leer, veröffentlichte er ein Meisterwerk.' Das ist das Wort der Frau Reybaud bei der Lektüre der ‚Honorine' und des ‚David Séchard' . . . Kurz, das ist die

Rolle, die ich spielen möchte: Vier Menschen werden in diesem halben Jahrhundert einen ungeheuern Einfluß gehabt haben: Napoleon, Cuvier, O'Connel, — ich möchte der vierte sein. Der erste hat vom Blute Europas gelebt, er hat sich mit dem Blute von Armeen geimpft, der zweite hat sich mit dem Globus vermählt, der dritte hat in sich ein Volk verkörpert, ich möchte eine ganze Gesellschaft in meinem Haupte getragen haben. So zu leben, das hieße alle Abende im Glücksspiele ein Pique! coeur! Atout! bekommen!..." An dem Tage, an dem Balzac dieses geschrieben hat, hatte er eine Ahnung von dem Platze, den er in unserer Litteratur einnehmen sollte, in der That, er hat eine ganze Gesellschaft in seinem Haupte getragen. Er ist der Schöpfer des modernen Romans, er zuerst hat das schöne Verhältnis unserer Gesellschaft, welches nichts anderes als das Leben selbst ist, dargestellt.

Und nun höre man das komische Staunen, das der Schriftsteller, als er endlich Bewunderer gefunden hatte, an den Tag legte. Sein Vaterland verstand ihn nicht, der Erfolg mußte ihm vom Auslande kommen. Er schreibt an seine Schwester: „Ich ging gestern zum Baron Gérard, er stellte mir drei deutsche Familien vor, ich glaubte zu träumen, drei Familien! ... mehr nicht, die eine aus Wien, die andere aus Frankfurt, die dritte irgend woher aus Preußen ... Sie gestehen mir, daß sie seit einem Monat pünktlich zu Gérard kämen, in der Hoffnung mich zu sehen und teilen mir mit, daß an der Grenze Frankreichs

Digitized by Google

mein Ruhm bereits beginne. (Undankbares, teures Vaterland!) ‚Fahren Sie nur fort,' fügten jene hinzu, ‚und Sie werden bald an der Spitze des litterarischen Europas stehen!' Europas! teure Schwester, sie haben es mir gesagt, jene schmeichlerischen Familien. Würde ich nicht gewisse Freunde zum Lachen bringen, wenn ich ihnen das erzählte ... Meiner Treu, es waren gute Deutsche; ich lasse mich dazu verleiten, ich will einmal glauben, sie dachten, was sie sagten, und, offen gestanden, ich hätte ihnen die ganze Nacht zuhören können. Das Lob thut uns armen Künstlern so gut, daß jenes der biedern Deutschen mir Mut gemacht hat, ich bin ganz vergnügt von Gérard weggegangen!..." (Paris im Juni 1833.) Ich kenne keine reizendere Episode, als jene von den drei ausländischen Familien, welche einem in seinem Vaterlande schwer Verfolgten gute Worte geben. Der Ton Balzacs soll allerdings witzelnd sein. Aber man fühlt die tiefe Ergriffenheit bei jenen Worten, die so ausgesehen haben, als sollten sie sich mokiren. Er war zu Thränen gerührt, man sieht ihn fortgehen in erleichterter Stimmung und sich schon an der Spitze des litterarischen Europas wähnend, wie er triumphirend mit seinen Absätzen auf das Pflaster tritt. An jenem Tage wird er ein gutes Stück Arbeit verrichtet haben. Ist es nicht sehr traurig, daß die edelsten Söhne Frankreichs, jenes so intelligenten Landes, alle dazu verurteilt waren, ihre ersten Lorbeeren aus dem Auslande zu erhalten. —

Da ich versuchen will, den ganzen Balzac in der

Digitized by Google

Korrespondenz wiederzufinden und von ihm selbst die Dokumente zu entnehmen, die ihn vollständig zeigen, so würde ich nur die halbe Arbeit thun, wenn ich kein Wort über den Politiker, der er hat werden wollen, sagte. Er hatte seiner eigenen Angabe gemäß aristokratische Ansichten. Nichts ist übrigens seltsamer, als diese Stütze der absoluten Macht, sie, deren Talent wirklich demokratisch war und von der das revolutionärste Werk herrührt, das man nur lesen kann! Man muß ihn in diesem Punkte studiren, um zu merken, welche furchtbaren Schläge er dem alten Gebäude unserer Gesellschaft beigebracht hat, die er doch vielleicht glaubte, befestigen zu können. Auch hat er trotz der Erklärung seiner Hochachtung für die monarchischen Ideen, Enthusiasten nur unter dem jungen, freiheitsliebenden Geschlechte gefunden.

Es gäbe hier eine interessante Arbeit zu vollbringen, die ich mir so vorstellen würde: Wie kommt es nur, daß das Genie eines Menschen gegen die eigenen Ueberzeugungen dieses Menschen auftreten kann? Wie dem auch sei, Balzac gab sich lange dem Traum hin, ein mächtiger Politiker zu werden. Spuren jenes Ehrgeizes finden sich in seinen Briefen häufig. Er wünschte den Ruhm und sah sich schon mit Hilfe seiner gewaltigen Phantasie auf der Tribüne, wie er seine Gegner niederzwang, wie er der große Minister eines großen Königs wird. Dieser Traum beherrschte ihn ganz — es war sicherlich eine der furchtbarsten Leiden seiner Eitelkeit, zu sehen, daß man an seine Fähigkeiten für die Regierung nicht glaubte.

Digitized by Google

In einem an Frau Carreaud von Aix unter dem Datum des 23. September 1832 geschriebenen Briefe spricht er sehr ernst über seine Grundsätze. „Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mir Ihre Gedanken gerade herausgesagt haben, dennoch kann ich nicht zugeben, daß Ihre Beobachtungen über meinen politischen Charakter richtig seien. Meine Grundsätze habe ich mir gebildet und meine Ueberzeugung habe ich gewonnen in einem Alter, in dem ein Mensch sein Land, seine Gesetze und seine Sitten wohl beurteilen kann ... Ich glaube alles zu sehen und alles mir kombiniren zu können, was für eine glückliche Staatsmacht notwendig ist ... ich will die Regierung stark ...“ Man sieht, daß er in solchen Dingen einen feierlichen Ton angenommen hat, um seiner Ueberzeugung Gewicht zu geben. Man muß lächeln, denn man kann sich vorstellen, daß er sich unter jener Idee einer glücklichen Staatsmacht einen sehr schönen Plan aufgebaut hat. Er behandelt nichts einfach und würde auch als Politiker, glaube ich, sich nur in Träumen bewegt haben, er hätte die Systeme übertrieben und jeden Tag zur Beglückung seines Volkes eine neue Methode erfunden. Temperamente wie das seinige sind nur in der Kunst zu gebrauchen, wo ihre Ausschweifungen Wunderbares bewirken. Auch, das ist meine Ueberzeugung, hat man ihm einen Dienst geleistet, indem man ihn nicht ernst nahm. Er trug sich der Deputation an und fiel durch. Eine der liebenswürdigsten Stellen der Korrespondenz ist sicherlich die folgende, ich entnehme sie einem Briefe an

Digitized by Google

seinen Verleger Mame, der das Datum vom 30. September 1832 trägt: „Meine Wahl steht bei den Spitzen der Königspartei im Falle der allgemeinen Wahlen fest.“ Ach! der arme große Mann, welch eine köstliche Naivität und welch ein sicheres Vertrauen! Eine Herzogin hat ihm etwas wie ein Kompliment ins Ohr geflüstert, und darüber hat seine Phantasie gearbeitet: alle Spitzen der Königspartei beschäftigten sich mit ihm. Die Wahrheit ist, daß die Spitzen der Königspartei kaum sein Genie begriffen, und daß es beinahe unpassend erschienen wäre, seinen Namen in einem aristokratischen Salon auszusprechen. Wir wollen uns egoistisch freuen, daß die Königspartei ebenso wenig wie irgend eine andere daran gedacht hat, Balzac zum Abgeordneten zu machen. Er war ein Mensch, der sich an einer Aktion berauschte und die Tribüne dem Buche vorzog.

Uebrigens hat er keineswegs die Hoffnung aufgegeben, eine bedeutende Rolle in der Politik zu spielen; als er mit den Vorbereitungen zu seiner Hochzeit in Rußland beschäftigt war, träumte er davon, man ahnt es, bei seiner Rückkehr nach Frankreich seine neue Stellung auszunützen, um endlich seine Zeit zu beherrschen. Nun war er verheiratet mit einem Weibe, durch dessen Vornehmheit und Reichtum er an Einfluß wuchs; er dachte daran, einen Salon zu eröffnen, die ganze vornehme russische Gesellschaft zu seiner Umgebung zu machen, eine Stellung in der Aristokratie einzunehmen und so seinen Weg bis zu einer hohen Carrière zu machen. Wäre er

Digitized by Google

noch am Leben geblieben, so würden wir einen ganz merkwürdigen Balzac kennen gelernt haben. Das lag in seinem Blute, und wir sollen es nicht beklagen, denn eben jenen mächtigen Bedürfnissen, von großen Geschicken zu träumen, sein Leben mit demjenigen anderer in Verbindung zu bringen, verdanken wir die „Menschliche Komödie".

Jetzt muß ich noch sehr merkwürdige Einzelheiten, die indes von geringerer Wichtigkeit sind, erwähnen; ich will auf die Briefe verweisen, die er aus Korsika und Sardinien 1838 schrieb. Er hatte sich nach der letztgenannten Insel begeben, um zu erfahren, ob die Schlacken der von den Römern verpfändeten Minen noch Metall enthielten. Die Briefe sind sehr pittoresk und bieten ein lebhaftes anekdotisches Interesse. Ein andermal hat er das schöne Projekt, Papier für seine Bücher mit neuem Material zu fabriziren. Schließlich, als er bereits an seiner Herzkrankheit litt, kam ihm die hübsche Idee, das Gehölz, welches die Gräfin Hanska besaß, zu versteigern, und sein Schwager Surville mußte ihm erst erklären, daß die Transportkosten des Holzes die Einnahmen nicht decken konnten. Sein Kopf arbeitete unablässig, er spekulirte sogar auf den Zufall. Man erzählt, daß er sich eines Tages auf dem Platz Château d'Eau aufgestellt habe, in der Ueberzeugung, daß ein entscheidendes und glückliches Ereignis ihn in diesem Winkel erwarte. Wie er selbst einmal in der Korrespondenz schreibt, erhob er sich an gewissen Tagen mit einer großen Bewegung, zitterte bei dem geringsten Geräusch

Digitized by Google

einer zugeschlagenen Thür, in dem Glauben, sein Glück stände auf dem Spiel. Diese nervöse Erwartung eines Glücksfalls mußte ihn schließlich zu dem Glauben an übernatürliche Offenbarungen führen, und in der That war er ein Anhänger des Somnambulismus. Ich finde folgende merkwürdige Stelle in dem Briefe an seine Mutter (Genf, 16. Oktober 1832): „Jetzt, meine geliebte Mutter, wirst Du zwei Flanellstücke eingeschlossen finden, die ich auf dem Magen getragen habe, mit welchen Du zu Chapelaine gehen sollst; zunächst untersuche das Stück Numero eins. Erforsche die Ursache und den Sitz des Uebels und die Art der Behandlung. Erkläre das Warum jedes Dinges möglichst genau, dann bei Numero zwei erforsche die Ursache des bei der ersten Konsultation angeführten Blasenpflasters und antworte mir postwendend, wenn Du die Konsultation erfahren wirst, und konsultire meinen empfangenen Brief sofort! Nimm Dich bei dem Flanell mit den Papieren in acht, um die Einflüsse nicht zu vertauschen." Die Mystik Louis Lamberts mußte eine starke Verwirrung auf ihn ausgeübt haben, und das war nicht die am wenigsten erstaunliche Seite seines so ruhigen Temperaments. In seinem so bedeutenden Kopfe war sicherlich etwas nicht ganz richtig, auch er hatte etwas vom Wahnsinn des Genies. Wenn er sich nicht dem Erhabenen zuwandte, verfiel er auf Seltsamkeiten.

Ich glaube nichts ausgelassen zu haben von dem, was aus seiner Korrespondenz erwähnt und beleuchtet

Digitized by Google

zu werden verdiente. Der Schriftsteller und der Mensch werden sich für denjenigen, der sie zu suchen und zu finden weiß, mit allen ihren Gepflogenheiten und intimsten Gedanken hier zeigen. Die Korrespondenz ist Balzacs Generalbeichte.

VI.

Beim Schlusse der Lektüre des Werkes hatte ich einen großen Traum. Auf welche seltsame Mittel verfällt das Schicksal zuweilen, um einen großen Mann hervorzubringen! Heute ist Balzac tot und wir haben nur noch sein Denkmal vor Augen, es versetzt uns durch seine Größe in Erstaunen; wir bleiben voller Hochachtung vor einem so wunderbaren Schaffen. Wie hat ein Arbeiter aus sich allein eine solche Welt hervorbringen können? Und wenn wir die Geschichte dieses Arbeiters erforschen, so erfahren wir, daß er nur arbeitete, um seine Schulden bezahlen zu können; ja, dieser unermüdliche Riese war nur ein von seinen Gläubigern verfolgter Schuldner, der einen Roman vollendete, um einen Wechsel zu bezahlen, der Bogen auf Bogen aufhäufte, um nicht verhaftet zu werden, und der jenes Wunder einer einzig erhabenen Arbeit nur im Hinblick auf die Verfalltage jedes Monats bewirkte. Es scheint, daß sein Geist unter der immer drängenden Not in seinen schrecklichen Geldverlegenheiten sich vergrößerte und in Meisterwerken erglänzte.

Digitized by Google

Wer weiß, wie das Werk Balzacs hätte werden können, wenn er mit einem soliden Vermögen und unter ruhigen und geregelten Lebensverhältnissen geboren wäre. Man kann ihn sich nicht glücklich denken, sicherlich würde er weniger gearbeitet haben; wenn er sich nicht mehr verfolgt fühlte, würde er vielleicht mehr der Vollendung zugestrebt haben, er hätte viel mehr an seine Bücher gedacht und hätte nur geschrieben, wenn die Stunde es erheischte. Wir würden reifere und gleichartige Werke gewonnen haben, aber diese Werke hätten weniger innern Glanz. Ueberläßt man sich einmal der Hypothese, so kann man bis zu der Annahme gehen, daß Balzac die That bevorzugt hätte, und daß wir um einen großen Schriftsteller ärmer wären. Es steckt in ihm ein thatendurstiger Mensch, welcher der Versuchung von Unternehmungen, Reisen, Politik, Handel nachgegeben hätte. Uebrigens beschränke ich mich darauf, diese möglichen Eventualitäten zu zeigen.

Die Wahrheit ist, daß Balzacs Werk wirklich eine Folge des abscheulichen Lebens ist, das er führte. Feinfühlige Kritiker können nur im Namen des guten Geschmacks den Fehler begehen, sich einen gereinigten und verbesserten Balzac zu wünschen. Es wäre unmöglich, ihn zu mäßigen, ihm eine klarere Empfindung und einen ausgefeilteren Stil zu geben, ohne ihn zugleich zu verkleinern, auf die Größe von Romanschriftstellern zweiten Ranges herabzudrücken. Man muß ihn im Ganzen nehmen, ihn vor allem um seiner Kraft willen bewundern. Wenn er die Nächte durchwachte, um seinen Namen zu Ehren zu

Digitized by Google

bringen, so stieg ihm das Fieber bis in seine Feder, seine Wendungen erhielten etwas von seinem Willen, dann fühlte er die Peitsche seines Schuldners auf seinem Rücken klatschen, seine Anstrengung wurde noch größer und wunderbarer. Daher die Gewalt, die aus allem strömt, was er geschrieben hat. Man muß an einen Schiffbrüchigen denken, der zum Helden wird, indem er meilenweit schwimmt, seine Kraft verdoppelt und das Wunderbare erreicht, über das Meer zu gehen und den Wellen zu gebieten. Wenn er die Wahl gehabt hätte, vollkommen zu sein, so hätten wir jenen großen Stil nicht, der das Leben in der „Menschlichen Komödie" durchströmt. Das sind seine Qualen, sein kämpfendes Leben, das so mit einem donnernden und tiefen Rollen im Grunde seines Werkes grollt.

Aber ich will noch bestimmter sein; allein ein solcher Mensch konnte die moderne Epopöe schreiben. Er mußte Bankerott gemacht haben, um seinen wunderbaren Cäsar Birottau zu schaffen, der in seiner Parfümeriehandlung ebenso groß ist wie die Helden Homers vor Troja. Er mußte mit abgelaufenen Schuhen das Pflaster von Paris getreten haben, um die Tiefen des Lebens zu kennen und die ewigen Typen eines Goriot, eines Philipp Brideau, eines Marneffe, eines Baron Hulot, eines Rastignac aufzustellen. Ein glücklicher Mensch, der gut verdaut und der seine Tage ohne Erschütterung zubringt, würde nicht bis zu jenem fieberhaften modernen Leben gestiegen sein. Balzac, der Urheber der Tra-

Digitized by Google

gödie des Geldes, hat in dem Gelde die ganze furchtbare Pathetik, die es in unserer Zeit besitzt, entdeckt. Und er hat sogar die Leidenschaften analysirt, welche die Personen der modernen Komödie bewegen, er hat wunderbar seine Zeit gemalt, weil er an seiner Zeit litt. Er ist der Soldat, der mitten in der Schlacht steht, der alles sieht, der sich auf eigene Faust schlägt, und der noch in dem Fieber des Kampfes selbst die Handlung erzählt.

Er ist zur rechten Zeit gekommen, das ist einer der Gründe seines Genies; man kann sich nicht denken, daß er im siebenzehnten Jahrhundert hätte geboren werden können, in welchem er nur ein sehr mittelmäßiger Tragiker geworden wäre. Er mußte gerade in dem Augenblicke erstehen, als die klassische Litteratur in den letzten Todeszuckungen lag, und als die Form des Romans sich erweiterte und alle Arten der alten Rhetorik in sich umfaßte, um so der allgemeinen Forschung, die der moderne Geist über die Wesen und Dinge anstellt, als Werkzeug zu dienen. Die wissenschaftliche Methode setzte sich durch, die bleichen Helden verschwanden vor den wirklichen Schöpfungen, die Analyse verdrängte vor allen Dingen die Phantasie. Seit damals war er als der erste dazu berufen, jene neuen Werkzeuge mächtig anzuwenden. Er schuf den naturalistischen Roman, die exakte Gesellschaftsstudie und zwar plötzlich mit einem Geniestreich, er wagte es, in seinem erhabenen Freskostil eine ganze Gesellschaft aufleben zu lassen, die er derjenigen, welche vor ihm stand, nachgebildet

Digitized by Google

hatte. Das war der klarste Beweis der modernen Entwicklung, er vernichtete die Lügen aller Arten, er eröffnete die Zukunft, aber was das erstaunlichste in diesem Falle ist, das ist, daß er jene Entwicklung vollendete, als die Romantik noch in vollem Zuge war. Die ganze Aufmerksamkeit wendete sich damals auf jene glänzende Truppe, an deren Spitze Victor Hugo thronte. Die Werke Balzacs hatten nur einen geringen Erfolg. Niemand ahnte, daß der wahre Erneuerer jener Romanschriftsteller war, der noch so wenig Ruhm besaß und dessen Werke so verworren und so langweilig erschienen. Gewiß, Victor Hugo bleibt ein Mann von Genie, der erste Lyriker der Welt, aber die Schule Victor Hugos liegt in den Todeskämpfen, der Dichter hat nur den Einfluß eines Rhetorikers auf die jungen Schriftsteller, während der Ruhm Balzacs alle Tage wächst und heute eine litterarische Bewegung bestimmt, die sicherlich diejenige des zwanzigsten Jahrhunderts sein wird. Man geht auf den Wegen, die er gebahnt hat, jeder Neuling wird die Analyse weiter treiben und die Methode verbreiten. Er steht an der Spitze des litterarischen Frankreichs von morgen.

Taine hat in seiner Studie, die er neulich über Balzac geschrieben hat, bis auf Shakespeare zurückgehen müssen, um einen Ebenbürtigen zu finden, und dieser Vergleich ist gerecht, in der That hat Shakespeare eine große und lebendige Menschheit geschaffen; beide sind sie Seelenschöpfer von gleicher Kraft, nur unter verschiedenen Verhältnissen geboren. Der Ruhm

Digitized by Google

Balzacs besteht darin: Andere Schriftsteller haben mit mehr Korrektheit und Glanz zu schreiben vermocht, andere hatten eine gleichmäßigere Phantasie und wieder andere haben sich durch die Logik ihrer Empfindungen und Schöpfung vollendeter Figuren ausgezeichnet. Aber niemand hat die Menschheit tiefer erforscht, niemand gründlicher über sie gesprochen, niemand eine größere Menge von Dokumenten aufgehäuft. Man denke sich einen Chemiker, der den ganzen Tag in seinem Laboratorium zubringt und sich einschließt, um seine Erfahrungen zu vervielfältigen; dieser Chemiker schreibt alle seine Entdeckungen nieder, findet in jeder Stunde neue Wahrheiten und schreibt sie in seinem Arbeitsfieber auf. Vielleicht fehlt die Ordnung ein wenig; aber für den, der diese Papiere zu lesen versteht, besteht eine Klarheit in den Entdeckungen aller Art, für ihn sind es Materialien von unschätzbarem Wert. Später mag man alles das klassifiziren. Der Gelehrte, der als der erste eine Arbeit begonnen hat, wird den ewigen Ruhm genießen, der Gründer einer Wissenschaft zu sein. Nun, und Balzac ist solch ein Chemiker des menschlichen Geistes und Herzens. Er hat eine Litteratur gegründet.

VII.*)

Es wäre sehr interessant, auch den Kritiker Balzac zu studiren. Heute bleibt die „Menschliche Komödie"

*) Die beiden folgenden Kapitel sind nach der obigen Studie über die Korrespondenz geschrieben.

Digitized by Google

allein bestehen, und man scheint gar nicht zu wissen, daß Balzac auch journalistisch thätig war und sich in furchtbare Polemiken einließ und daß er schließlich gegen die schändlichen Angriffe der gesamten Presse zuweilen mit äußerster Heftigkeit antwortete. Uebrigens habe ich nicht die Absicht, mich mit diesen Kämpfen zu befassen, ich will sie nur konstatiren, weiter nichts. Viel interessanter scheint mir indes, Balzac als Kritiker zu studiren und zu untersuchen, welches seine leitenden litterarischen Ideen waren und zu sehen, ob er sich der bedeutenden Rolle bewußt war, die er in der Litteratur spielte.

Die Herausgeber der vor einigen Jahren erschienenen großen Gesamtausgabe haben die kritischen Werke Balzacs unter dem Titel „Portraits und litterarische Kritik" vereinigt. Die Materie bildet einen großen Band, die Sammlung gibt uns ein Urteil über den kritischen Sinn des Romanschriftstellers, man kann sich daraus eine Idee über seine Doktrin bilden.

Ich gehe noch weiter und ich gestehe, die Doktrinen Balzacs erscheinen mir nach sehr aufmerksamer Lektüre nicht von großer Klarheit zu sein. Gewiß, er wagt Theorie auf Theorie, begeistert sich für jede Idee und will mit ihr die Welt regieren. Aber prüft man das alles genau, dann steht man in einem unentwirrbaren Wirrwarr, es fehlt die Grundidee, er stützt sich nicht auf eine wissenschaftliche Wahrheit, von der er die logischen Urteile ableitet. Auf jeder Seite findet man bei ihm ohne Zweifel alle unsere Wahr-

Digitized by Google

heiten. Nur sind sie zusammengekommen wie im wilden Traum eines Sehers; sie stoßen sich und verlieren sich mitten unter dem Ausgezeichnetsten und Schlimmsten; nichts hält sie zusammen, es werden keine exakten und präzisen Formeln herausgezogen. Kurz, ich will zwar nicht behaupten, daß Balzac kein Bewußtsein von seinem Werke gehabt habe, aber es steht doch fest, daß er weder den litterarischen Einfluß desselben noch die soziale Tragweite berechnet hat.

Ich glaube wohl, daß dieser Mangel an Bewußtsein sich besonders von seinem geringen, kritischen Sinne herschreibt. Man muß mich verstehen, ich will damit sagen, daß er im Enthusiasmus urteilte, ohne strenge Methode und immer mit glühender Einbildungskraft. Man findet übrigens den Romanschriftsteller auch in dem Kritiker wieder, es ist derselbe aus dem Schlaf gerüttelte Träumer, der von der Beobachtung ausgeht, um in seinen Träumen alles ins Ungeheure zu übertreiben, unfähig, die Proportionen einzuhalten, der dem Genie eines Walter Scott zujubelt und der im stande ist, die Verse Hernanis mit zweifelhaftem Geschmack zu bewitzeln. Der Band, den ich in Händen habe, enthält viele so seltsame Urteile, die man heute nicht mehr versteht.

Der historische Roman zum Beispiel scheint ihn sehr beschäftigt zu haben. Ist das nicht erstaunlich? Ein Schriftsteller, der den modernen naturalistischen Roman begründen sollte, scheint sich nur für die Scharteken jener sogenannten und falschen Romane zu interessiren, die heute eine unverdauliche Lektüre bilden.

Digitized by Google

Ich laſſe ihm noch ſeine Bewunderung für Walter Scott hingehen, obgleich ſie jedes Maß überſchreitet und ihn ohne jedes Bewußtſein ſeines eigenen Genies zeigt. Denn ich begreife nicht, wie der Verfaſſer der „Couſine Bette“ den Verfaſſer des „Ivanhoe“ gelten laſſen und ihn ſogar als den großen Mann des Jahrhunderts proklamiren konnte. Aber er iſt noch weiter gegangen, er hat Henri de Latouche ungewöhnliches Lob geſpendet, und das klingt faſt wie ein Witz.

Man leſe folgendes: „Es ſteckt in ſeiner Seele etwas von Voltaire und etwas von Byron,“ und weiter: „Wollte man jetzt ſagen, daß in dieſem Werke der Stil dem Gedanken entſpricht, daß die glänzendſte Farbe die größte Zeichnung ſchmückt, daß die feinſten Verzierungen den tüchtigſten Stoff einrahmen, das hieße die Elemente, die ſich auf den Kapitälen eines ſchönen Gebäudes hinſchlängeln, detailliren wollen. Ich will mein Urteil in ein Wort zuſammenfaſſen: Wie der ‚Hermaphrodite‘ wird auch ‚Fragoletta‘ ein Denkmal bleiben.“ Ich glaube, es iſt wohl unnütz, ſich mit dieſem „Denkmal“ zu befaſſen.

In den zahlreichen bibliographiſchen Notizen, die Balzac nacheinander für das „Feuilleton der politiſchen Journale,“ für die „Karikatur“ und für die „Pariſer Chronik“ geliefert hat, wagt er ebenſo, ohne dabei ſehr glücklich zu ſein, ſtrenge und ſchmeichelhafte Urteile je nach ſeiner augenblicklichen Stimmung zu geben, ohne daß man ſie vom allgemeinen und vernünftigen Ge-

Digitized by Google

sichtspunkte aus betrachten könnte. Dieser große Geist, der eine Welt erschaffen sollte, die so groß und so modern ist, fordert doch nirgends das Leben und die Studie unserer modernen Gesellschaft. Es ist nicht Größe, wie man glauben könnte, es ist nicht der Wunsch, alles zu begreifen und alles zu verzeihen, es ist nur die Folge der Thatsache, daß ein Kritiker keine Methode hat und sogar in seiner eigenen Schöpfung sehr konfus und sehr verblendet aufs Geratewohl drauf losarbeitet.

Ich habe einige Entdeckungen gemacht: Balzac zeigte sich voller Bewunderung gegen die Schriftsteller, die ihn später so leidenschaftlich angriffen. Man weiß, daß Sainte-Beuve wenig von ihm wissen wollte, und mit welcher ungerechten Strenge er ihn stets beurteilt hat, dennoch schreibt Balzac: „Wenn ‚Volupté' eins der wunderbarsten Werke dieser Zeit, sechs Jahre Arbeit gekostet hat, so behaupten wir, hat sein Autor für diesen Preis, mit dem er bezahlt worden ist, nicht den Tagelohn eines Taglöhners verdient." Und ebenso gegen Janin, der ihn in der „Pariser Revue" nach dem bekannten Prozesse mit Haß verfolgte. Balzac spricht von dem „Geständnis" und sagt: „Diese blasse Analyse paßt nicht für das Drama, das sich wunderbar für einen glänzenden und farbigen Stil eignet, hier ist Diderot mit seiner abgerissenen und blendenden Sprache, da ist Sterne mit seinem glänzenden und feinen Stile; da ist bald eine finstere und teuflische Figur, bald ein reines und klares Bild, das euch mit den leidenschaftlichen

Digitized by Google

Sprüngen einer verzweifelnden Psychologie ergötzt." Diese Stelle führe ich an, um zu zeigen, daß in dem Kriege, welcher später gegen Balzac von seiten seiner Kollegen und der Presse ausbrach, nicht er es war, der angefangen hat.

Und bei jener Gelegenheit finde ich in seinen Memoiren folgende schöne Stelle, die er nach dem Prozesse mit der „Pariser Revue" zu seiner Verteidigung schrieb: „Seit langer Zeit mußte die Partei eines in den Litteraturbann gethanen Menschen gegen alle vorhergesehenen Unglücksfälle des litterarischen Krieges gewappnet sein. Aber es kommt ein Tag, an dem die Wunden vernarbt, an dem die Gemeinheiten jener, die einen hinterrücks getroffen haben, vergessen sind. Und zur Ehre unseres Landes soll man sie in der Vergessenheit lassen: Die beleidigenden Artikel vergehen, aber die Bücher bleiben bestehen; die großen Werke geben die Gerechtigkeit, welche die kleinen Feinde versagen." Balzac in den Litteraturbann gethan! Welch eine Lehre liegt in dieser Thatsache, die er hier konstatirt, und wie muß uns das zur Geduld mahnen!

Ich habe gleichfalls eine sehr schmeichelhafte Stelle entdeckt, die er über die „Indiana" der George Sand am 31. Mai 1832 niedergeschrieben hat. Das ist eine der seltenen Stellen, an denen sich Balzac rund heraus für die modernen Stoffe erklärt: „Dies Buch ist eine Reaktion der Wahrheit gegen das Phantastische, der modernen Zeit gegen das Mittelalter, des Herzensdramas gegen die Bizarrerie modischer Aeußer-

Digitized by Google

lichkeiten und einfache Aktualität gegen die Ueberspanntheit des historischen Genres.“ Der Kritiker hatte hier einen seiner besten Tage klarer Einsicht, nur wählte er noch einen seltsamen Gegenstand für seine Leidenschaft, jene romanhafte Geschichte einer zwischen drei Männer gestellten Frau mit dem erstaunlichen Schluß eines auf einem Berge angesichts der Natur verübten Selbstmordes. Glücklicherweise mußte Balzac doch selbst weiter gehen und die „Reaktion der Wahrheit“ anrufen.

Die merkwürdigste Studie des ganzen Bandes ist gewiß diejenige, welche Balzac dem „Hernani“ gewidmet hat. Man macht sich keinen Begriff von dieser Herkulesarbeit. Es ist das um so merkwürdiger, als der Kritiker in einem anderen Artikel sich gerade hierfür begeistert hat. Man fühlt hier einen Zorn heraus und eine Empörung, die ihn zur Ungerechtigkeit treibt und ihn einen Urteilsspruch fällen läßt, welchen das Publikum heute vergessen zu haben scheint. Diese Studie ist ohne Zweifel sehr wenig bekannt, denn man hat sie nirgends angeführt, außer bei der Wiederaufnahme des „Hernani“. Er schlägt sich mit den Personen des Dramas herum, zeigt das Unvernünftige, das Unwahrscheinliche und das Lächerliche an ihnen, und das in einem fast witzelnden Tone, als wollte es der Kritiker von sich weisen, daß er sie ernst nähme. Alles geht er durch bis zu den Einzelheiten der Einrichtung und den Fehlern der Sprache, bis zu den historischen Irrtümern und den kleinen stofflichen Unmöglichkeiten.

Digitized by Google

Die Citate sind schwierig zu machen, denn es ist eine Kritik von Kleinlichkeiten, die durchgehechelt werden, mit welcher man aber ein Werk zerstückelt. Dennoch will ich einige Zeilen ausziehen. „In dem Monologe, der den ersten Akt abschließt, ist Hernani ein junger Mann des neunzehnten Jahrhunderts, ein Doktrinär, der den Zug der Zeit beurteilt, dieser Goldschöps, ‚der hingeht und sich aufhängt', wie so etwas auch ein junger Mensch thun könnte, der nicht dekorirt ist ... Hernani, welcher sechzig Räuber befehligt, die ihn zu bewachen bestimmt sind, hat Furcht, nicht entfliehen zu können. Er sieht das Blutgerüst und will es mit seiner Maitresse nicht teilen, während Donna Sol heroisch ‚ihren Anteil am Totenbette' begehrt. Alles das ist gut für eine Ode oder für eine Ballade, aber auf der Bühne müssen die Leute ein wenig als vernünftige Menschen handeln. Hernani konnte damals sich leicht retten und Donna Sol entführen. Aber nein, sie setzen sich auf einen Stein und schnäbeln sich, wo gar keine Gelegenheit dazu da ist... Die Leidenschaft des Don Ruy für die Poesie ist wahrhaft lächerlich, dieser Alte scheint während der Zeit, während welcher er sich nicht auf der Bühne befindet, wo er sein sollte, Idyllen und Elegieen zu dichten. Er spricht in Parabeln, während die anderen Personen eine brutale Sprache lieben ..." Ich bleibe hier stehen. Soweit sind die Kritiken gerecht, und man muß glauben, daß Balzac, als er diesen Artikel geschrieben hat, dies in der Empörung eines großen Beobachters that, gegenüber einem

Digitized by Google

Drama, das aus falschen Dokumenten hinsichtlich der menschlichen Wahrheit und aus überspannten Kindereien besteht.

Aber Balzac verliert jetzt den festen Fuß und greift auch den Stil an. Nun bleiben wir überrascht vor folgenden Zeilen: „Was den Stil angeht, so sollten wir uns aus Interesse für den Autor nicht damit beschäftigen, obgleich das vielleicht für die Erziehung der Leute, die hier menschliche Gedanken und den Stil eines Corneille finden, notwendig wäre; aber wir glauben einen talentvollen Menschen, der nun schon zu komisch gewesen ist, achten zu müssen." Und es ist Balzac in der That leicht, gewisse seltsame, schlechtklingende Verse, Unkorrektheiten und Gedanken, die an das Lächerliche streifen, zu citiren. Was er aber nicht gesagt hat, das ist, daß jener Schlamm sich in die erhabenste Flut lyrischer Poesie ergoß, wie sie niemals in einer Nation gerauscht hat.

Wir sind der Ansicht Balzacs, wenn er schreibt: „Wir fassen unsere Kritik zusammen, wenn wir erklären, daß alle Mittelchen dieses Stückes verbraucht sind; es genügt nicht, daß der Stoff auf einer wahren Thatsache beruhe, weil nicht alle Abenteuer sich für die Dramatisirung eignen; die Charaktere sind falsch, die Aufführung der Personen widerstreitet der guten Sitte . . ." Aber wir können ihm nicht beipflichten, wenn er mit folgendem Urteil schließt: „Der Autor scheint uns bis heute ein besserer Prosaiker als Dichter." Man muß hinzufügen, daß er von „Hernani" als von einem Erfolge spricht, „der uns vor Europa lächerlich

Digitized by Google

machen könnte, wenn wir uns deſſen mitſchuldig machten." Heute nach fünfzig Jahren iſt Balzac Lügen geſtraft, und gegenüber einer ſolchen Verblendung muß man daran zweifeln, daß er einen ſehr klaren und wohl entwickelten kritiſchen Geiſt beſeſſen habe.

VIII.

Balzac hat eine ſehr merkwürdige Studie über die Künſtler geſchrieben; ſie iſt allerdings vom April 1830 datirt, und dies erklärt in der That ihren romantiſchen Charakter. Dieſer große Arbeiter, der nie eine Unterſtützung vom Staate angenommen hat, vermißt am Anfang des Artikels die Epoche, in welcher Julius II. einen Rafael in ſeinem Palaſt bewirtete. Er citirt Napoleon, der einem Canova Millionen und eine Dotation anbot, und er macht hier einen Gemeinplatz, daß der Künſtler ein beſonderes Weſen ſei, dazu geſchaffen, um von Königshänden getragen zu werden. Aber das iſt noch nicht alles, ſein Künſtler iſt der wildbewegte Poet vom Jahre 1830, der Prophet, der der Offenbarung gehorcht. Man leſe folgende Stelle:

„Es gibt in ſeinem Kaiſerreiche gewiſſe Umſtände, deren Vereinigung ein Geheimnis iſt, und die gar nichts miteinander zu ſchaffen haben. Er iſt das Spielzeug einer überaus launenhaften Macht . . . An ſolch einem Tage kommt eine Melodie über ihn, ohne daß

Digitized by Google

er es weiß, und alles gerät in ihm ins Schwanken; nicht für ein Kaiserreich, für keine Million würde er seinen Pinsel anrühren oder ein Fragment in Wachsform meißeln oder auch nur eine Zeile schreiben ... Eines Abends mitten auf der Straße oder des Morgens beim Aufstehen oder im Freudenrausche kommt ein heißes Feuer über seinen Geist, seine Hände und seine Sprache, plötzlich erweckt ein Wort seine Gedanken; sie entstehen, wachsen und befestigen sich ... so ist der Künstler ein dumpfes Werkzeug eines despotischen Willens, das einem Herrn gehorcht. Gerade, wenn man ihn frei glaubt, ist er ein Sklave; wenn man ihn handeln oder sich der Begeisterung seiner Thorheiten oder Vergnügungen hingeben sieht, ist er doch ohne Macht und ohne Willen: er ist tot. Ewiger Gegensatz, der sich bei der Erhabenheit seines Könnens, wie bei der Nichtigkeit seines Lebens zeigt: Er ist immer ein Gott oder immer ein Leichnam."

Darüber müssen wir heute lächeln. Eine ganze Epoche zeigt sich hier. „Der Freudenrausch", „Die heiße Flamme" charakterisiren sehr gut die Zeit. Man glaubte damals, daß die Künstler, Maler, Dichter, Romanschriftsteller der Inspiration nur Einlaß zu gewähren brauchten; sie erwarteten sie wie eine Herrin, die kommt oder nicht kommt, ganz nach Laune eines Weibes. Das Genie existirte nur in der Unregelmäßigkeit. Man arbeitete unter der Berührung eines Blitzes und unter den Flammen einer bengalischen Apotheose, die Haare gesträubt bei der Berührung des Geistes, ergeben mit dem

Digitized by Google

Wahnsinn einer von Gott besuchten Pytho. Diese lyrischen Gepflogenheiten sind nicht mehr Mode und heute glauben wir nur noch an die Arbeit: Die Zukunft gehört den Fleißigen, die sich jeden Vormittag an die Arbeit machen und ihrem Fleiß und ihrem Willen vertrauen. Man muß wissen, daß für die jungen Leute nichts so verderblich war, als die Theorie von der Eingebung, die aus einem Schriftsteller ein unbewußtes Heiligtum machte, das zufällig ganz unregelmäßig von Gott besucht wurde. Wozu dann aber die Arbeit, die Energie und die Beharrlichkeit der Anstrengung? Nur immer im Freudenrausche leben und die Leuchte der göttlichen Flamme erwarten! Ich habe junge Leute aus der romantischen Gesellschaft gekannt, die voller Verachtung auf unsere regelmäßige Arbeit herabsahen, jene Begeisterung des Geistes, jene Pflicht, der sich Geist und Körper widmen, und welche jene eine Pflicht von Handwerkern nannten. Wir sind Arbeiter, das ist gewiß, aber das macht gerade unsere Kraft und unsern Ruhm aus.

Was mich nur in Erstaunen setzt, das ist, diese romantische Auffassung von der Arbeit auch bei Balzac zu finden. Es gibt keinen, der regelmäßiger gearbeitet hätte als er; er selbst brachte die Dinge in ein System, wählte gewisse Stunden und durchwachte ganze Nächte. Niemals hat sich ein Schriftsteller weniger Muße gegönnt. Bei dieser Gelegenheit müßte man noch Victor Hugo anführen; sollte er nicht der Typus des inspirirten Geistes sein, der bald Leichnam, bald

Digitized by Google

Gott ist und auf Antrieb der Inspiration singt? Aber nein, keineswegs, Victor Hugo, der Anführer dieser ganzen Bewegung, ist auch ein Arbeiter, der sich zu gewissen Stunden einschließt, mit beharrlicher Anstrengung Stein auf Stein baut und in nichts auf den Zufall wartet. Das alles läuft auf die Behauptung hinaus, daß es gewisse Tage gäbe, an denen der Geist klarer ist. Ich schließe daraus, daß Balzac, als er jene so seltsamen Zeilen schrieb, jenes kritischen Geistes entbehrte und damit zeigte, wie wirr seine Grundideen waren.

Mir ist der Brief weit lieber, den er am 11. Oktober 1846 an Hippolyte Castille geschrieben hat, der damals noch ein Anfänger war und eine bemerkenswerte Studie über die „Menschliche Komödie" verfaßt hat. Er verteidigt sich gegen die Angriffe der gesammten Presse und erklärt gewisse Punkte seines Werkes. Man klagt ihn besonders der Unmoralität an, was ihn ganz außer sich brachte, und als Hippolyte Castille ihm seine Schufte zum Vorwurf gemacht hatte, antwortete er: „Sie sehen wenig Leute in der „Menschlichen Komödie", die das Ehrgefühl verloren haben und gut endigen. Aber wie die Vorsicht es zuläßt in unserer scheußlichen Gesellschaft, dieser scheußlichen, die oft genug eine Lächerlichkeit ist, das ist hier dargestellt." Und er fügt mit Recht hinzu: „Die großen Werke, mein Herr, bestehen aus leidenschaftlichen Stücken, und die Leidenschaft, das ist der Exzeß, das ist das Uebel." Ich will die Anführungen nicht häufen. Heute so wie damals ist die Moralitäts-

Digitized by Google

frage nichts weiter als eine Waffe der Mittelmäßigkeit und Dummheit gegen die bedeutenden Schriftsteller.

Es kommt in diesem Brief an Hippolyte Castille noch eine sehr interessante Stelle vor. Man höre, wie Balzac über die „Menschliche Komödie" spricht: „Welches ist das Schicksal jener großen litterarischen Bauwerke? Ruinen zu werden, in denen Obst und Blumen wachsen! Wer kennt heute die Namen jener Autoren, die einst, sei es in Hindostan, sei es im Mittelalter ähnliche Unternehmungen versucht haben, deren Titel zu finden schon eine Wissenschaft geworden ist? Wie viele ungeheure Epopöen sind vergessen!" Das ist ein Schrei höchsten Zweifels. Dieser Schriftsteller, den man einer ungeheuren Eitelkeit anklagte, war im Grunde voller Offenheit gegen sich selbst. Er schloß sein großes Werk mit folgender Stelle ab: „Ein Geschlecht ist ein Drama mit vier- oder fünftausend hervorragenden Personen," und diese Stelle zeigte die Größe seines Ehrgeizes. Aber er nützte seine Kraft bei den Gefahren des Unternehmens nicht ab. Es ist wahr, was er hinzufügte: „Wir alle, von Bonald, Lamartine, Chateaubriand, Béranger, Victor Hugo, Lamennais, George Sand bis auf Paul de Kock, Pigault-Lebrun und mich, wir sind Arbeiter, der Architekt ist über uns, alle Schriftsteller jener Zeit werden geleitet von einer geheimen Zukunft hinter einem eisernen Vorhang. Wenn einer das Geheimnis des Bauwerks kennt, das ist wahr, dann ist er der einzig große Mensch." Es verdient, daß man sich hierüber des weiteren verbreite.

Digitized by Google

Balzac hat recht, die Zukunft ist uns fremd. Von allen Schriftstellern, die durch ein Geschlecht anerkannt werden, wer wollte es wagen, mit Gewißheit auszurufen: „Ich allein werde weiter leben, ich bin der Meister!" Das thut die Zeit, welche die Menschen einteilt, und zwar nach der Bedeutung, die sie für die Zukunft haben. Wer immer auch der Arbeiter von morgen ist, der wird ja auch die Vergangenheit beherrschen. Wie Balzac sehr gut sagt, wir werden alle von einer geheimen Zukunft geleitet, und der Meister ist derjenige von uns, den man als den gewaltigsten Architekten anerkennen wird. Aber ist es dann absolut nötig, daß ein „Geheimnis des Bauwerkes" mit im Spiele sei? Das Beispiel Balzacs könnte uns das Gegenteil beweisen, wenn er auch vielleicht aus Bescheidenheit so thut, als wenn er die Bescheidenheit nicht kennte. Wie ich die Sache auffasse, sah er nur teilweise und unklar. Sein Genie war von zweifelhaften Theorien umnebelt, sein kritischer Geist durch eine beständige Uebertreibung von Menschen und Dingen verwirrt. Aber er ist nichtsdestoweniger ein genialer Schöpfer, der gewaltigste Arbeiter der Litteratur von morgen gewesen.

Ich komme zum Schluß. Balzac hat eine Welt geschaffen, nicht ohne es zu wollen, aber ohne recht zu wissen, welches die furchtbare Thätigkeit dieser Welt wäre. Ein amusantes Detail, das beweist, wie wenig er sich zuweilen klar war, sind seine Behauptungen über den Katholizismus und den Legitimismus. Er hielt an Gott und den König weniger

Digitized by Google

als Gläubiger, aber als Politiker, der da glaubt an die Notwendigkeit einer Leitung und Unterdrückung menschlicher Ordnung. Nun, er hat das revolutionärste Werk geschrieben, ein Werk, in dem auf den Ruinen einer faulenden Gesellschaft die Demokratie wächst und sich befestigt. Damit stürzte er den König, damit stürzte er Gott, damit stürzte er die ganze alte Gesellschaft, ohne daß sie etwas davon zu ahnen scheint; und ein einziges bleibt bei ihm bestehen, das Vertreten des Modernen, der Glaube an die Arbeit und an die wissenschaftliche Entwicklung, die im Begriffe steht, die Menschheit umzugestalten. Ohne Zweifel, das ist noch unklar in der „Menschlichen Komödie", aber es ist gewiß, daß Balzac mit oder wider Willen für das Volk und gegen den König und für die Wissenschaft und gegen den Glauben gestimmt hat.

Diese Konfusion in seinen Grundideen finden wir ganz augenscheinlich in der Vorrede, die er später für die „Menschliche Komödie" geschrieben hat. Man weiß, daß die Idee eines gemeinsamen Bandes zwischen seinen Romanen ihm erst später kam. Damals wollte er sich auf die Wissenschaft stützen; „es gibt nur ein Tier," sagte er, „der Schöpfer hat nur ein und dasselbe Muster für alle organischen Wesen geschaffen. Das Tier ist ein Prinzip, das seine äußeren Formen annimmt, oder um genauer zu sprechen, die Differenzen seiner Form in den Milieus, in denen es sich zu entwickeln berufen ist." Und er citirt Geoffroy St.-Hilaire.

Digitized by Google

Das ist also sein Plan; er glaubt an einen einzigen Menschen, der durch die Milieus bestimmt wird und seine Romane sollen sich auf den Differenzen, welche die Milieus unter den Personen erzeugen, aufbauen. Aber er treibt die Dinge nicht bis zu den äußersten Konsequenzen; er hat seine Wissenschaft nur flüchtig berührt und verliert sich in nebensächlichen Betrachtungen, stellt einen Vergleich zwischen den Menschen und den Tieren an, der, statt die Frage aufzuklären, sie verdunkelt. „Wenn Buffon den Löwen malte, stellte er in einigen Wendungen auch die Löwin dar, während in der menschlichen Gesellschaft das Weib nicht immer das Weibchen des Männchens zu sein braucht ... Der gesellschaftliche Zustand hat Zufälligkeiten, die in der Natur nicht vorkommen, denn er ist die Natur und die Gesellschaft. Die Beschreibung der gesellschaftlichen Arten wäre also mindestens doppelt derjenigen der tierischen Arten, um nur die beiden Geschlechter in Betracht zu ziehen." So, aber ist denn das die Klarheit des wissenschaftlichen Plans auf Erden? Das Vorwort enthält eine Menge Ideen, die ihm zuströmen, die allgemeinen Gesichtspunkte verwischen sich und die Konfusion wächst nur. Es scheint, daß Balzac bei einem einfachen großen Gesichtspunkte nicht stehen bleiben konnte; sein Gehirn arbeitet unablässig, die Gedanken drängen sich oft bis zum Gegenteil. Es ist, wie ich gesagt habe, die kolossale Vision eines Menschen, der immer in Thätigkeit und unfähig ist, eine Synthese aufzustellen.

Digitized by Google

So also war sein Genie beschaffen, er hat auf das Erhabenste unsern modernen Roman begründet, aber im Feuer der Arbeit. Kritischen Sinn und allgemeine Ideen dürfen wir in ihrer Vollständigkeit und Genauheit bei ihm nicht suchen. Er bewegte sich immer zwischen Extremen, er ging vom Glauben zur Wissenschaft und von der Romantik zum Naturalismus. Vielleicht würde er uns verleugnen, wenn er uns lesen könnte, uns, seine Söhne; denn man könnte in seinen Werken unter dem unglaublichen Tohuwabohu seiner Ansichten Waffen finden, um gegen uns anzukämpfen. Aber genug, daß er unser wahrer Vater ist, daß er als der erste die Anwendung des Milieus auf die Person geübt und die Methode der Beobachtung und des Experimentalverfahrens auf den Roman übertragen hat. Das macht aus ihm das Genie des Jahrhunderts. Wenn er auch nicht, wie er sagt, hinter das „Geheimnis des Bauwerkes" gekommen ist, so blieb er nichtsdestoweniger doch der wunderbare Arbeiter, der die Grundlagen dieses Bauwerks der modernen Litteratur errichtet hat.

Digitized by Google

Gustave Flaubert.

Der Schriftsteller.

I.

Das Erscheinen der „Madame Bovary“ verursachte eine vollständige litterarische Bewegung. Die Formel des modernen Romans, die in dem Riesenwerk Balzacs nur in Umrissen angedeutet war, trat in den vierhundert Seiten eines einzigen Buches plötzlich mit klarster Deutlichkeit hervor. Jetzt erst besaß man das Gesetz der neuen Kunst schwarz auf weiß. „Madame Bovary“ besitzt eine Klarheit und Vollkommenheit der Ausdrucksweise, daß man diesen Roman als den Typus, als maßgebendes Muster der ganzen Richtung betrachten kann. Die Romanschriftsteller brauchten die vorgeschriebene Bahn nur weiter zu verfolgen, ihr ihnen eigentümliches Temperament zur Geltung zu bringen und ihre persönlichen Empfindungen wiederzugeben. Allerdings fuhren die Schriftsteller zweiten Ranges nach wie vor fort, aus ihren einschläfernden Erzählungen Geld zu schlagen; jene Dutzend-Dichter, die sich eine Spezialität

Digitized by Google

daraus gemacht haben, die Damenwelt zu amüsiren und in ihren Erzählungen die süßlichen Schilderungen nicht missen wollten. Aber alle Anfänger von irgend welcher Bedeutung und Zukunft wurden tief ergriffen; und es ist heute nicht einer unter den jüngeren, der in Gustave Flaubert nicht mindestens einen Bahnbrecher sähe. Er hat, das wiederhole ich, das Dickicht durchhauen und in das manchmal undurchdringliche Waldesdunkel Balzacscher Ausdrucksweise Licht gebracht. Er hat das wahre und richtige Wort ausgesprochen, auf das alle Welt wartete.

Ich will hier keinerlei Vergleiche zwischen Balzac und Gustave Flaubert anstellen. Wir sind noch zu befangen und besitzen noch nicht die notwendige freie Urteilskraft; dann sind auch beider Verdienste zu verschiedenartig, als daß man ein Urteil ohne weiteres fällen könnte. Aber wenn ich es auch vermeide, mich hierüber genauer auszusprechen, so sehe ich mich doch zu einer Erklärung gezwungen, welche Charakterzüge die Balzacschen Werke hauptsächlich besitzen, um die neue Methode der naturalistischen Schriftsteller ausführen zu können.

Der erste Charakterzug des naturalistischen Romans, dessen Typus „Madame Bovary" ist, ist die genaue Wiedergabe des Lebens, der Ausschluß jedes romantischen Elements. Die Komposition des Werkes besteht nur in der Wahl der einzelnen Scenen und in einer gewissen harmonischen Ordnung der Entwicklung. Die Scenen selbst sind dem alltäglichen Leben entnommen; aber der Verfasser hat sie so sorgfältig

Digitized by Google

gestaltet und gefeilt, daß sein Werk ein Denkmal der Kunst und der Wissenschaft bildet. Es ist ein Stück wirklichen Lebens in wunderbarer Ausführung. Jede außergewöhnliche Erfindung ist verbannt. Man findet hier nicht mehr Kinder, denen man bei der Geburt ein Merkzeichen umhängt, die dann verloren gehen, um im letzten Kapitel wieder aufgefunden zu werden. Es kommen keine Möbel mit Geheimfächern vor, keine Papiere, welche die verfolgte Unschuld im rechten Augenblick retten müssen; es fehlt sogar jede noch so einfache Intrigue. Klar und deutlich steht der Roman da, er erzählt die Thatsachen von dem und dem Tage, er bietet nicht die geringste Ueberraschung, sondern behandelt einfach die Materie mehrerer Fakta; ist er zu Ende, so ist es gleichsam, als verließe man die Straße, um nach Hause zu gehen. Balzac hat in seinen Meisterwerken: „Eugen Grandet", „Die armen Eltern" und „Der alte Goriot" Stellen von wahrhaft meisterhafter Wirklichkeitsmalerei geschrieben, und seine Phantasie hat sich hier damit begnügt, Wahres zu schaffen. Aber bevor er zu dieser einzigen Aufgabe, genaue Schilderungen zu entwerfen, gelangte, hat er sich lange Zeit in den seltsamsten Erfindungen, in der Suche nach falschen Erregungen und falscher Größe gefallen; ja man kann sogar sagen, daß er sich niemals ganz von seiner Vorliebe für außerordentliche Abenteuer hat frei machen können, und das gibt einem großen Teil seiner Werke das Ansehen, als habe sie ein Mensch in wachem Zustande erträumt und zusammengeklügelt.

Digitized by Google

In dem zweiten Charakteristikum des naturalistischen Romans ist der Unterschied noch klarer und deutlicher. Der Romanschriftsteller tötet seine Helden ganz unbedingt, wenn er sie in den gewöhnlichen Gang des alltäglichen Lebens einführt. Unter Helden verstehe ich die außergewöhnlich angelegten Personen, das heißt außergewöhnlich unnatürlich angelegten Figuren, die in Kolosse verwandelten Marionetten. Wenn man sich wenig um Logik, um den Zusammenhang der Dinge unter einander, um die genauen Proportionen aller Teile eines Werkes bekümmert, so wird man bald einen Beweis seiner Kraft ablegen wollen und all sein Blut, alle seine Muskeln der Persönlichkeit geben, für die man ganz besondere Vorliebe empfindet. Daraus entstehen diese großen Schöpfungen, diese übernatürlichen Typen, von denen nur der Name übrig bleibt. Dagegen schrumpfen wirklich menschliche Figuren auf das ihnen gebührende Maß ein, sie stellen sich an den ihnen zukommenden Platz, sobald man das Bestreben empfindet, ein wahrhaftes, genau entwickeltes Werk zu schreiben, das nur das getreue Protokoll eines Abenteuers bildet. Wenn man die Sache richtig anfaßt, so liefert die erste Seite schon die Handhabe für alle anderen, es findet ein harmonisches Zusammenwirken statt, über das man sich nicht erheben darf, ohne die scheußlichste Dissonanz herbeizuführen. Man hat das gemeine, alltägliche Leben schildern wollen, und dabei muß man stehen bleiben. Die Schönheit des Werkes besteht nicht mehr in der übertriebenen Vergrößerung

Digitized by Google

einer Persönlichkeit, die in einer solchen Ausführung aus einem Geizhals, einem Schlemmer, einem Wollüstling, der Geiz, die Schlemmerei, die Wollust selber wird; sie besteht in der unbestreitbaren Wahrhaftigkeit des menschlichen Dokuments, in der absoluten Wirklichkeit der Schilderung, in denen alle Einzelheiten ihren Platz, aber auch nichts weiter als diesen Platz einnehmen. Fast sämtliche Romanfiguren Balzacs werden infolge ihrer allzu großen Anlage zu Zerrbildern; er glaubt sie nicht riesenhaft genug schildern zu können; seine mächtigen, schöpferischen Hände können nur Giganten formen. In der naturalistischen Formel wird dies Schwelgen des Künstlers, diese launenhafte Komposition, welche die eine Person übernatürlich anlegt, während die übrigen Figuren zwerghaft erscheinen, auf das strengste verurteilt. Alle Köpfe stehen im gleichen Niveau, denn die Gelegenheit ist selten, in denen man einen wirklich hervorragenden Menschen auftreten lassen kann.

Ich komme jetzt auf einen dritten Charakterzug. Der naturalistische Schriftsteller muß vollständig hinter der Handlung, die er erzählt, zurücktreten. Er ist der hinter der Scene bleibende Regisseur des Dramas, er zeigt sich nie in seinen Sätzen, man hört ihn mit seinen Figuren weder lachen noch weinen; auch erlaubt er sich nicht, ihre Handlungen zu beurteilen, und gerade diese anscheinende Selbstlosigkeit ist das hervorragendste Moment. Vergeblich würde man eine Schlußfolgerung, eine moralische Anwendung, eine aus den Thatsachen gezogene Lehre suchen.

Digitized by Google

Das sind nur Schilderungen, herausgegriffene Augenblicksbilder, nichts weiter als Fakta, und es ist ganz gleich, ob dieselben lobenswert oder verdammenswert sind. Der Autor ist kein Moralist, sondern ein Anatom und begnügt sich, das zu schildern, was er im menschlichen Körper gefunden hat. Mögen die Leser, wenn sie wollen, eine Schlußfolgerung ziehen, mögen sie die wahre Moral suchen und aus dem Buch eine Lehre ziehen. Der Romanschriftsteller hat sich beiseite zu halten, namentlich aus einem künstlerischen Grunde, um seinem Werke die persönliche Einheitlichkeit, den Charakter eines für ewige Zeiten geschriebenen Protokolls zu belassen. Er glaubt, seine eigene Empfindung würde störend in die seiner Figuren eingreifen, sein Urteil die erhabene Lehre der Thatsachen abschwächen. Es liegt darin ein poetischer Reiz, dessen Anwendung dem Roman ein ganz neues Ansehen gibt. Man muß an die Romane Balzacs zurückdenken, auf seine beständige Erfindung in der Schilderung, auf seine Betrachtungen als Autor, der zu allen möglichen Schlüssen gelangt und sich berufen fühlt, aus seinen Werken allerlei Nutzanwendungen zu ziehen. Fortwährend hält er dem Leser Abhandlungen, und ich spreche nicht einmal von den Abschweifungen. Manche seiner Romane sind eine förmliche Plauderei mit dem Publikum, wenn man sie mit den naturalistischen Romanen der letzten zwanzig Jahre vergleicht, die in so strenger und wohlgefeilter Ausführung gehalten sind.

Digitized by Google

Balzac ist für uns noch, das wiederhole ich, eine Macht, die man nicht kritisirt, er besitzt wie Shakespeare den schöpferischen Hauch, der eine ganze Welt erzeugt hat. Seine häufig nur aus dem Gröbsten herausgearbeiteten, gleichsam mit Axtschlägen gezimmerten Werke bieten die wunderbarste Mischung des Erhabenen und Bösen, bleiben aber trotzdem die erstaunliche Schöpfung des hervorragendsten Geistes unseres Jahrhunderts. Aber ohne seine Bedeutung zu verkleinern, kann ich doch wohl sagen, was Gustave Flaubert nach ihm aus dem Roman gemacht hat; er hat ihn strengen Regeln der Beobachtung unterworfen, hat ihn von dem Schwulst der übernatürlich angelegten Personen befreit, hat ihn in ein Werk harmonischer, unpersönlicher Kunst verwandelt, das wie ein schöner Marmorblock von seiner eigenen Schönheit lebt. Das war die Bewegung, welche der Verfasser der „Madame Bovary" hervorbrachte. Nach der litterarischen Blütezeit der fruchtbaren Epoche von 1830 hat er es möglich gemacht, eine neue Gattung zu erfinden und eine neue Schule zu begründen. Seine Rolle war es vornehmlich, die Einheitlichkeit im Stil, in der Ausführung und im ganzen Werke zu betonen. Nach den Jahren der fieberhaften Fruchtbarkeit, nach dem lawinenartigen Anschwellen der Bücher scheint er erstanden zu sein, um den Schriftstellern wieder die Reinheit der Form, das langsame Forschen nach entscheidenden Charakterzügen, mit einem Worte, das Buch, in welchem ein ganzes Menschenleben schlummert, ins Gedächtnis zurückzurufen.

Digitized by Google

II.

Gustave Flaubert ist in Rouen geboren; er ist ein Normanne mit breiten Schultern, er hat etwas vom Riesen und vom Kinde. Er lebt fast gänzlich abgeschlossen, bringt mehrere Monate des Winters in Paris zu und arbeitet die übrige Zeit in seiner Besitzung in Rouen am Ufer der Seine. Selbst die wenigen, genaueren Einzelheiten, die ich hier anführe, sind überflüssig. Gustave Flaubert und seine Bücher sind eins, es ist unnütz, ihn anderswo zu suchen. Er hat keine Leidenschaft, ist weder Sammler, noch Jäger, noch Angler, er schreibt seine Bücher und nichts weiter. Er ist in die Litteratur eingetreten, wie man früher in einen Orden eintrat, um alle Freuden desselben zu genießen und darin zu sterben. So führt er ein klösterliches Dasein, schreibt zehn Jahre an einem Bande, durchlebt ihn in jeder Stunde des Tages, bemißt alles nach diesem Buche, atmet, ißt und trinkt mit und durch dasselbe. Ich kenne keinen Menschen, der den Titel Schriftsteller mehr verdient; sein ganzes Leben hat er seiner Kunst gewidmet.

Man muß ihn also, das habe ich bereits gesagt, einzig und allein in seinen Werken suchen. Der Mann selbst, der ein recht philisterhaftes Leben führte, würde keinerlei interessante und belehrende Erklärung liefern. Die großen Geister unserer Zeit haben sich ihr Leben so einfach und simpel wie nur möglich gestaltet, um sich ihre Zeit einzuteilen, und sie vom Morgen bis

Digitized by Google

zum Abend der Arbeit widmen zu können, ganz wie die Kaufleute, die kaum von ihrer einmal vorgefaßten Lebensweise abgehen. Die nach Stunden geregelte Arbeit ist die erste Bedingung für ein lange Zeit erforderndes Werk, das in gleicher Kraft bis zu Ende geführt werden muß.

Gustave Flaubert arbeitet wie ein Benediktinermönch. Er geht nur nach ganz bestimmten Notizen vor, deren Richtigkeit er selbst hat prüfen können. Handelt es sich um einen Punkt in einem Spezialwerk, so wird er nötigenfalls wochenlang die Bibliotheken durchstöbern, bis er die gesuchte Auskunft gefunden hat. Um zum Beispiel in zehn Seiten die Episode eines Romans zu schreiben, in der er Personen auftreten läßt, welche sich mit Ackerbau beschäftigen, wird er nicht davor zurückschrecken, zwanzig oder dreißig Bände durchzulesen, die diesen Stoff behandeln; er wird noch weiter gehen, er wird Leute befragen, deren Urteil über jeden Zweifel erhaben ist. Behufs besserer Kenntnis wird er sogar die Ackerfelder besuchen, um seine Episode auf vollständiger Kenntnis des Gegenstandes aufzubauen. Handelt es sich um eine Beschreibung, so wird er sich an die betreffenden Orte begeben und dort leben. So verfolgte er für das erste Kapitel seiner „Sentimentalen Erziehung", welche die Reise eines Dampfschiffes, das die Seine von Paris nach Montereau hinunterfährt, behandelt, die Strömung des Flusses in einem Kabriolet, denn eine Dampfschiffahrt macht er schon seit langer Zeit nicht mehr. Selbst, wenn er für

Digitized by Google

eine Scene sich einen phantastischen Horizont wählt, so studirt er diesen Horizont trotzdem und ist erst dann befriedigt, wenn er einen Punkt gefunden hat, der ihm die erträumte Empfindung so ungefähr wiedergibt. So forscht er bei jeder Kleinigkeit beständig nach der Realität des Gegenstandes. Er studirt die Kupferstiche, die Tageszeitungen, Bücher, Menschen, Dinge. Jede Seite kostet ihm tagelange Studien, mag er dieselben nun auf die Kostüme, die historischen Ereignisse, die technischen Fragen oder die äußere Ausstattung verwenden. Für ein Buch setzt er eine Welt in Bewegung; in „Madame Bovary" hat er die Beobachtungen seiner Jugend verwendet, hat einen Flecken der Normandie und die Menschen, die er in seinen ersten dreißig Lebensjahren kennen gelernt hat, geschildert. Als er die „Sentimentale Erziehung" schrieb, hat er zwanzig Jahre lang unsere politische und moralische Geschichte studirt und die von einer ganzen Generation gelieferten, ungeheuren Materialien in ein geschlossenes Ganzes gebracht. Bei „Salammbô" und der „Versuchung des heiligen Antonius" war die Arbeit noch bedeutender. Er reiste nach Afrika und nach dem Orient, machte dort die sorgfältigsten Altertumsstudien und durchstöberte den Schutt mehrerer Jahrhunderte.

Diese Gewissenhaftigkeit ist ein Hauptcharakteristikum der Werke Flauberts. Er will anscheinend seiner Phantasie gar nichts verdanken. Er arbeitet nur nach dem Gegenstande, der ihm gerade vor-

Digitized by Google

liegt. Wenn er schreibt, so opfert er der Eile des Augenblicks auch nicht ein Wort; er will das Gefühl haben, daß jedes Gebiet, das er berührt, ihm gehört, will seine Füße sozusagen auf einen ihm ganz genau bekannten Grund und Boden stellen und als Herr in einem eroberten Gebiete vorrücken. Und diese litterarische Rechtschaffenheit erklärt sich aus dem glühenden Wunsche, sich zu vervollkommnen, welche alles in allem den Inbegriff seiner Persönlichkeit bildet. Er duldet keinen, auch nicht den geringsten Irrtum. Er muß sich sagen können, daß sein Werk richtig, vollständig und vollkommen ist. Ein Fehler würde ihn sehr unglücklich machen, Gewissensbisse würden ihn heimsuchen, gerade als hätte er eine schlechte Handlung begangen. Er ist erst dann vollkommen ruhig, wenn er sich von der genauen Wahrheit aller in seinem Werke enthaltenen Einzelheiten überzeugt hat. In diesem Gefühle der Gewißheit und Vollkommenheit beruhigt er sich erst. Das letzte Wort ist bei ihm immer das maßgebende.

Man sieht wohl ein, wie verhängnisvoll ein so langsames Vorgehen ist. Hieraus erklärt sich auch, daß Gustave Flaubert, der doch gewiß ein äußerst fleißiger Arbeiter ist, nur vier Werke geschaffen hat, die in langen Zwischenräumen erschienen sind: „Madame Bovary" 1856, „Salammbô" 1863, „Die sentimentale Erziehung" 1869, „Die Versuchung des heiligen Antonius" 1874. An dem letzten Werke hat er zwanzig Jahre gearbeitet, hat es fortgelegt, dann wieder vorgenommen, ist nicht zur rechten Be-

Digitized by Google

friedigung gelangt und hat die Gewiſſenhaftigkeit ſo weit getrieben, daß er ganze Abſchnitte vier bis fünfmal geſchrieben hat.

Was nun ſeine ſtiliſtiſche Arbeit anbetrifft, ſo iſt er in gleicher Weiſe fleißig. Ich zaudere ſtets, einem Schriftſteller über die Schultern zu blicken, um ihn bei ſeinem Schaffen zu belauſchen. Trotzdem gibt es belehrende Enthüllungen, die zur Domäne der Litteraturgeſchichte gehören. Bevor Guſtave Flaubert das erſte Wort eines Buches ſchreibt, beſitzt er in klaſſifizirten und wohlgeordneten Anmerkungen den Inhalt von fünf bis ſechs Bänden. Oft liefert ihm eine ganze Seite voll Notizen nur eine Zeile. Er arbeitet nach einem ſorgfältig ausgefeilten Plan und bleibt bei jedem Punkte, den er ſich ganz genau entwickelt, ſtehen. Was nun die eigentlich redaktionelle Seite betrifft, ſo arbeitet er in einem Zuge und verhältnismäßig ziemlich ſchnell eine gewiſſe Anzahl von Seiten, ein ziemliches Stück; dann nimmt er die freigelaſſenen Stellen, die weniger glücklichen Phraſen wieder durch; bei der geringſten Oberflächlichkeit bleibt er längere Zeit ſtehen, verſteift ſich hartnäckig auf gewiſſe Wendungen und ſucht gewiſſenhaft nach dem etwa fehlenden Ausdrucke. Der erſte Entwurf iſt alſo nur eine Art Konzept, an dem er in der Folge wochenlang arbeitet. Die erſte Seite, die er ſchreibt, ſoll wie eine Marmortafel für ewige Zeiten in fleckenloſer Reinheit prangen und jahrhundertelang beſtehen bleiben. Das iſt ſein Traum, ſeine Qual, es iſt ihm ein Bedürfnis, über jedes

Digitized by Google

Komma längere Zeit nachzugrübeln, und monatelang beschäftigt er sich mit einem nicht ganz passenden Ausdrucke, bis ihm die siegreiche Freude wird, diesen Ausdruck durch das richtige Wort ersetzen zu können.

Ich komme jetzt zum Stil der Werke Flauberts. Selten habe ich eine so große Glätte kennen gelernt; nicht, daß der Autor irgendwie daran dächte, klassische Formeln anzuwenden, die in der Starrheit peinlich grammatikalischer Korrektheit bestehen; nein, er grübelt sogar, wie ich bereits gesagt habe, über die Kommata nach; er verwendet nötigenfalls ganze Tage auf eine Seite, um sie so zu gestalten, wie er sie sich geträumt hat. Er geht so weit, daß er, um die Wiederholung eines einzelnen Wortes zu umgehen, dreißig bis vierzig Seiten umändert. Mit größter Sorgfalt vermeidet er die falschen Konsonanten, die Wiederholung der Silben, jede sprachliche Härte. Vor allen Dingen verbannt er das Reimgeklingel, die Schlußworte eines Satzes, welche denselben Ton haben, nichts scheint ihm stilistisch unangenehmer. Ich habe oft von ihm den Ausspruch gehört, daß eine Seite guter Prosa zweimal schwerer zu schreiben sei, als eine Seite guter Verse. Die Prosa besitzt von selbst eine Weichheit der Konturen, eine Leichtflüssigkeit, welche nur sehr schwer in eine feste Form zu bannen ist. Flaubert wünscht sie hart wie Bronze und glänzend wie Gold. Er träumt stets von einer Unsterblichkeit, von dem mächtigen Ehrgeiz, etwas Ewiges geschaffen zu haben. Und er allein darf diesen Kampf mit einer weichen Sprache wagen, welche ihm

Digitized by Google

stets zwischen den Fingern zu zerfließen droht. Ich kenne junge Leute, welche dieses Forschen nach der marmorkräftigen Prosa bis zur Monomanie treiben, und die schließlich Furcht vor der Sprache bekommen. Die Worte flößen ihnen Entsetzen ein, sie wissen nicht, welche sie anwenden sollen, und schrecken vor allen Ausdrücken zurück; sie bilden sich eine ganz seltsame Poetik, welche einzelne Worte ausschließt; hinsichtlich mancher Ausdrucksweisen sind sie übertrieben streng, ohne zu bemerken, daß sie andererseits in die bedauerlichste Oberflächlichkeit verfallen. Diese beständige geistige Anspannung, diese scharfe Beobachtung jeder stilistischen Oberflächlichkeit bringt schließlich bei beschränkten Geistern Unfruchtbarkeit in der Produktion hervor und hemmt die Entwicklung der Persönlichkeit. Gustave Flaubert, welcher in diesem Punkte ein äußerst gefährliches Vorbild ist, hat sich gerade dadurch seine erhabene Stellung als Musterschriftsteller errungen. Sein Traum war gewiß, nur ein Buch in seinem ganzen Leben zu schreiben, er hätte unaufhörlich daran gebessert, unaufhörlich daran gefeilt. Erst in seiner Todesstunde hätte er sich entschlossen, es dem Publikum zu übergeben, wenn ihm die Feder aus den Händen fiel, und er keine Kraft besessen hätte, weiter daran zu arbeiten. Zu Zeiten that er den Ausspruch, „jeder Mensch trage nur ein Buch in sich".

Die Haupteigenschaft Gustave Flauberts ist bei solcher Arbeitsweise naturgemäß die Besonnenheit. Seine Bemühungen gehen dahin, kurz und bündig,

Digitized by Google

dabei aber mit höchster Vollkommenheit zu schildern. Bei Beschreibung einer Landschaft wird er sich damit begnügen, die Grundlinien und Farben anzudeuten; aber diese Linien und Farben sollen ein Bild der Landschaft in ihrer Gesamtheit sein.

Ebenso verkörpert er seine Figuren mit einem Wort, mit einer Bewegung. Je weiter er fortschreitet, desto starrer hält er an seinen litterarischen Formeln fest. Er versucht die minder wichtigen Handlungen verschwinden zu lassen, und in dem ganzen Inhalt seines Werkes läßt er nie seine Persönlichkeit hervortreten. Außerdem ist er vollständig uneigennützig, vermittelt niemals persönlich, läßt niemals seine eigenen Empfindungen durchblicken und wacht auf das sorgfältigste darüber, daß sein Stil in rhythmischem Gleichmaß unentwegt an jeder Stelle klar wie ein Spiegel mit leuchtender Deutlichkeit seinen Gedanken wiederstrahlend, vorwärtsschreitet. Dieser Vergleich mit einem Spiegel ist sehr richtig, denn sein Ehrgeiz hat ganz gewiß die Form eines Kristalls gewählt, wie sie sein Geist erfaßt hat. Man bemerke wohl, daß Gustave Flaubert nur diesen einen Wunsch nach Klarheit besitzt. Nach Lebenswahrheit geht sein Streben. Er besitzt den mächtigen Odem, der sein Werk vom ersten bis zum letzten Worte durchweht, und in jeder Zeile hört man das herrliche Rauschen des großen Stils. Die trocken durchsichtige und spröde Form des achtzehnten Jahrhunderts ist nicht seine Sache. Zugleich mit der Wahrheit besitzt er das gebieterische Bedürfnis der Farbe, der

Digitized by Google

Bewegung und des Lebens. Wir berühren hier die Persönlichkeit des Romanschriftstellers, und stehen jetzt vor dem Geheimnis seines Talents und der neuen Form, die er zur Anwendung gebracht hat.

Gustave Flaubert ist in der Blütezeit der Romantik geboren, er war fünfzehn Jahre alt, als Victor Hugo seine großen Erfolge feierte. Seine ganze Jugend durchbrauste die Begeisterung für die Dichterschule von 1830, und er hat gleichsam eine lyrische Flamme aus der Zeit der Dichtung, die er durchlebt hat, bewahrt. Wenn er sie auch nicht vernichtet hat, so besitzt er doch wohl noch zahlreiche Verse, in denen man jedenfalls schwerlich den peinlichen und sorgfältigen Prosaisten der „Sentimentalen Erziehung" erkennen dürfte. Später, in jener Zeit, da man in sich und um sich blickt, hat er wohl eingesehen, worin eigentlich seine Originalität besteht, und ist ein großer Romanschriftsteller, ein unpersönlicher Schilderer der menschlichen Dummheit und Gemeinheit geworden, aber der Dualismus ist ihm verblieben, der Lyriker ist nicht tot; er lebt im Gegenteil allmächtig Seite an Seite mit dem Romanschriftsteller, und fordert zuweilen seine Rechte, ist aber doch klug genug, einzusehen, daß er nur zu gewissen Stunden reden darf. Aus dieser Doppelnatur, aus diesem Bedürfnis glühender Poesie und kalter Beobachtung ist das originelle Talent Gustave Flauberts entstanden. Ich will ihn also charakterisiren: er ist ein Dichter, welcher die Kaltblütigkeit des richtigen Blickes besitzt.

Man muß den Mechanismus dieses Tempera-

Digitized by Google

ments in einer früheren Zeit verfolgen. Gustave Flaubert besitzt nur einen Haß, den Haß gegen die Dummheit, aber dieser Haß ist vollkräftig. Er schreibt seine Romane gewiß nur, um ihm Befriedigung zu gewähren. Die Dummen sind seine persönlichen Feinde, welche er zu vernichten sucht. Jedes seiner Bücher enthält die Schilderung der menschlichen Mißgestalt; dagegen nimmt er manchmal einem Weibe gegenüber eine sanfte Haltung an. Er liebt dieses Weib und behandelt es gewissermaßen mit väterlicher Zärtlichkeit. Nimmt er eine Persönlichkeit unter seine Lupe, so übersieht er kein Fleckchen, er untersucht die unbedeutendsten Wunden und bleibt bei den bemerkten Fehlern längere Zeit stehen. Jahrelang zwingt er sich so, das Häßliche in allernächster Nähe zu betrachten, mit ihm zu leben, einzig und allein zu dem Zweck, es zu schildern, zu verhöhnen und in aller Augen lächerlich zu machen. Aber trotz seiner befriedigten Rache, trotz der Freude, die er bei dem Gedanken empfindet, das Häßliche und Dumme in seinen Werken festzunageln, ist ihm dieses Gefühl zuweilen eine entsetzliche Last, welche gar schwer auf seine Schultern drückt; denn der Lyriker, der in ihm lebt, sein anderes Ich, weint vor Ekel und Traurigkeit, daß er so mit gebrochenen Flügeln in den Schmutz des Lebens gezerrt wird, in eine Umgebung blöder und alberner Gesellen. Als der Autor „Madame Bovary" oder die „Sentimentale Erziehung" schrieb, tröstete sich der Lyriker über die Winzigkeit der Personen, über die Schwierigkeit, diese lächerlichen Leute zu

Digitized by Google

veredeln, und begnügt sich, hier und da ein flammendes Wort, eine erhebende Redewendung von bedeutungsvollem Schwunge einzuschalten. Zu andernmalen, in gewissen verhängnisvollen Stunden, tritt der Naturalist an die zweite Stelle. Dann sehen wir glänzende Augenblicksbilder aus dem Gefilde des Lichtes und der Poesie. Der Autor schreibt „Salammbô" und die „Versuchung des heiligen Antonius"; er lebt in der antiken Welt als Archäologe, fern von dem modernen Getriebe, unserer engen Kleidung, unseren Eisenbahnen und unserem grauen Himmel, den er verabscheut. Seine Hände wühlen in Purpur und in Goldgeschmeiden. Jetzt hat er keine Furcht mehr, zu viel zu thun, er wacht nicht mehr ängstlich über seine Worte, denn er braucht nicht zu befürchten, daß er die farbenprächtigen Bilder eines morgenländischen Dichters einem Dorfapotheker in den Mund lege. Und doch bleibt neben dem Lyriker der naturalistische Schriftsteller bestehen, dieser hält die Zügel straff, er fordert die Wahrheit selbst hinter den blendenden Bildern.

Man ersieht hieraus wohl die Originalität des gleichzeitig besonnenen und glänzenden Stiles Gustave Flauberts. Er besteht aus richtigen und dabei herrlichen Bildern. Er ist in das Gewand der Dichtung gekleidete Wahrheit. In seiner Begleitung schreitet man stets auf einem festen Boden, man fühlt sich auf der Erde, aber man geht bequem auf einem Rhythmus von vollendeter Schönheit. Wenn er, behufs größter Genauigkeit, zur gewöhnlichsten Ver-

Digitized by Google

traulichkeit hinuntersteigt, so wahrt er doch immerhin eine gewisse Feinheit, welche der beabsichtigten Nachlässigkeit das Gepräge der Vollendung verleiht. Man folge ihm in die gewöhnlichsten Abenteuer, und man wird stets einen Dichter und einen Schriftsteller an seiner Seite fühlen. Am Ende einer Zeile, mitten auf einer Seite wirft ein Satz, manchmal auch nur ein Wort einen Lichtstrahl und drückt dem Ganzen den Stempel des Erhabenen auf. Außerdem ist in dieser beständigen Schilderung der Häßlichkeit nichts wirklich häßlich. Man kann sogar den Rinnstein behandeln, die Ausführung des Gemäldes wird stets schön bleiben. Denn ein großer Künstler hat es so gewollt. Ich habe bereits gesagt, Gustave Flaubert hatte an den oft undurchdringlichen Wald Balzacscher Ausdrucksweise die Axt angelegt und eine große Lichtung geschaffen, durch die man klar hindurchsehen kann. Ich will hinzufügen, daß er in seiner Form die beiden Genies von 1830 vereinigt: die genaue Analyse Balzacs und den glänzenden Stil Victor Hugos.

III.

Ich gehe nun zu den Werken Gustave Flauberts über und gruppire sie naturgemäß in je zwei Gruppen: „Madame Bovary" und die „Sentimentale Erziehung;" „Salammbô" und die „Versuchung des heiligen Antonius", ohne mich an die Zeit der Veröffentlichung zu halten.

Digitized by Google

Ich habe bereits bemerkt, daß die Veröffentlichung der „Madame Bovary“ ein großes Ereignis war. Und doch ist das Sujet des Buches, die eigentliche Intrigue, sehr wenig romantisch. Man kann es in dreißig Zeilen beschreiben. Charles Bovary, ein mittelmäßiger Landarzt, heiratet nach einer ersten Ehe eine Pächterstochter Emma, welche eine über ihren Stand hinausgehende Erziehung erhalten hat; sie ist eine Dame, spielt Piano und liest Romane. Das junge Paar lebt in Yonville, einem einige Kilometer von Rouen entfernten Marktflecken. Hier wird Madame Bovary von der entsetzlichen Langeweile gepeinigt, welche allen Frauen eigen ist, die in ihrem Stande keine Befriedigung finden. Sie sieht die geistige Armseligkeit ihres Mannes, sie stirbt an dem eintönigen Provinzleben, und es erfaßt sie eine seltsame, eigenartige Sehnsucht; natürlich ist der Ehebruch das Ende. Trotzdem kämpft sie; sie liebt zuerst einen jungen Mann, Léon du Puis, den Schreiber des Notars von Yonville; sie liebt ihn im geheimen und denkt nicht einmal an einen Fehltritt. Doch gibt sie sich später, als Léon Yonville verlassen hat, einem andern Manne, Namens Rudolf Boulanger, einem Grundbesitzer aus der Umgegend, hin. Nun ist sie wie toll, sie ist ganz stolz auf ihre That und empfindet das Gefühl einer gerechten Rache. Sie wird anspruchsvoll und herrisch, denkt an eine Flucht mit ihrem Geliebten, träumt von Abenteuern, ewiger Liebe, bis der in seinem Egoismus verletzte Rudolf sie sitzen läßt. Ihr Sturz ist ein ungeheurer, mühsam schleppt

Digitized by Google

sie ihr Leben fort, spielt sich als Märtyrerin ihrer Zärtlichkeiten auf und versucht es vergeblich mit der Religion, bis sie Léon eines Tages in Rouen wiederfindet. Dieser nimmt verhängnisvollerweise Rudolfs Platz ein, und der Ehebruch beginnt von neuem; nur herber und von einer neuen Sinnlichkeit durchglüht. Emma hat Schulden gemacht; als sie von ihrem Geliebten, von aller Welt verlassen wird, nimmt sie eine Messerspitze Arsenik in einem Apothekerpokal. Ihr Dummkopf von Mann beweint sie. Später erfährt er ihr unordentliches Leben, beweint sie aber noch immer. Eines Morgens trifft er Rudolf, geht mit ihm eine Flasche Wein trinken und sagt zu ihm: „Ich zürne Ihnen nicht."

Das ist alles. In einer Zeitung würde das zehn Zeilen Lokalnotiz abgeben. Aber man muß das Werk lesen und das in demselben pulsirende Leben kennen lernen. Es sind geradezu berühmte Stellen darin enthalten, Stellen, welche klassisch geworden sind, wie: Die Ehe Emmas und Charles, die Scene in dem landwirtschaftlichen Verein, in der Rudolf der jungen Frau den Hof macht; namentlich aber ist der Tod und das Begräbnis der Madame Bovary ganz entsetzlich wahr. Außerdem hat das ganze Werk bis auf die unbedeutendsten Vorkommnisse ein peinigendes, durchaus neues, bis zum Erscheinen dieses Buches vollkommen unbekanntes Interesse, das Interesse an der Wirklichkeit, an dem Drama des alltäglichen Lebens erregt. Die Schilderungen dringen uns mit unbesiegbarer Macht ins Herz, wie ein

Digitized by Google

Schauspiel, eine Handlung, die unmittelbar vor unseren Augen sich vollzieht. Die Thatsachen haben wir zwanzigmal mit erlebt. Die Personen befinden sich in unserem Bekanntenkreise. In diesem Werke sind wir in unserer eigenen Sphäre, und alle Vorkommnisse desselben sind notgedrungen ein Zubehör des uns umgebenden Milieus. Das ist auch der Grund der tiefgehenden Wirkung. Hierzu kommt noch die wunderbare Kunst des Schriftstellers. Ueberall ist die Tonfärbung durchaus richtig getroffen. Es ist eine beständige Inscenesetzung der Handlung, wie sie sich vollziehen muß, ohne irgend welches Abschweifen der Phantasie, ohne irgend welche Erfindung. Die Bewegung und die Tonfarbe bringen die Täuschung hervor. Der Schriftsteller vollzieht das Wunder, vollständig zu verschwinden und dennoch überall seine große Kunst fühlbar zu machen.

Die Figur der Madame Bovary, der Typus, den Gustave Flaubert gewiß kopirt und studirt hat, ist in jene eigentümliche Welt übergegangen, in der alle bedeutenden Personen der menschlichen Schöpfung sich tummeln. Man sagt: „Das ist eine Bovary", wie man im siebenzehnten Jahrhundert zu sagen begann, „das ist ein Tartüffe". Das kommt daher, daß Madame Bovary, so individuell sie ist, und ein so eigentümliches Leben sie durchströmt, doch einen allgemeinen Typus bildet. Man findet sie überall in Frankreich, in allen Klassen, in allen Kreisen. Sie ist das Weib, das eine über ihren Stand hinausgehende Erziehung genossen hat, die mit ihrem Schicksale un-

Digitized by Google

zufrieden, sich in eitler Sentimentalität wiegt und ihre Stellung als Mutter und Gattin vollständig vergißt. Sie ist ferner das notgedrungen zum Ehebruch getriebene Weib. Endlich ist sie der Ehebruch selbst, die zuerst schüchterne, poetische, dann triumphirende und große Dimensionen annehmende Schuld. Gustave Flaubert hat sich bemüht, auch nicht einen Zug dieser Figur zu vergessen. Er schildert sie in ihrer Kindheit, studirt ihre ersten Sinnesempfindungen, zeigt ihre Kämpfe mit sich selbst, und wie viel mildernde Umstände bringt er vor! Man fühlt aus den Erklärungen heraus, daß er ihr Vergebung zu sichern wünscht. Die ganze Umgebung Emmas ist ebenso schuldig wie sie. Sie stirbt an der sie einengenden Dummheit. In der Wirklichkeit kann das Drama nur diese verschiedenen Geschichten nicht immer zur Entwicklung bringen; der Ehebruch stirbt häufig in seinem Bett eines friedlichen und natürlichen Todes.

Die Figur Charles' ist vielleicht noch wunderbarer ausgeführt. Man muß selbst Schriftsteller sein, um zu wissen, wie schwierig es ist, einen albernen Helden in voller Beleuchtung zu zeigen. Die Bedeutungslosigkeit bleibt an sich grau, einförmig, ohne jedes hervorstechende Moment. Nun hat dieser arme Kerl aber ein ganz unglaubliches Relief. Das ganze Buch enthält Schilderungen seiner Mittelmäßigkeit; auf jeder Seite sieht man den armseligen Arzt, den armseligen Ehemann, den Pechvogel in jeder Lebenslage. Und das alles ohne groteske Uebertreibung, er bleibt stets

Digitized by Google

wahr und treffend. Der Unglückliche wirkt sogar sympathisch, man hegt schließlich für ihn Mitleid und Zärtlichkeit. Er ist nur dumm, während die beiden Liebhaber Emmas, Rudolf und Léon, einen wahrhaft entsetzlichen Egoismus besitzen. Bei ihnen sind wir weit entfernt, Liebhaber aus der idealistischen Schule vor uns zu sehen. Das ist die Liebe, wie sie der Autor kennen gelernt hat, das ist Jugend, Verlangen, Gelegenheit, kurz alles, was neun unter zehnmal den Ehebruch herbeiführt. Wie viele wirklich aufrichtige Männer würden gestehen, daß sie in ihrem Leben eine oder zwei Emmas besessen haben. Alles an diesen zwei aufeinander folgenden Verhältnissen ist gewöhnlich und dabei herrlich, es ist ein menschliches Dokument von universeller Wahrheit, eine Seite aus der Geschichte unserer Gesellschaft. Dieser Rudolf, dieser Léon ist der Mann; wenn man will, der Durchschnittsmann. Unsere neue litterarische Schule, welche keinen Gefallen an den heldenhaften Figuren findet, bemerkt, daß sie sich nur noch zu bücken, und den ersten besten zu entkleiden braucht, um Schreckliches und Erhabenes zu schaffen. Ich erkläre nochmals, ich kenne nichts Schrecklicheres, nichts Erhabeneres, als Rudolf, wie er unschlüssig mit sich kämpft, ob er zum nächtlichen Stelldichein zu Emma gehen soll oder nicht und sie dann eines Tages, als sein Verlangen gesättigt ist, sitzen läßt; ferner Léon, der schüchterne Liebhaber der ersten Kapitel, der in dem nächstfolgenden eine Erbschaft macht, sich in den Strudel der Sinnlichkeit wirft, bis er eines Tages

Digitized by Google

Furcht bekommt, seine Zukunft zu vernichten und eine Bitte um Geld ihn in einen ernsten und klügelnden Mann verwandelt. Wie entsetzlich und rührend ist das Wort Bovarys an Rudolf nach dem Tode seiner Frau: „Ich zürne Ihnen nicht.“ Das ist der unbedeutende Mensch, wie er leibt und lebt. Unsere Litteratur besitzt kein Wort von gleich tiefem Gehalte, das die Feigheiten und Zärtlichkeiten des Menschenherzens in so starker Beleuchtung zeigt. Das frische Insichaufnehmen der Thatsachen, wie sie sich ereignen, und das jeder Kleinigkeit verliehene genaue Relief, das ist eben das Geheimnis des mächtigen Zaubers dieses Werkes, welches ganz anders packt, als alle Ausgeburten der Phantasie.

Unglücklicherweise kann ich jedem Roman nur wenig Platz gönnen, notgedrungen muß ich unvollkommen bleiben; solche Bücher bedeuten Welten. In „Madame Bovary“ gibt es Figuren zweiten Ranges, welche unvergeßlich bleiben: ein Dorfpfarrer, welcher alle Gemeinheiten des Priesters, der aus seinem Amte ein Handwerk macht, in sich vereinigt; verrückte Provinzialen, welche ein molluskenhaftes Dasein führen; eine ganz außerordentliche Gesellschaft, die zu studiren ebenso ergiebig ist, wie eine Familie von Schwaben und Wanzen. Aber eine ganz besonders hervorragende Figur ist die Person des Apothekers Homais, eine Verkörperung Joseph Prud'hommes. Homais ist die provinzielle Wichtigthuerei, die Weisheit des Fleckens, die wohlgefällige Dummheit einer ganzen Gegend. Dabei ist er Freidenker, Fortschrittler und Jesuiten-

Digitized by Google

fresser. Seinen Kindern gibt er berühmte Namen: Napoleon und Athalia. Er hat eine Broschüre veröffentlicht „über den Apfelwein, seine Zubereitung und seine Folgen" mit Anmerkungen. Er schreibt für die „Fackel von Rouen". Der Typus ist so treffend, daß der Name Homais in die Sprache übergegangen ist. Er charakterisirt eine gewisse Klasse von Dummköpfen. Ich für meinen Teil kann nicht in eine Dorfapotheke eintreten, ohne hinter dem Ladentisch den majestätischen Herrn Homais zu suchen, wie er mit Pantoffeln und griechischer Mütze dasteht und seine Droguen mit der wohlgefälligen Wichtigthuerei eines Mannes abwägt, der die betreffenden Namen auf griechisch und lateinisch kennt.

Infolge eines bestimmten Umstandes mache „Madame Bovary" beim großen Publikum ein ziemliches Aufsehen: Die Staatsanwaltschaft stellte den Verfasser unter Anklage, die öffentliche Moral und Religion verletzt zu haben. Man stand damals noch im großen Stadium der Prüderie, es waren die ersten Jahre des Kaiserreichs. Ich muß unbedingt einige Worte über diesen Prozeß sagen, welcher in unsere Litteraturgeschichte gehört. Die Journale brachten lange Berichte über die Verhandlungen, und Gustave Flaubert ging aus dieser Prüfung als gepriesener und populär gewordener Mann hervor, er war das Haupt einer Schule. Das ist eine schöne Wirkung der Gerechtigkeit. Die Anklageschrift des kaiserlichen Staatsanwaltes Ernest Pinard ist ein sehr eigenartiges Dokument. Gustave Flaubert hat sie in der letzten Ausgabe seines Romans ver-

Digitized by Google

öffentlicht, und es ist heute schwer, sie ohne große Ueberraschung zu lesen. Ein Meisterwerk unserer Sprache wird darin wie eine schlechte That behandelt; der kaiserliche Staatsanwalt macht daraus eine alberne und elende Kritik, greift die schönsten Seiten an, tappt in der Kunst mit dem Entsetzen eines Beamten umher und schiebt der Litteratur gewalttätige Gedanken unter, welche er für Fälle, in denen es sich um Raub und Mord handelte, hätte anführen müssen. Nichts ist entsetzlicher, als wenn ein ernsthafter Mann sich berufen glaubt, den guten Sitten zu Hilfe zu kommen, die niemand zu bedrohen die Absicht hat. Herr Ernest Pinard, welcher später in der Politik eine ziemlich armselige Rolle spielte, hat sich hierbei für ewige Zeiten lächerlich gemacht. Die Nachwelt wird von ihm nur eines wissen, nämlich, daß er versucht hat, ein Meisterwerk der Litteratur unseres Jahrhunderts zu unterdrücken.

Gustave Flaubert wurde nach einer glänzenden Rede des Herrn Senard freigesprochen. Die Kunst ging siegreich aus diesem Angriffe hervor. Aber trotz der Freisprechung glaubte die sechste Kammer des Zuchtpolizeigerichts von Paris ihre Meinung über den Naturalismus und den modernen Roman abgeben zu müssen. Ich lasse hier einen der Rechtsgründe des Urteils folgen: „In Anbetracht, daß es nicht erlaubt ist, unter dem Vorwande der Charakterschilderung und der Lokalfarbe, Handlungen, Aussagen und Bewegungen von Personen, die ein Schriftsteller zu schildern sich berufen gefühlt hat,

Digitized by Google

in ungebührlicher Weise wiederzugeben, so würde ein solches auf Geisteswerke, wie auf Hervorbringungen der schönen Künste angewandtes System zu einem Realismus führen, der die Verneinung des Guten und Schönen bedeuten und bei Erzeugung ähnlicher, Geist und Blick beleidigender Werke, die öffentliche Moral und die guten Sitten beständig verletzen würde . . ." So wird also der Realismus von einem Zuchtpolizeigericht verurteilt. Gott sei Dank ist unsere Generation von Schriftstellern noch weiter gegangen. Man ist auf der Suche nach dem Wahren, in der Analyse des Menschen, in den Schilderungen der Leidenschaften immer noch weiter vorgeschritten. Die Sentenzen eines Gerichtshofes halten den Gedankengang nicht auf.

Ich habe mich bei „Madame Bovary" ein wenig lange aufgehalten und will der „Sentimentalen Erziehung" weniger Platz einräumen. In diesem zweiten Roman vergrößert Gustave Flaubert seinen Rahmen. Das Werk behandelt nicht nur das Leben einer Frau und spielt nicht in dem Winkel der Normandie. Der Autor schildert eine ganze Generation und behandelt eine historische Periode von zwölf Jahren, von 1840 bis 1852. Zum Rahmen nahm er den langsamen und unruhigen Todeskampf der Julimonarchie, die fieberhafte Existenz der Republik von 1848, in welche die Kanonenschläge vom Februar, Juni und Dezember hineindonnern. In diese Staffage stellt er die Personen, die er in seiner Kindheit kennen gelernt hat, die Personen seiner Zeit, eine ganze Menge in lebhafter Bewegung, die sämmtlich das Leben ihrer

Digitized by Google

Epoche durchſtrömt. Das Werk iſt der einzige wirklich hiſtoriſche Roman, den ich kenne, der einzig wahrhafte, genaue, vollſtändige, in dem die Wiederauferſtehung der toten Stunden abſolut ohne handwerksmäßiges Eingreifen von Marionetten vor ſich geht. Wer die Sorgfalt kennt, welche Guſtave Flaubert auf die geringſte Einzelheit verwendet, wird wiſſen, wie ungeheuer ein ſolches Unternehmen war. Aber der Plan des Buches ſelbſt machte die Arbeit noch ſchwieriger. Guſtave Flaubert verſagte ſich jede romantiſche und zentrale Nutzanwendung. Er wollte das wirkliche Leben ſchildern, wie es ſich abſpielt, mit ſeiner beſtändigen Folge unbedeutender, gewöhnlicher Ereigniſſe, welche ſchließlich in ihrer Geſamtheit ein verwickeltes und furchtbares Drama ſchaffen. Keine von langer Hand vorbereiteten Epiſoden, ſondern anſcheinend unzuſammenhängende Fakta, das gewöhnliche Hinundher der Ereigniſſe, ein Durcheinanderwirbeln von Perſonen, welche ſich begegnen, ſich verlieren, dann ſich wieder begegnen, bis ſie ihr letztes Wort geſprochen haben, und alle dieſe Figuren wirbeln wie auf der Straße an einem vorüber. Die Konzeption gehört zu den originellſten und kühnſten, der Verſuch iſt einer der ſchwierigſten, der in unſerer Litteratur gemacht worden iſt, und es mangelt ihr die Kühnheit hierzu doch wahrhaftig nicht. Guſtave Flaubert hat ſeinen Plan in weiten Zügen bis zu Ende geführt, und zwar mit jener einheitlichen Meiſterſchaft, jener thatkräftigen, willensſtarken Ausführung, welche nur ihm eigen iſt.

Digitized by Google

Das ist noch nicht alles, die größte Schwierigkeit, welche „Die sentimentale Erziehung" bot, lag in der Wahl der Figuren. Gustave Flaubert wollte alles schildern, was er in den genannten Jahren vor Augen hatte, er wollte das fortlaufende Bestientum des Menschen, die unaufhörliche Dummheit zeichnen. Der wahre Titel des Buches war: „Die trockenen Früchte". Alle Figuren bewegen sich in leerem Raum, drehen sich wie Wetterfahnen, geben ihre Beute für ein Schattenbild preis, vermindern sich bei jedem neuen Abenteuer und schreiten dem Untergange zu. Das Ganze ist eine blutige Satyre, das schreckliche Gemälde einer entsittlichten, von der Hand in den Mund lebenden Gesellschaft, ein furchtbares Buch, ein förmliches Epos der Seichtheit, in dem die Menschheit mit einem Ameisenhaufen verglichen wird, und in dem das Häßliche, Kleinliche, Eintönige tront und sich ausbreitet; ein der Ohnmacht in prächtigem Marmor errichteter Tempel. Von allen Werken Gustave Flauberts ist dies das persönlichste, in weitesten Umrissen konzipirte, das ihm die meiste Mühe gemacht hat und noch lange Zeit am wenigsten verstanden werden wird.

Die Analyse der „Sentimentalen Erziehung" ist unmöglich. Man müßte Seite für Seite verfolgen, es gibt nur Thatsachen und Figuren; trotzdem will ich in einigen Zeilen eine Erklärung dafür liefern, was den Autor zu dem übrigens recht häßlichen Titel veranlaßt hat. Sein Held, wenn es überhaupt ein Held ist, ein junger Mann, Frédéric Moreau, ist eine

Digitized by Google

schwache und schwankende Natur, welche große Gelüste an den Tag legt, ohne eine genügend starke Willenskraft zu besitzen, um dieselben zu befriedigen. Vier Frauen arbeiten an seiner seelischen Erziehung: eine ehrenhafte Frau, zu deren Füßen er seine erste Energie verliert; eine Dirne, die ihn nicht befriedigen kann, und in deren Kammer er seine Unschuld läßt; eine große Dame, ein Traum der Eitelkeit, aus dem er mit Ekel und Verachtung erwacht; eine Provinzialin, ein kleines übermütiges, frühreifes Geschöpf, ein dichterischer Traum, die ihm einer seiner Freunde fast in die Arme wirft. Aber die vier Liebschaften, die wahre, die sinnliche, die eitle, die instinktive haben vergeblich gesucht, aus ihm einen Mann zu machen, und so sitzt er eines Abends, alt geworden, mit seinem Jugendfreunde Deslauriers am Kamin. Dieser hat die Macht erstrebt, ohne sie erringen zu können, ebensowenig wie Frédéric eine glückliche Liebe hat gewinnen können. Nun beweinen sie beide ihre entflohene Jugend und erinnern sich als ihres schönsten Lebenstages eines Frühlings Nachmittags, wo sie zusammen eine Dirne besuchen wollten und es doch nicht gewagt haben, die Schwelle zu übertreten. Das Bedauern des Verlangens und die Scham einer sechzehnjährigen Seele, das ist die Schlußfolgerung der „Sentimentalen Erziehung".

Es ist mir wohl gestattet, aus der Fülle der Personen einige herauszugreifen: Arnoux', den Mann seiner Zeit, der nacheinander Gemäldehändler, Steingutfabrikant, Heiligenbilderverkäufer ist, ein blonder,

Digitized by Google

reizender provinzialer Lügner, der seine Frau mit der größten Gemütlichkeit betrügt, und den inmitten der großartigsten Spekulation der Ruin ereilt; Dambreuse, einen Großgrundbesitzer, Banquier und Politiker, der alle Feigheit und Geschmeidigkeit des Reichtums in sich vereint; Martinon, den Triumph der Dummheit, die alberne und steife Bedeutungslosigkeit; der die Tanten poussirt, um die Nichten zu heiraten, Regimbart, den Wirtshauspolitiker, eine groteske Figur, von der man nicht weiß, woher sie kommt, der stets in denselben Cafés zu derselben Stunde erscheint, eine schweigsame, übelgelaunte Miene zur Schau trägt, und infolge der drei bis vier ewigen Sätze, welche er zuweilen über die allgemeine Lage zum besten gibt, einen Ruf als tiefer Denker und bedeutender Mann erworben hat. Auf diese Skizzen muß ich mich beschränken. Und welche Scenen, welche vollendeten Gemälde entwirft der Autor, wie schildert er ein Zeitalter mit seiner Politik, seiner Kunst, seinen Sitten, seinen Vergnügungen und seiner Schmach! Es sind Schilderungen von großen Soiréen aus der Halbwelt, freundschaftliche Schmausereien, ein Duell, ein Wettrennen, ein Klub von 1848. Die Barrikaden, der Straßenkampf, die Einnahme der Tuilerien, eine wunderbare Liebesepisode im Wald von Fontainebleau; bürgerliche Institutionen sind mit ausgezeichneter Feinheit behandelt, ein ganzes Volksleben tritt uns vor Augen.

In der „Sentimentalen Erziehung" hat Gustave Flaubert an der von ihm eingeführten Formel

Digitized by Google

am kräftigsten festgehalten. Das Vermeiden des romantischen Elements der Intrigue, das Verkleinern der Helden in menschliche Gestalt, die von ihm in den geringsten Einzelheiten beobachteten Proportionen, kurz seine ganze Originalität hat sich in diesem Werke in einem ganz ausnehmenden Grade entwickelt. Ich weiß gewiß, dies Werk hat ihm am meisten Anstrengung gekostet, denn nie hat er sich vorher so eingehend mit dem Studium der menschlichen Erbärmlichkeit befaßt, und nie hat der Lyriker herbere Thränen vergießen müssen. In diesem langen Werke, dem längsten, das er geschrieben hat, ist auch nicht eine Seite oberflächlich behandelt. Unentwegt verfolgt er seine Straße, wie langweilig die Aufgabe auch sei, nicht wie Balzac, der immer einige Bruchstücke ausgeklügelter Analyse gibt, an denen der Autor sich erquicken kann, sondern er liefert stets dramatisirte Erzählungen, in Scene gesetzte Fakta. Er ist gewiß ebenso unerbittlich gegen sich, wie gegen die einfältige Welt, die er schildert.

IV.

Ich komme jetzt zu „Salammbô" und der „Versuchung des heiligen Antonius", den beiden Dichtungen Gustave Flauberts, in denen er sich über die Gemeinheit der bürgerlichen Welt erhebt; hier entfaltet sich seine glänzende Logik, sein Stil schwelgt in glühenden

Digitized by Google

Farben, er ist glücklich, sich endlich in einem lichtvollen Gefilde tummeln zu dürfen, in Wohlgerüchen zu baden und mit herrlichen Gewändern sich zu schmücken. Gustave Flaubert ist ein Orientale, der in ein fremdes Land gezogen ist. Man fühlt, daß er erleichtert aufatmet, sobald er, ohne lügen zu müssen, frei und mächtig seinen Empfindungen folgen kann. Die Werke, die seinem Herzen teuer sind, die er trotz der ungeheuren Forschungen, die sie ihm gekostet, mit Vergnügen geschrieben hat, sind „Salammbô" und „Die Versuchung des heiligen Antonius".

In einem an St. Beuve gerichteten Brief gibt er hinsichtlich des ersten seiner Werke eine kostbare Erklärung: „Ich wollte eine Fata Morgana schildern," sagte er, „indem ich die Verhältnisse des modernen Romans auf das Altertum anwendete." In der That besteht die Entwicklung des Werkes, wie bei der „Madame Bovary", in einer Reihe von Gemälden und Episoden, in denen sich die Personen in ihren Worten und Handlungen selbst abspiegeln. Nur tritt das Studium des Milieus noch mehr hervor, das eigentliche Drama wird in den prächtigen Rahmen eingeengt, die Beschreibung nimmt einen größeren Spielraum ein und läßt der Analyse weniger Platz. Es ist immerhin ein Stück bis ins Kleinste durchforschter Menschheit, aber ein Stück fremder Menschheit, die sich in einer Kultur bewegt, deren Schilderung einen Erzähler wie Gustave Flaubert notgedrungen reizen mußte.

Es gibt in unserer Litteratur keine Stelle, welche

Digitized by Google

mit dem ersten Kapitel aus „Salammbô“ sich vergleichen ließe. Es ist geradezu blendend. Die Söldner feiern in den Gärten des Hamilkar ein Fest zur Erinnerung an den Jahrestag der Schlacht von Eryx. Die Roheit und Ausgelassenheit der Soldaten, der Tafellärm, die seltsamen Gerichte, die Ausstattung des Gartens mit dem Marmorpalast im Hintergrunde, welcher vier Stock hohe Terrassen aufweist, alle diese Beschreibungen sind in diesem mächtigen und farbenprächtigen Stile mit außerordentlicher Fülle wiedergegeben, und jedes Wort besitzt den ihm gebührenden Wert. Nun erscheint „Salammbô“, sie steigt die Treppe des Palastes herab und beweint die heiligen Fische, welche die Söldner in den Weihern getötet haben. Hier beginnt auch die eifersüchtige Nebenbuhlerschaft des Lybiers Mâtho und des Numidierhäuptlings Narr Havas, die beide zur Tochter Hamilkars in Liebe entbrannt sind.

Das kraftlose Karthago fürchtet die Söldner, welche in den letzten Kriegen Hilfe geleistet haben, kann sie nicht bezahlen und weiß nicht, wie es sich ihrer entledigen soll; sein Feldherr Hamilkar ist verschwunden. Nach dem Feste, welches das Buch eröffnet, schickt Karthago die Söldner nach Sicca und verschließt ihnen seine Pforten. Nun hetzt Spendius, ein griechischer Sklave, den Mâtho freigelassen hat, die Söldner aus Rache gegen die Stadt. Er unterstützt zu gleicher Zeit die Leidenschaft des Lybiers, der in Liebe zu Salammbô entbrannt ist. Er läßt ihn nach Karthago hinein und veranlaßt ihn, den

Digitized by Google

geheiligten Mantel der Thanit zu ſtehlen, den Zaïmph, welcher unbeſieglich macht. In den Zaïmph gehüllt, ſieht Mâtho Salammbô wieder. Sie ſtößt ihn zurück, verflucht ihn, und er durcheilt, in den ſchützenden Mantel gehüllt, die Stadt. Die Söldner ſchlagen den Suffeten Hanno, die Republik iſt dem Untergange nahe, da erſcheint Hamilkar. Er beſiegt die Empörerſcharen in der Schlacht von Macar und bringt ſie wieder unter ſeine Botmäßigkeit; aber ſeine Anſtrengungen würden vielleicht vergebliche ſein, wenn Salammbô auf Veranlaſſung des Schahabarim, eines Eunuchen und Oberprieſters des Tanit, ſich nicht dem Mâtho unter ſeinem Zelte hingäbe; während er ſchläft, erhebt ſie ſich und entflieht mit dem Zaïmph. Inzwiſchen weiht Spendius Karthago wieder der Vernichtung, indem er den Kanal durchſchneidet und die Stadt ſo des Waſſers beraubt. Hier erwähne ich nun eine prächtige Epiſode, das dem Moloch dargebrachte Menſchenopfer, um den Gott zu beruhigen; man fordert von Hamilkar ſeinen Sohn Hannibal, welchen er insgeheim aufheben läßt und auch rettet. Glücklicherweiſe regnet es. Narr Havas verrät Mâtho, mit dem er ein Bündnis geſchloſſen hatte. Karthago wird entſetzt und gerettet. Schließlich hat Hamilkar die Söldner in einen Engpaß eingeſchloſſen und läßt ſie daſelbſt Hungers ſterben. Es folgt nun die Beſchreibung des entſetzlichen Todeskampfes einer Armee, einer der herrlichſten Abſchnitte des Buches. Mâtho, zum Gefangenen gemacht, wird verurteilt, nackt, mit auf den Rücken gebundenen Händen durch

Digitized by Google

die Stadt zu marschiren, während die in Reihen aufgestellten Einwohner ihn auf seinem Wege schlagen, und fällt entsetzt, blutend, mit zerfetzten Gliedern entseelt zu Salammbôs Füßen nieder, welcher Narr Havas triumphirend den Verlobungsbecher darreicht. Salammbô fällt bleich und steif mit geöffneten Lippen nieder. „So starb Hamilkars Tochter, weil sie den Mantel der Thanit angerührt hat."

Diese Figur der Salammbô bildet das Befremdliche des Buches; in dem bereits erwähnten Briefe schreibt Gustave Flaubert an St. Beuve, der ihm den Vorwurf machte, daß er eine karthagische „Madame Bovary" geschaffen: „O nein, Madame Bovary wird durch verschiedene Leidenschaften bewegt. Salammbô dagegen lebt und stirbt mit der fixen Idee, sie ist eine Wahnsinnige, eine Art heilige Therese." Das ist ganz ausgezeichnet gesagt. Das Verhalten der Salammbô ist in der That durchaus einheitlich; man sehe sie auf der Terrasse, wie sie die Hände zum Mond, zu der von ihr angebeteten Thanit erhebt; wenn sie sich dem Mâtho hingibt, so geschieht es auf den Rat des Schahabarim, jenes Eunuchen und Oberpriesters, der sie zu diesem Schritte treibt. Sie will ihr Vaterland und ihre Götter retten, nichts weiter. Keinerlei eigensüchtiges Verlangen liegt in ihrer Handlung, sie begreift kaum. Später bleibt sie dem treu, der sie besessen hat. Sie wird von ihrer Erinnerung gequält, fühlt sich ihm zu eigen, stirbt auf seinem Leichnam vor Schreck und Verzweiflung und entgeht auf diese Weise der ver-

Digitized by Google

haßten Umarmung des Narr Havas. Diese Schöpfung bleibt also gleichsam der Typus des heidnischen Mystizismus, des Fatalismus des Liebesgedankens; ihm hat sie sich geweiht. Sie gibt die Anbetung der Thanit erst dann auf, als sie den ersten Kuß empfangen hat; sie hat diesen Kuß nicht ersehnt, es soll der erste und letzte sein, und sie wird daran sterben. Uebrigens gesteht Gustave Flaubert, daß diese Schöpfung ihm eigentümlich gehört: „Ich bin ihrer Realität nicht sicher, denn weder Sie noch ich noch sonst jemand, kein Alter und kein Neuer vermag das orientalische Weib wirklich zu kennen, aus dem einfachen Grunde, weil es unmöglich ist, mit ihm zu verkehren."

Die übrigen Figuren sind ebenfalls durchaus einheitlich gehalten. Mâtho ist in seinem Liebeswahnsinn rein tierisch, seine Begierde vernichtet und verblendet ihn vollständig, und alle seine Handlungen stehen damit in Beziehung. Spendius besitzt die listige Geschmeidigkeit des Griechen; er steckt voll geheimer Kniffe und Ränke. Hamilkar ist eine etwas düster gehaltene, erhabene Figur, Narr Havas ist nur flüchtig geschildert; der mit dem Aussatz behaftete Suffet Hanno ist in seiner grausamen Gemeinheit eine der originellsten Figuren des Buches. St. Beuve, der Gustave Flaubert den Mangel an Einheitlichkeit im Charakter seiner Barbaren zum Vorwurf gemacht hat, hat wahrlich das Buch mit eigentümlichen Augen gelesen. Ich finde im Gegenteil, daß die Personen durchaus einheitlich sind, daß sie ihren Instinkten folgen und nur

Digitized by Google

ein Ziel haben. Wir haben es nicht mehr mit den tausend Kleinigkeiten der Analyse der modernen Welt zu thun. Mâtho, der auf der ersten Seite vom Liebesstrahl getroffen wird, leidet während des ganzen Bandes und stirbt zum Schluß daran. Die anderen haben ähnliche Motive, die sie zur Befriedigung ihrer Gelüste treiben. Uebrigens haben wir auch keine Studien über die verschiedenartigen Seelenzustände einiger oder mehrerer Personen zu machen. Das Werk ist das ausgiebige Gemälde einer fast einheitlichen, psychologischen und physiologischen Situation. Wir haben höchstens die Analyse des Seelenzustandes, welche die Annäherung des Mannes in „Salammbô" hervorruft. Gustave Flaubert, der seine Figuren nach genau studirten Dokumenten geschaffen, hat sich bemüht, sie so einfach als möglich zu gestalten. Er suchte nun einer jeden von ihnen eine Individualität zu verleihen, die einem allgemeinen Typus durchaus fern liegt.

Und welche prächtigen Scenen schafft er, welche wunderbaren Beschreibungen! Ich habe das Fest bereits angeführt, ich will noch die Beschwörung der Salammbô im bleichen Mondschein erwähnen, den Besuch des Mâtho und Spendius im Tempel der Thanit, als sie den Zaïmph rauben wollen; das Herabsteigen des Hamilkar in die Keller, wo er seine Schätze verborgen hat; die Schlacht von Macar, in der ein Elefantenangriff berühmt geblieben ist; die Scene unter dem Zelte, als Salammbô dem Libyer in die Arme sinkt: das dem Moloch dargebrachte Opfer;

Digitized by Google

den Todeskampf der Söldner in dem Engpaß; endlich den wahnsinnigen Lauf Mâthos, der von einer ganzen Stadt verfolgt, nur Salammbô sieht und schließlich zu ihren Füßen entseelt niedersinkt.

Diese Schilderungen sind nicht mit der lyrischen Begeisterung behandelt, in welcher sie Victor Hugo geschrieben hätte. Ich habe es bereits gesagt, Gustave Flaubert bleibt der peinliche Arbeiter, er bleibt Herr über jeden von ihm angewendeten Farbenton; er verleiht allen seinen Schilderungen einen unvergleichlichen, soliden Glanz; das Gold, die Edelsteine, die Purpurmäntel, der Marmor, alles wird genau, aber ohne jede Uebertreibung behandelt. Die außerordentlichen Thatsachen, die gekreuzigten Löwen, der Suffet Hanno, der, um seinen Aussatz zu heilen, seine Hände in das Blut der niedergemetzelten Gefangenen taucht, der Drache, der sich um die wunderbaren Glieder Salammbôs ringelt, eine ganze Armee, die vor Hunger stirbt, alle stellen sich von selbst an ihren Platz und weichen nicht von demselben. Das Werk hat ein einheitliches Gepräge, eine unendliche Kunst und eine wunderbare Ordnung. Man ahnt die eingehendsten Studien hinsichtlich des Terrains, auf dem sich der Autor ganz auskennt. Beim Erscheinen der Salammbô wurde der Verfasser von einem Herrn Fröhner, einem Deutschen, glaube ich, angegriffen, der die Genauigkeit der meisten Einzelheiten bestritt. Gustave Flaubert wurde ärgerlich und sagte mit Recht, er überließe der Kritik die litterarischen Seiten, aber er würde den historischen und rein

Digitized by Google

wissenschaftlichen Teil zu verteidigen wissen. Dann führt er sämtliche Quellen an. Die Liste war furchtbar lang, er hat das ganze Altertum, die griechischen und lateinischen Autoren durchstöbert, alles, was nur irgendwie mit Karthago in Berührung stand. Beim Wiederaufbau der toten Welt ist er ebenso genau und sorgfältig verfahren, wie in der „Sentimentalen Erziehung" bei der Beschreibung der Februartage von 1848, deren einzelne Phasen er ja vor Augen hatte.

Die „Versuchung des heiligen Antonius" ist das letzte von Gustave Flaubert veröffentlichte Werk, sein eigenartigstes und erhabenstes Buch. Zwanzig Jahre der Forschung, der Arbeit, des gewissenhaftesten Talentes hat er darauf verwendet. Ich will in einer kurzen Analyse versuchen, von diesem Werke einen Begriff zu geben.

Der heilige Antonius sitzt auf der Schwelle seiner Hütte auf der Höhe eines Berges in Thebaïs. Der Tag geht zur Neige, der Eremit ist müde, denn der Tag war reich an Entbehrung, Enthaltsamkeit und Arbeit; in dem sinkenden Schatten fühlt er sich erschlaffen. Der Teufel, der ihn belauscht, schläfert ihn ein und versenkt ihn in wirre Träume. Es folgt eine Nacht voll entsetzlicher Aufregung und glühender Versuchung. Zuerst sieht der heilige Antonius seine Kindheit, es erscheint seine Braut Ammonaria, die er einstmals geliebt, nach und nach geht er zur Klage über, er möchte Gelehrter oder Philosoph sein, Soldat oder Zollwächter an irgend einer Brücke, eine reicher

Digitized by Google

Kaufmann oder Ehemann. Aus den Schatten dringen Stimmen und bieten ihm Weiber, Haufen Goldes, reichbesetzte Tafeln. Das ist der Beginn der Versuchung, die gewöhnliche Anreizung tierischer Befriedigung. Er träumt, er sei der Vertraute des Kaisers und ein mächtiger Mann. Sodann befindet er sich in einem glänzenden Palast, bei einem Gastmahl des Nabuchodonosor, und nun, da er den höchsten Gipfel der Ausschweifung und der Zügellosigkeit erreicht hat, hat er das Bedürfnis, ein Tier zu sein, stellt sich auf Hände und Füße, und heult wie ein Stier. Als er sich dann zur Strafe für diese Vision gegeißelt hat, kommt eine neue; die Königin von Saba bietet sich ihm dar mit ihren Schätzen, er heult vor Begierde. Alles verschwindet, der Teufel nimmt die Gestalt des Hilarion, seines ehemaligen Schülers, an, um ihn in seinem Glauben anzugreifen und beweist ihm die Widersprüche und Zweideutigkeit im alten und neuen Testament. Er entführt ihn auf eine unerhörte Reise und zeigt ihm die Religionen und Götter. Die ersten Religionen, die hundert Häresien, eine immer entsetzlicher als die andere; alle Formen der menschlichen Wut und Tollheit führt er ihm vor; dann kommen die Götter, entsetzliche und groteske Gottheiten, welche sämtlich eine nach der andern in das große Nichts sinken, von den Blutgöttern der ersten Zeit bis zu den poetischen und reizenden Gottheiten des alten Griechenlands. Die Reise endigt in den Wolken unter dem Staub der Welten, in jenem Himmel der modernen Wissenschaft, welche

Digitized by Google

Satan den auf seinem Rücken hockenden Eremiten schauen läßt, und der diesen infolge seiner Unendlichkeit erschreckt. Satan ist unnatürlich gewachsen, er ist die Wissenschaft geworden. Der auf die Erde zurückgeschleuderte heilige Antonius vernimmt die furchtbaren Klagen der Schwelgerei und des Todes, der Sphinx und der Chimäre. Endlich stürzt er sich in die Reihe der Fabelwesen, der Erdungeheuer, er steigt noch tiefer, in die Erde zu den Pflanzen, welche Wesen, zu den Steinen, welche Pflanzen sind. Und nun hören wir seinen letzten Aufschrei: „Ich möchte fliegen, schwimmen, bellen, heulen, wiehern. Ich möchte Flügel, einen Rüssel, einen Rückenschild haben, möchte Dampf ausstoßen, eine Rinde tragen, meinen Körper verdrehen, mich überall hin zerteilen, in allem sein, mit den Gerüchen dahinströmen, mich wie die Pflanzen entwickeln, wie das Wasser dahinfließen, wie der Ton zittern, wie das Licht glänzen, mich unter alle Formen beugen, jedes Atom durchdringen, bis in den Grund des Urstoffes steigen, der Urstoff selber sein!“ Die Dichtung ist zu Ende, die Nacht ist vorbei. Es ist nichts als ein Ohnmachtsanfall gewesen. Die Sonne erhebt sich und in ihrem Strahlenkreise erscheint die Gestalt Jesu Christi. Antonius macht das Zeichen des Kreuzes und fällt anbetend nieder.

Niemals ist der Menschheit eine solche Ohrfeige verabreicht worden. Wir sind hier weit entfernt von dem versteckten Lachen der diskreten Satyre der „Madame Bovary“ und der „Sentimentalen Erziehung.“

Digitized by Google

Gustave Flaubert schildert nicht, um sich zu rächen, die Dummheit einer Gesellschaft, sondern die Dummheit der Welt. Die Menschheit in ihren Uranfängen zu erfassen, sie in allen Stunden in Blut und Schmutz zu zeigen, jeden ihrer Fehltritte gewissenhaft anzuführen und einen Schluß auf ihre Ohnmacht, ihre Erbärmlichkeit und ihre Nichtigkeit zu ziehen, das war das langersehnte Ziel des Autors. Das Kapitel, in dem er die Schar der Häresiarchen aufziehen läßt, ist entsetzlich, es gibt da nicht eine Schandthat, nicht einen Greuel, nicht eine Grausamkeit, die diese Menschen nicht erfunden hätten, und deren sie sich nicht rühmen. Trotz der kurzen Uebergänge und der rasch fortschreitenden Erzählungen, erregen so viele auf einige Seiten verteilte Schrecken und Dummheiten Ekel und Schwindel, und das Kapitel von den Göttern ist noch schrecklicher; der Zug nimmt kein Ende, der Mensch hat alle Götter bereits angebetet, die Götter wälzen sich im Schmutz, die einen stoßen die anderen; jahrtausendalte alberne und blutige Glaubenslehren ziehen vorüber, herabgestürzte Idole, Idole mit Tier-, Marmor-, Holz- und Pappköpfen, die sich gegenseitig ihre Dogmen und Doktrinen stehlen, die gegen den Tod ankämpfen, den verhängnisvollen Tod, der die Gesellschaft mit ihrer Religion dahinrafft, ein erhabenes Gemälde, das Bild des beständigen Sturzes des Menschen in das Unbekannte.

Dann erwähne ich noch das letzte Kapitel, die Befriedigung des Antonius in der Materie, dieser

Digitized by Google

Aufschrei der Begierde der toten und schwarzen Erde gegenüber, diese Schlußfolgerung auf den allgemeinen Schmerz, auf die ewige Narrheit des Lebens.

Selbst, als der Heilige sich zu beten anschickt, haben wir es nur mit einer Ironie zu thun, denn wir stehen noch im Eindruck der Visionen von der götterleeren Welt; er beugt den Nacken aus Gewohnheit, er erregt nur ein ungeheures Mitleid. Das ist ganz Gustave Flaubert mit seinem ihm völlig unbewußt eigenen revolutionären Geist. Er gibt einem Bedürfnis der Verneinung des absoluten Zweifels nach, verdammt alle Religionen in demselben Grade und hegt vielleicht nur einige Zärtlichkeit für die Schönheit der Götter Griechenlands. Wenn er die Legende vom heiligen Antonius gewählt hat, so fand er, um sich zu erleichtern, und den Menschen die Narrheit, an der sie seit dem ersten Schöpfungstage kranken, vor Augen zu führen, das Altertum, den Orient, den er so sehr liebt und der genügend Raum bietet, um das Werk kolossal und erhaben zu gestalten, ganz besonders geeignet. In einem modernen Rahmen hätte er alles verkleinern und eine Komödie statt einer Dichtung schreiben müssen.

Die „Versuchung des heiligen Antonius" enthält Abschnitte höchster Bedeutung. Ich habe bereits die Episode der Königin von Saba angeführt, die von orientalischer Sinnlichkeit ganz durchtränkt ist, und in der die Worte eine seltsame Musik annehmen, als klängen Zimbeln unter tondämpfenden purpurnen Vorhängen. Ich habe ebenfalls schon ein Wort über

Digitized by Google

das Fest des Nabuchodonosor erwähnt, eine Riesenorgie, ein Saal mit unermeßlichen Gerichten, in dem die menschliche Bestie, mit Edelsteinen geschmückt, ihren Thron aufgeschlagen hat. Man muß ferner eine Beschreibung Alexandriens erwähnen, die mit wunderbarer Genauigkeit wiedergegeben ist, eine Seite über Aegypten, auf der dieses Land mit seinen Tempeln, seinen Wohlgerüchen, seiner ganzen toten Kultur wieder vor uns ersteht, endlich den Zwist der Sphinx und Chimäre, der beiden Tiere, welche den Menschen unterjochen und zu jeder Stunde verschlingen, das düstere, an die Erde geschmiedete Rätsel, die beflügelte, gegen die Sterne ankämpfende Phantasie.

Ein solches Werk, ich spreche nur von der künstlerischen Konzeption und Ausführung, ohne mich mit der philosophischen Seite zu beschäftigen, die mich zu weit führen würde, ein solches Werk kann nur ein großer Schriftsteller verfassen, der größte, den unsere Litteratur aufzuweisen hat. Trotz der zögernden Anerkennung der Leser und des Tadels der Kritik hat sich Gustave Flaubert in diesem Werke auf der Höhe seiner schöpferischen Schaffenskraft gezeigt.

V.

Wir haben nur noch die Stellung des Publikums Gustave Flaubert gegenüber zu betrachten.

Ich erwähnte bereits, daß der Erfolg der „Madame Bovary" bedeutend war. In einer Woche wurde

Digitized by Google

Gustave Flaubert bekannt, berühmt, bejubelt. Es gibt in unserem Jahrhundert zu unserer Zeit, wo zwanzig Bände kaum den Namen eines Autors bekannt machen, kein anderes Beispiel einer so mit einem Schlage erworbenen Berühmtheit. Das war nicht nur Popularität, sondern auch Ruhm. Man stellte ihn in die erste Reihe an die Spitze der zeitgenössischen Schriftsteller. Seit zwanzig Jahren trägt er die Strahlenkrone auf der Stirn.

Aber das Publikum hat ihn diesen Ruhm teuer bezahlen lassen. Man wollte sich anscheinend für die freie, offenherzige Bewunderung rächen, die „Madame Bovary" erregt hatte. Er hat kein Buch veröffentlicht, ohne heftig angegriffen, ja sogar verleugnet zu werden. Und diese Rache, diese feindselige Haltung der Kritik hat sich bei jedem neuen Werke verstärkt. „Salammbô" hat noch ein ungeheures Aufsehen erregt, obwohl man auch hier schon spöttelte. „Die Sentimentale Erziehung", dieses reiche und tiefsinnige Werk ist vielleicht, weil es in die letzten Zuckungen des Kaiserreichs fiel, mit verletzender Gleichgiltigkeit aufgenommen worden und spurlos vorübergegangen. Seine letzte Schöpfung schließlich, „Die Versuchung des heiligen Antonius", ist ganz besonders heftig angegriffen worden, ohne einer einzigen Kritik zu begegnen, welche das Werk ernsthaft zu erläutern und die wunderbaren Schönheiten desselben zu zeigen wagte. Es ist eine traurige Wahrheit, daß die Bücher Gustave Flauberts für das Pariser Publikum zu originell und überzeugend geschrieben

Digitized by Google

sind. Die frivolen Leser der Boulevardzeitungen sahen in ihnen nur Gelegenheit zu faulen Witzen; die Karikatur bemächtigt sich der Situationen und Figuren, und bald entsteht ein allgemeines Lachen über Dinge, die durchaus nicht lächerlich sind. Man muß dieses seltsame Publikum, das höchstens aus einigen tausend Personen besteht, kennen, die aber den Lärm von hunderttausenden vollführen, um sich von der außerordentlichen Tragweite ihrer Urteile eine Idee zu machen. Ein Schriftsteller hat zwanzig Jahre an einem Werke gearbeitet, irgend ein Herr durchblättert es und wirft es mit den Worten fort: „Das ist ja langweilig;" und damit ist die Sache zu Ende, das Buch ist verurteilt.

Ich muß hinzufügen, daß die freie Entfaltung des Flaubertschen Talentes nicht geeignet war, ihm die Sympathien der großen Menge zu gewinnen. Man verlangte, er solle eine zweite „Madame Bovary" schreiben, ohne begreifen zu wollen, daß ein Schriftsteller sich erniedrigt, wenn er Rückschritte macht. Er hat der Eingebung seines Temperaments gehorcht und seinen Gesichtskreis mehr und mehr erweitert. Jedes seiner Werke bietet einen neuen, ausgearbeiteten und mit wunderbarer Fertigkeit vollendeten Versuch. Ich füge hinzu, jedes von ihnen bedeutet einen Schritt nach vorwärts, eine Phase dieses erhabenen und gewissenhaften Talentes. Man wird auf die Kritiken des „Heiligen Antonius" und der „Sentimentalen Erziehung" zurückgreifen. Das Publikum ist für diese Bücher noch nicht reif.

Digitized by Google

Guſtave Flaubert bleibt eine der erhabenſten Perſönlichkeiten unſerer zeitgenöſſiſchen Litteratur. Voller Hochachtung beugt man ſich vor ihm. Die ganze junge Generation erkennt ihn als Meiſter an; und ſonderbar, hier ſehen wir wieder einmal eine echt franzöſiſche Schwäche. Guſtave Flaubert lebte für ſich abgeſchloſſen, kaum von einigen Freunden umgeben, ohne ein großes Haus zu machen und die Schar ſeiner Bewunderer hinter ſich herzuſchleppen. Dennoch lebt das zeitgenöſſiſche, franzöſiſche Genie, die franzöſiſche Sprache in ihrer Reinheit und Erhabenheit in dieſem einſamen und für ſich abgeſchloſſen lebenden Schriftſteller, deſſen Namen die Zeitungen nicht einmal im Monat erwähnen. Vor ihm müßten die Trompeten der öffentlichen Begeiſterung unaufhörlich ertönen, weil er in Wahrheit die Ehre und den Ruhm Frankreichs verkörpert.

Digitized by Google

Flaubert als Mensch.

Schriebe ich jemals meine Memoiren, die nachfolgenden Seiten würden mir mit die teuersten sein. Ich will meine Erinnerungen an Gustave Flaubert, den edlen und teuren Freund, den ich verloren, wiedergeben. Vielleicht wird die einheitliche Ordnung fehlen, aber ich habe keinen andern Ehrgeiz, als genau und vollkommen zu sein. Ich glaube, wir haben die Pflicht, die wir in den letzten zehn Jahren seines Daseins gleichsam von diesem großen Schriftsteller gezehrt haben, seine Gestalt in voller Wahrheit aufzurichten. Man wird ihn noch mehr lieben, je besser man ihn kennt, und es ist immerhin ein gutes Werk, lügenhafte Legenden zu zerstören. Welche Schätze besäßen wir, hätte irgend ein Freund am Tage nach Corneilles oder Molières Tode uns in gewissenhafter, den besten Quellen entnommener Analyse das Wirken dieser Männer als Schriftsteller und Privatleute erläutert und erklärt.

Digitized by Google

I.

Der Tod Gustave Flauberts war für uns alle ein Donnerschlag. Sechs Wochen vorher, am Ostersonntag, hatten wir, Goncourt, Daudet, Charpentier und ich, einen alten Plan zur Ausführung gebracht; wir hatten vierundzwanzig Stunden in Croisset bei ihm zugebracht und ihn, glücklich über diesen Ueberfall, von seiner väterlichen Gastfreundschaft gerührt, verlassen. Für die ersten Tage im Mai hatten wir uns in Paris ein Rendezvous gegeben; denn zu dieser Zeit pflegte er auf drei Monate dorthin zu kommen. Am Sonntag, den 28. Mai, befand ich mich in Médan, wo ich mich seit zwei Tagen aufhielt und wollte mich gerade zu Tisch setzen; glücklich, endlich mit dem lästigen Einrichten der Wohnung fertig zu sein, hatte ich den nächsten Morgen für ernste Arbeiten bestimmt, da kam eine Depesche. Jedesmal, wenn ich auf dem Lande eine Depesche erhalte, bekomme ich Herzklopfen; denn ich befürchte eine schlechte Nachricht. Trotzdem scherzte ich, — alle meine Angehörigen waren dabei, — und sagte lachend: „Die Depesche soll uns nicht das Essen verleiden.“ Ich öffne das Papier und lese die beiden Worte: „Flaubert tot.“ Maupassant telegraphirte mir ohne jede Erklärung diese beiden Worte. Ein Gehirnschlag hatte ihn getroffen.

Wir hatten ihn so heiter, in der Fülle der Gesundheit, in der Freude über das soeben vollendete Buch verlassen. Keine Todesnachricht konnte mich heftiger erschrecken oder tiefer rühren. Bis zum Dienstag,

Digitized by Google

dem Begräbnistage stand er stets vor mir, besonders in der Nacht sah ich ihn, aus all meinen Gedanken drang der kalte Schauder, daß ich ihn für ewig verloren. Ich befand mich in einer von Schrecken erfüllten Aufregung. Am Montag Morgen fuhr ich nach Rouen, auf einer Zweigstation mußte ich aussteigen und übers Feld gehen, das in den ersten Strahlen der Sonne glänzte. Der Morgen war herrlich, lange Goldsträhnen durchzitterten die Blätter, auf denen sich geschwätzige Vögel wiegten. Ein frischer Odem stieg aus der Seine und durchzog wie leise Schauer die Luft, ich fühlte, wie mir die Thränen in die Augen stiegen, als ich mich ganz allein in dieser lachenden Landschaft sah; nur das leise Geräusch meiner Schritte auf den Kieselsteinen des Pfades war hörbar. Ich dachte an ihn und sagte mir, es wäre vorbei, er würde die Sonne nicht mehr schauen.

In Mantes nahm ich den Eilzug. Daudet befand sich mit einigen Schriftstellern und Journalisten, die mitfuhren, im Zuge; nur wenige Getreue, deren kleine Zahl uns das Herz zerriß, einige Reporter, die ihr Handwerk mit einer Rücksichtslosigkeit ausübten, die mich zuweilen verletzte. Goncourt und Charpentier, die am vorigen Tage abgefahren waren, befanden sich bereits in Rouen. Am Bahnhofe erwarteten uns Wagen, und wir, Daudet und ich, machten die Reise noch einmal, die wir vor sechs Wochen in so fröhlicher Stimmung angetreten hatten. Aber wir sollten nicht bis Croisset kommen, kaum hatten wir die Straße nach Canteleu verlassen, als

Digitized by Google

unser Kutscher anhielt und an einer Hecke Aufstellung nahm. Der Leichenzug kommt uns entgegen, an der Wegkrümmung noch durch eine Baumgruppe verdeckt. Wir steigen ab und entblößen die Häupter. Hier kam mein Schmerz erst zum vollen Ausbruch. Unser guter, großer Flaubert schien uns entgegenzukommen, obwohl er in seinem Sarge lag. Wieder sah ich ihn, wie er in Croisset aus seinem Hause kam und uns mit derben, lautschallenden Küssen auf beide Wangen empfing. Jetzt fand eine andere Begegnung statt. Wieder kam er uns entgegen, als wollte er uns willkommen heißen. Als ich den Leichenwagen mit seinen Behängen, den im langsamen Schritt gehenden Pferden, seinem sanften, düstern Schwanken hinter den Bäumen auftauchen und gerade auf mich zukommen sah, empfand ich eine heftige Kälte und fing an zu zittern. Rechts und links dehnen sich Wiesen aus; Hecken wechseln mit Grasflächen ab, Pappeln streben zum Himmel empor, es ist ein dichtbewachsener Winkel der üppigen Normandie, welche an einer sonnigen Fläche grünt. Der Leichenwagen kam immer näher, und um ihn herum blühte es unter dem weiten Himmel. Auf einer Wiese streckte eine erstaunte Kuh ihr Maul über eine Hecke. Als der Zug vorüber war, fing sie zu muhen an und dieses sanfte, lang anhaltende Geheul machte in dem tiefen Schweigen unter dem Stampfen der Pferde und den knirschenden Schritten den Eindruck einer fernen Stimme, als schluchze diese Landschaft, die der große Tote so geliebt. Immer und

Digitized by Google

ewig werde ich diese klagende Stimme des Tieres hören.

Inzwischen hatten wir, Daudet und ich, uns, ohne ein Wort zu sprechen mit bleichen Gesichtern am Wege aufgestellt. Wir bedurften keiner Worte, unsere Gedanken waren dieselben, als die Räder des Leichenwagens uns streiften: der „Alte" wurde vorbeigefahren; in diesem Worte lag all unsere Zärtlichkeit für ihn, alles, was wir dem Freunde und Meister verdankten. Die letzten zehn Jahre unseres litterarischen Lebens traten uns wieder vor Augen. Inzwischen fuhr der Leichenwagen noch immer mit seinem leisen Schaukeln an Wiesen und Hecken vorbei; hinter ihm her schreitend, drückten wir Goncourt und Charpentier die Hand, wechselten belanglose Worte und blickten uns mit überraschter Miene und von der großen Aufregung ermattet an. Ich warf einen Blick auf das Leichengefolge; wir waren höchstens zweihundert Personen. Im Gewühl verloren schritt ich dahin unter lautlosem Schweigen.

Inzwischen war der Zug auf die Straße nach Canteleu gelangt, hatte eine Biegung gemacht und schritt nun den Hügel hinauf. Croisset besteht nur aus einer Gruppe von Häusern, die an dem Ufer der Seine gelegen sind und zum Kirchspiel von Canteleu gehören, dessen alte Kirche ganz oben in einer Baumgruppe erbaut ist. Der Weg ist prächtig, ein langer Pfad, welcher sich an Wiesen und Getreidefeldern entlang schlängelt; je höher man steigt, desto größere Krümmungen macht die Ebene, der un-

Digitized by Google

geheure Horizont erweitert sich, und durch Dörfer und Wälder fließt die Seine in unabsehbarem Laufe dahin. Rechts am grauen Meere sieht man die Dächer von Rouen, während links bläuliche Dämpfe in den unermeßlichen blauen Himmel aufsteigen. Der Zug war, als man diesen etwas beschwerlichen Weg dahinschritt, ein wenig in Unordnung geraten. An jeder Krümmung des Weges verschwand der Leichenwagen im Laubwerk; dann sah man ihn wieder in einem Haferfeld auftauchen, wo seine flatternden Behänge eine Schar Schmetterlinge aufscheuchten. Wolken durchzogen den noch am Morgen so klaren Himmel. Zeitweise fegte ein Windstoß große weiße Staubwolken auf, die dann der Sonne entgegenflogen. Wir waren bereits ganz staubig und der Aufstieg nahm kein Ende. Immer mehr erweiterte sich der Horizont. Der durch diese Landschaft schreitende Leichenzug nahm ein großartiges Gepräge an, und den Schluß bildeten dreißig fast leere Wagen, welche mühsam hinaufklommen.

Maupassant erzählte mir einige Einzelheiten über die letzten Augenblicke Flauberts. Er war am selben Abend herbeigeeilt und hatte ihn noch auf dem Sofa seines Arbeitszimmers gefunden, auf dem ihn der Schlag gerührt hatte. Flaubert lebte als Junggeselle, eine Wirtschafterin leitete ihm den Hausstand. Am vorigen Abend hatte er wohl das Bedürfnis, sich mitzuteilen, empfunden und dieser Frau gesagt, er wäre sehr zufrieden; sein Buch „Bouvard und Pécuchet" wäre beendet, und er wolle am Sonntag nach

Digitized by Google

Paris fahren. Am Sonntag morgen nahm er ein Bad, ging dann wieder in sein Arbeitszimmer, wo er nach kurzer Zeit ein gewisses Unbehagen empfand. Da er nervösen Anfällen unterworfen war, nach denen er stets in Ohnmacht fiel und längere Zeit im dumpfen Schlummer befangen blieb, so glaubte er an einen solchen und erschreckte sich durchaus nicht. Er rief nur die Wirtschafterin, sie solle zum Doktor Fortin laufen, der in der Nähe wohnte. Dann beruhigte er sich wieder und behielt sie zu Hause, und befahl ihr, sie solle sprechen. In seinen Anfällen empfand er stets das Bedürfnis, ein lebendes Wesen an seiner Seite zu fühlen. Er war durchaus nicht unruhig, sondern meinte, es wäre doch recht unangenehm, wenn der Anfall ihn am nächsten Tage auf der Eisenbahn treffen würde. Dann beklagte er sich, er sehe alles gelb und wunderte sich, daß er noch die Kraft habe, ein Fläschchen mit Aether zu entkorken, das er sich aus seinem Zimmer holte. Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und erklärte, er fühle sich wohler. Da er aber noch sehr schwach auf den Beinen war, setzte er sich auf den türkischen Diwan, welcher in einer Ecke des Zimmers stand. Plötzlich fiel er, ohne ein Wort zu sprechen, mit dem Kopfe hinten über und war tot. Jedenfalls hatte er keinen Schmerz gefühlt. Mehrere Stunden lang glaubte man an einen lethargischen Zustand, aber das Blut lag ihm wie ein schwarzes Band um den Hals, der Schlagfluß hatte ihn gleichsam erdrosselt. Ein schöner Tod, solch ein beneidenswerter Schlagfluß, und ich

Digitized by Google

wünsche für mich und für alle, die ich liebe, eine solche plötzliche Vernichtung, die dem Drucke eines Riesenfingers, der gleichsam ein Insekt zerdrückt, ähnlich sieht.

Wir kamen zur Kirche, einem im romanischen Stile erbauten Gebäude, in dem eine Glocke den Leichenzug einläutete. In der Halle, in die eine große Thüre führte, zogen vier Bauern an dem Strange und setzten die Glocke in Schwung. Man hatte den Sarg abgesetzt, und er war so groß, daß die Träger ächzten. Nie und nimmer werde ich das Leichenbegängnis unseres großen und guten Flaubert in der Dorfkirche vergessen. Ich stand im Chor den Sängern gegenüber. Es waren fünf, die in einer Reihe vor einem alten Gesangspult standen und zwar auf Fußbänken, die sie wie japanesische, in ein Stäbchen gesteckte Puppen mit den Hacken in die Höhe wippten. Fünf in schmutzigen Chorhemden gekleidete Bauernlümmel mit groben Schuhen an den Füßen, fünf Dummköpfe, die mit feuerroten Backen ihre lateinischen Gebete herunterleierten; und das nahm kein Ende; sie versprachen sich und verbesserten sich dann wieder wie schlechte Schauspieler, die ihre Rollen nicht gelernt haben. Ein junger Kerl, jedenfalls aus der Nachbarschaft, hatte eine scharfe, kreischende Stimme, die wie der Schrei eines Vogels klang, dem man den Hals umdreht. Nach und nach erfaßte mich der Zorn, ich geriet in Wut und Entsetzen über die Gleichgiltigkeit beim Tode dieses großen Mannes, den die Leute da in ihrer gewöhnlichen Art ohne jede Erregung begruben. Sie ver-

Digitized by Google

ſchwendeten auf ſeinem Sarge dieſelben falſchen Noten und dieſelben Phraſen, die ſie beim Tode irgend eines Dummkopfes zum beſten gaben. Dieſe kalte Kirche, in der wir, die wir gerade aus der heißen Sonne kamen, ein Fröſteln empfanden, zeigte eine Nacktheit und Gleichgiltigkeit, die mich verletzte. Iſt es denn wirklich wahr, ſind wir vor Gott alle aus demſelben Stoff, und beginnt unſere Vernichtung mit den lateiniſchen Phraſen, die die Kirche an jedermann verſchwendet? In Paris wird dieſe gewerbsmäßige Banalität, dieſe mit der Gewohnheit eingewurzelte Gleichgiltigkeit noch durch den Luxus der Ausſtattung, das majeſtätiſche Orgelſpiel etwas verdeckt. Aber hier hörte man bei jeder Strophe das handwerksmäßige Niederfallen der umgeſchaufelten Erde. Armer und berühmter Flaubert, der du dein ganzes Leben gegen die Dummheit, die Unwiſſenheit, die unſinnigen Gedanken, die Dogmen, die Maskerade der Religion angekämpft haſt, und den man jetzt, in vier Bretter eingeſchloſſen, in die Erde ſenkte unter dem lächerlichen Schauſpiel lateiniſcher Phraſen plärrender Sänger, die ſie nicht einmal verſtanden!

Als wir aus der Kirche traten, atmeten wir alle erleichtert auf. Der Leichenzug ſetzte ſich wieder nach Canteleu zu in Bewegung. Wir mußten nach Rouen durch die Stadt, nach dem Monumentalkirchhofe ziehen, der ungefähr ſieben Kilometer entfernt liegt. Der Leichenwagen ſetzte ſich wieder langſam in Bewegung, der Zug betrat die Landſtraße, und die Wagen folgten. Als wir in die Stadt einzogen,

Digitized by Google

hatte sich das Gefolge vergrößert, die Freunde Flauberts folgten und hielten abwechselnd die Schnüre des Leichentuches. Wir waren alles in allem nur dreihundert Personen. Ich will niemand nennen, aber viele fehlten, die wir alle zu finden glaubten. Von Altersgenossen Flauberts fand sich nur Edmond de Goncourt zu dieser traurigen Gelegenheit hier ein. Sonst waren nur noch jüngere, die Freunde aus den letzten Jahren da. Es ist wohl erklärlich, daß viele, die in Paris wohnten, die Reise gescheut haben. Dreißig und noch mehr Meilen können eine schwankende Gesundheit wohl erschüttern. Aber unerklärlich, unverzeihlich ist und bleibt es, daß nicht Rouen, ganz Rouen, der Leiche eines seiner edelsten Kinder gefolgt ist. Man erwiderte uns, die Bewohner von Rouen, sämtlich Kaufleute, kümmerten sich nicht um die Litteratur, aber es muß doch in dieser großen Stadt Professoren, Advokaten, Aerzte geben, mit einem Worte, freidenkende Leute, welche Bücher lesen, die wenigstens „Madame Bovary" kennen; es müssen Studenten vorhanden sein, junge Leute, Verliebte, intelligente Frauen, mit einem Worte, entwickelte Gemüter, welche aus den Zeitungen den Verlust, den die französische Litteratur soeben erlitten, erfahren hatten. Nun, niemand hat sich gerührt, man konnte vielleicht zweihundert Bewohner von Rouen in dem spärlichen Leichenzuge zählen, anstatt der ungeheuren Menge, der kleinen Welt, auf die wir hofften! Dagegen fanden wir an den Thoren eine Abteilung Soldaten, das vorgeschriebene Piket, das

Digitized by Google

jedem verstorbenen Ritter der Ehrenlegion folgen muß; eine alltägliche Huldigung, eine recht mittelmäßige und gleichsam verächtliche Ehre, die einem so großen Toten gegenüber verletzend wirken mußte. An den Quais und in den Straßen, durch die wir zogen, standen einige Gruppen von Bürgern und blickten uns neugierig an. Viele wußten gar nicht einmal, wer der große Tote war, der da vorübergefahren wurde; und wenn man ihnen den Namen Flaubert nannte, so erinnerten sie sich nur an den Vater und den Bruder des großen Romanschriftstellers, zwei Aerzte, deren Namen in der Stadt populär geblieben sind. Die besser Unterrichteten, die die Zeitungen gelesen hatten, waren nur gekommen, um sich die Pariser Journalisten anzusehen. Nicht die geringste Trauer war auf den Gesichtern dieser Maulaffen zu erblicken. Eine ganze Stadt lag in dumpfer Unwissenheit in den Banden der verdummenden Gewinnsucht. Ich dachte an unsere Städte im Süden, an Marseille zum Beispiel, deren Hauptbeschäftigung auch der Handel bildet; ganz Marseille hätte sich dem Leichenzuge angeschlossen, hätte es einen Mitbürger von der Bedeutung Flauberts verloren. Thatsächlich war Flaubert vier Fünfteln seiner Mitbürger unbekannt und dem einen Fünftel war er verhaßt. Das war sein Ruhm.

Steile Boulevards, enge, krumme Straßen führen zum Monumentalfriedhofe, welcher außerhalb der Stadt liegt. Der Leichenwagen fuhr langsamer, und sein Schwanken wurde noch heftiger. Abgespannt,

Digitized by Google

erschöpft, mit Staub bedeckt und mit ausgebrannter Kehle kamen wir am Ziele unseres Weges an. Unten an der Pforte des Kirchhofes ließen dichte Büsche von Lilien ihren Duft ausströmen. Dann erblickte man Alleen, welche sich in Schlangenwindungen verlieren, während die Leichensteine in der Sonne bleichen. Oben hemmte ein eigenartiges Schauspiel unsere Schritte. Zu unseren Füßen lag die Stadt in einer kupferfarbenen Wolke, während von der Sonne verbrämte Ränder einen Funkenregen in roten Strahlen niederfallen ließen. In diesem Glanze erschien plötzlich eine Stadt aus dem Mittelalter mit ihren Giebeln und Dächern, ihrer funkelnden Gotik, ihren engen, von kleinen schwarzen Gräben durchschnittenen und mit Dächern gekrönten Gäßchen. Derselbe Gedanke war uns allen gekommen; warum hatte der in der Romantik von 1830 wirkende Flaubert niemals diese Stadt beschrieben, die wie der Hintergrund einer Victor Hugo'schen Ballade erschien? Es gibt wohl eine Beschreibung des Panoramas von Rouen in „Madame Bovary"; aber diese Beschreibung ist ganz eigenartig düster gehalten, und die alte gotische Stadt wird nie erwähnt. Wir sehen hier einen der Widersprüche in dem litterarischen Temperament Flauberts, den ich zu erklären versuchen will.

Neben der Grabstätte der Familie Gustave Flauberts befindet sich der Ruheplatz Louis Bouilhets, und der Leichnam des Romanschriftstellers mußte an dem Dichter vorbei, seinem Jugendfreunde, der da bereits zehn Jahre schlummert. Die beiden Denkmäler

Digitized by Google

schauen von der Höhe des grünen Hügels auf die Stadt herab; man hatte den Sarg über einen Rasenplatz getragen, Neugierige, fast sämtlich Landleute, umstanden, die engen Wege füllend, das Grab, so daß der Leichenzug nur mit Mühe durchdringen konnte. Uebrigens wurden Flauberts oft ausgesprochenem Wunsche gemäß keine Reden gehalten; nur ein alter Freund, Herr Charles Lapierre, der Herausgeber des „Novellist von Rouen", sprach einige Worte. Und dann ereignete sich ein ganz entsetzlicher Zwischenfall. Als man den Körper in die Grube senkte, konnte der zu große, riesenhafte Sarg nicht hinein. Einige Minuten lang arbeiteten die Totengräber unter der Leitung eines mageren Mannes mit großem, schwarzem Hute, einer Figur aus dem „Han d'Islande" mit größter Anstrengung. Aber der mit dem Kopfende nach unten hängende Sarg wollte weder hinauf noch hinunter. Man hörte die Stränge knirschen und das Holz knarren; es war fürchterlich. Seine Nichte, die Flaubert so innig geliebt, schluchzte am Rande des Grabes. Endlich murmelten einige Stimmen: „Genug, genug, lassen Sie, auf später." Wir mußten fort, und ließen unsern Alten in der Erde zurück. Das Herz wollte mir brechen.

Als wir unten auf der Brücke, vor Ermüdung und Kummer erschöpft, angekommen waren, spielte eine Militärkapelle vor der Statue Boieldieus einen lebhaften Marsch, den wir anhören mußten, während Goncourt uns, Daudet und mich, in das Hotel geleitete, in dem er abgestiegen war. Die Cafés

Digitized by Google

waren voll, die Bürger promenirten, und eine Festesstimmung durchwogte die Stadt. Die Vieruhrsonne vergoldete die Quais und beleuchtete die Seine, deren Reflexe auf den bleichen Façaden der Restaurants tanzten, in denen die Küchenschornsteine bereits rauchten, und der Duft der Speisen sich bemerkbar machte. In einer Weinkneipe bestellte sich eine ganze Schar hungriger Reporter Seezungen in normannischer Sauce. O, wie traurig ist doch das Begräbnis eines großen Mannes!

II.

Ich habe nur wenige biographische Notizen; Flaubert war verschwiegen; dann habe ich ihn auch erst sehr spät, im Jahre 1869, kennen gelernt. Nur ein Jugendfreund oder ein völlig Eingeweihter ist berufen, seine Lebensgeschichte zu schreiben. Ich werde mich darauf beschränken, das mir bekannte mitzuteilen und will vor allem den Schriftsteller durch den Menschen zu erklären suchen; dabei werde ich mich an seine Aussagen mir gegenüber und meine Beobachtungen halten. Ich will sein Leben in einigen großen Phasen wiedergeben.

Er ist in Rouen im Jahre 1821 geboren. Sein Vater Achilles Flaubert war ein talentvoller Arzt, den sein edles Herz und seine strenge Rechtlichkeit populär gemacht hatten. In solcher Schule mußte sich die Güte, die Offenherzlichkeit und die Männlichkeit in reicher Fülle entfalten. Wir finden ihn später als

Digitized by Google

echten Sohn seines Vaters wieder, er besaß jene anbetungswürdige Natürlichkeit, die ihn uns so teuer machte; er hatte etwas vom Riesen und etwas vom Kinde. Seine Studien betrieb er in Rouen und lernte dort in sehr jungen Jahren in einem Pensionat, von dem er uns zuweilen recht amüsante Geschichten erzählte, Louis Bouilhet und den Grafen von Osmoy kennen. Seine erste Kindheit und sein Jünglingsalter scheinen so verflossen zu sein, wie es bei einem einer wohlhabenden und freisinnigen Familie angehörigen Jungen gewöhnlich der Fall ist. Man erzog ihn standesgemäß, ohne ihn in seinen Neigungen zu beschränken. Schon frühzeitig gab er seiner Vorliebe für die Litteratur nach, und ich glaube nicht, daß er jemals die Idee gehabt hat, irgend einen Beruf einzuschlagen; wenigstens sprach er nie davon. Als er das Gymnasium verließ, verlor er Louis Bouilhet aus dem Gesicht und traf erst wieder im Winter des Jahres 1848 mit ihm zusammen. Nun entwickelte sich zwischen beiden eine Freundschaft, welche ungetrübt fortbestand. Ich habe stets geglaubt, daß die „Sentimentale Erziehung" an vielen Stellen ein Bekenntnis bedeute, eine Art wohlgeordneter Autobiographie, welche mit überall hergenommenen Erinnerungen durchsetzt ist; abstrahirt man die notwendige Intrigue, so kann man wohl zu dem Schlusse kommen, daß die große Freundschaft Friedrichs und Deslauriers ein Echo der Freundschaft Flauberts und Bouilhets war. Wie Friedrich, so studirte auch Flaubert in Paris die Rechte, wo

Digitized by Google

Bouilhet mit ihm bekannt wurde. Vor dem Jahre 1848, kaum neunzehn Jahre alt, machte er seine erste Reise. Ich kann nicht sagen, ob er bis nach Italien kam, aber ich erinnere mich, daß er mir oft von seinem Aufenthalt in Marseille erzählte, wo er ein Liebesabenteuer hatte. In Paris führte er ein arbeitsreiches Leben, das er zuweilen mit einigen tollen Vergnügungen würzte. Ohne genußsüchtig zu sein, hatte er doch einen ausgebreiteten Verkehr. Seit dieser Zeit wohnte er halb in Paris und halb in Rouen; sein Vater hatte ihm 1848 das Landhaus in Croisset gekauft, und er brachte manchmal ganze Jahreszeiten dort zu. Als ich letzthin wieder das Leben Corneilles las, war ich von der Aehnlichkeit seiner Lebensweise mit der Flauberts betroffen. Nur zwei große Ereignisse sind im Leben Flauberts zu erwähnen, seine Reise nach dem Orient, die er von 1849 bis 1851 machte, und die Reise, welche er später nach den Ruinen Karthagos für sein Buch „Salammbô" unternahm. Außer diesen Streifzügen führte er stets das Leben, wie wir es in den letzten Zeiten an ihm bemerkt, das arbeitsreiche Leben, von dem ich oben gesprochen. Bald schloß er sich monatelang in Croisset ein, bald kam er zur Zerstreuung nach Paris, nahm Einladungen zum Diner an, empfing Sonntags seine Freunde, brachte aber trotzdem die Nächte am Schreibtisch zu. Das ist seine ganze Lebensgeschichte. Man könnte noch Daten hinzufügen und Einzelheiten geben; aber von diesen Grundrissen wird man nicht abgehen können.

Digitized by Google

Das Haus in Croisset ist ein sehr alter Bau, der gegen Ende des letzten Jahrhunderts reparirt und vergrößert worden ist. Die weiße Façade steht zwanzig Meter über der Seine, von der sie ein Gitter und die Landstraße trennen. Links steht ein Gartenhaus, eine kleine Farm, rechts erstreckt sich ein kleiner, von prächtigen Bäumen beschatteter Park. Hinter dem Hause steigt der Hügel empor, das Grün der Pflanzen bildet eine Art Schutzmauer, hinter der sich auf der Höhe ein Gemüsegarten und mit Obstbäumen bepflanzte Wiesen befinden. Flaubert versicherte, er ginge nicht einmal im Jahre bis an das Ende seiner Besitzungen. Nach dem Tode seiner Mutter ließ er sogar das Haus leer stehen, um sich auf die beiden Zimmer zu beschränken, in denen er lebte, sein Arbeits- und sein Schlafzimmer. Er ging nur zum Speisen in den unten gelegenen Saal, denn das Gehen war ihm schließlich entsetzlich, und er konnte nicht einmal gehen sehen, ohne einen nervösen Schmerz zu empfinden. Als wir eine Nacht in Croisset zubrachten, fanden wir das Haus kahl, nur das alte Mobiliar der Familie war vorhanden. Flaubert haßte Gemälde und Nippsachen. Die einzigen Zugeständnisse, die er in diesem Punkte machte, waren zwei japanische Figuren, die in einem Korridor standen, und Gipsabgüsse antiker Basreliefs, welche an den Treppenfluren hingen. In seinem Arbeitskabinet, einem großen Zimmer, das eine ganze Ecke des Hauses einnahm, gab es fast nichts als auf eichenen Gestellen ruhende Bücher. Die Kunstgegenstände

Digitized by Google

fehlten hier vollständig; man sah nur einige Kuriositäten, die er aus dem Orient mitgebracht hatte, einen Mumienfuß, einen persischen Teller aus ziselirtem Kupfer, auf den er seine Federn niederlegte und einige andere Gegenstände. Zwischen den beiden Fenstern befand sich die Marmorbüste einer in jungen Jahren verstorbenen Schwester, die er innig geliebt hatte. Wenn man noch einige Porträts und Kupferstiche von Jugendgespielen und alten Freundinnen erwähnt, ist man fertig. Aber man spürt in diesem Zimmer mit seiner Unordnung, seinem verblaßten Teppich, seinen alten Fauteuils, seinem großen Diwan, seinem ins Gelbliche spielenden Eisbärfell die Arbeit, den wütenden Kampf gegen die rebellischen Phrasen. Für uns war das der echte Flaubert. Wir riefen uns sein ganzes Leben, das er in diesem Zimmer verbrachte, ins Gedächtnis zurück unter den so oft durchblätterten Büchern, den Mappen, in die er seine Notizen verschloß, den Familiengegenständen, und die er wie alle häuslichen Leute nicht gern von seinem gewöhnlichen Platze rücken ließ.

Seine Pariser Wohnung, auf dem Boulevard du Temple, habe ich nicht kennen gelernt. Das Haus liegt in der Nähe des Theaters Petit-Lazari. Es existirt noch, und neben ihm sind neue Gebäude entstanden. Er wohnte dort fünfzehn Jahre. Hier entfaltete sich sein Ruhm, und hier genoß er seine großen Freuden. Auch veröffentlichte er in diesem Hause seine drei ersten Werke: „Madame Bovary," „Salammbô" und „Die sentimentale Erziehung". Ein

Digitized by Google

ganzer Kreis hatte ſich um ihn gebildet; ſeine Bewunderer beſuchten ihn. Seine Intimen von damals waren: Edmond und Jules de Goncourt, Théophile Gautier, Taine, Feydeau und andere. Jeden Sonntag nachmittag vereinigte er ſie um ſich; drollige Anekdoten wurden dann erzählt, geiſtſprühende Plaudereien und litterariſche Diskuſſionen abgehalten. Das Kaiſerreich, das auch ſeine Schriftſteller haben wollte, hatte ihm liebenswürdige Anerbietungen gemacht, er ging nach Compiègne und gehörte zu den ſtändigen Gäſten des Palais Royal, wo die Prinzeſſin Mathilde einen größeren Kreis von Talenten in ihre Nähe zu ziehen gewußt hatte.

Nach dem Kriege wohnte er in der Rue Murillo, ſeine aus drei Stuben beſtehende Wohnung im fünften Stock ging auf den Park Monceau und bot eine prächtige Ausſicht, was ihn wohl auch zum Mieten derſelben beſtimmt hatte. Er ließ die Zimmer mit blumigem Cretonneſtoff austapeziren, das war aber auch der einzige Luxus. Wie in Croiſſet fehlten auch hier die Nippſachen, es war nur ein arabiſcher Seſſel, den er aus Afrika mitgebracht hatte, vorhanden und ein Carton, einen Buddha darſtellend, den er bei einem Trödler in Rouen gekauft hatte. Damals wurde ich mit ihm befreundet. Er ſtand ganz allein da und war ſehr mutlos, der Mißerfolg der „Sentimentalen Erziehung“ hatte ihm einen furchtbaren Schlag verſetzt. Andererſeits ſchien ihm der Sturz des Kaiſerreichs, obwohl er keine politiſche Ueberzeugung beſaß, den Weltuntergang zu bedeuten. In

Digitized by Google

jener Zeit vollendete er mit Mühe und freudelos die „Versuchung des heiligen Antonius". Am Sonntag fand ich nur Edmond de Goncourt vor, den der Tod seines Bruders sehr mitgenommen hatte, und der in tiefer Traurigkeit keine Feder mehr anzurühren wagte. In der Rue Murillo wurde auch Alphonse Daudet so wie ich einer der Getreuen Flauberts. Maupassant noch zugerechnet, waren wir die einzigen Freunde. Ich vergesse Turgenjeff, welcher der beste und treueste Freund war. Eines Tages übersetzte uns Turgenjeff ohne jede Vorbereitung einige Seiten von Goethe. Ein durchdringender Zauber lag in den gleichsam zitternden Worten. Das waren köstliche, aber dabei unendlich traurige Nachmittage; ich erinnere mich besonders eines nebligen Sonntags, als ich Flaubert und Goncourt bis in die Nacht zuhörte, wie sie die Vergangenheit zurückwünschten, während die Alpenhörner in den Straßen erklangen.

Dann zog Flaubert noch einmal um und zwar nach der Straße Faubourg St. Honoré Nr. 240. Er wollte in der Nähe seiner Nichte wohnen, denn das Junggesellenleben langweilte ihn. Eines Abends hatte mir sogar der verstockte Junggeselle sein Bedauern ausgedrückt, daß er sich nicht verheiratet habe. Ein andermal fing er im Beisein eines Kindes zu weinen an. Die Wohnung in der Rue Faubourg St. Honoré war größer, aber die Fenster gingen auf ein Dächermeer mit unzähligen Schornsteinen. Flaubert gab sich nicht die Mühe, sie ausstatten zu lassen. Er ließ nur einfach Portièren aus dem blumigen Cretonnestoff anbringen. Der Buddha wurde auf den Kamin ge-

Digitized by Google

stellt, und die Versammlungsnachmittage begannen wieder in dem weißen Salon. Aber man spürte die Oede, alles machte den Eindruck eines vorübergehenden Aufenthalts, es war eine Art Kampiren. Man muß erwähnen, daß sich Flaubert zu dieser Zeit in Geldverlegenheit befand. Er hatte sein Vermögen seiner Nichte gegeben, deren Mann sich in mißliche Geschäfte eingelassen hatte; das war großherzig, jedoch die Gabe überstieg seine Kräfte, und er, der niemals sein Brot selbst zu verdienen nötig gehabt hatte, stand vor dem drohenden Gespenst der Armut. Er fürchtete einen Augenblick, nicht mehr nach Paris kommen zu können und kam in den letzten zwei Wintern in der That nicht dahin. Und doch sehe ich ihn in der Rue Faubourg St. Honoré wieder aufleben, ich höre ihn mit seiner klangvollen Stimme und seinen heftigen Bewegungen. Nach und nach hatte er sich an den neuen Stand der Dinge gewöhnt, er sah auf alle Parteien mit der Verachtung eines Poeten herab. Dann machten ihm die drei Erzählungen, an denen er gerade arbeitete, sehr viel Spaß. Sein Kreis hatte sich vergrößert, junge Leute kamen, wir waren Sonntags manchmal zwanzig Personen. Wenn wir, die Intimen seiner letzten Jahre, Flauberts gedenken, so sehen wir ihn stets in dem weißen Salon, wie er sich in seiner Größe, ohne ein Wort zu sprechen, mit der ihm eigentümlichen Bewegung der Hacken, vor uns aufpflanzte, uns mit seinen großen, blauen Augen ansah, oder in furchtbare Paradoxe ausbrach und die beiden Fäuste nach der Decke ausstreckte.

Digitized by Google

Ich möchte jetzt eine Schilderung der sonntäglichen Zusammenkünfte geben. Aber das ist sehr schwierig, denn man sprach da oft eine derbe Sprache, die in Frankreich seit dem sechzehnten Jahrhundert verpönt ist. Flaubert, der im Winter ein Käppchen und einen Ueberzieher nach Art der Landpfarrer trug, hatte sich für den Sommer eine weite, weiß und rot gestreifte Hose und eine Art Tunika machen lassen, die ihm das Ansehen eines Türken im Negligé verlieh. Er sagte, er thäte es nur zur Bequemlichkeit; ich glaube aber, es steckte noch ein Rest von der alten romantischen Mode darin, denn ich habe ihn auch in großkarrirten Hosen gesehen, in Taillenröcken und einen Hut mit breiter Krämpe verwegen auf das Ohr gestülpt. Wenn einmal, was selten vorkam, Damen erschienen und ihn als Türken vorfanden, so waren sie etwas erschreckt. Wenn er in Croisset in ähnlichem Kostüm spazieren ging, so blieben die Vorübergehenden auf der Landstraße stehen und sahen ihm durch das Gitter zu. Ja, eine Legende behauptet sogar, daß die Bürger von Rouen, wenn sie mit dem Dampfschiffe nach der Bouille fuhren, ihren Kindern versprachen, wenn sie recht artig wären, ihnen Herrn Flaubert zu zeigen. In Paris öffnete er, wenn es klingelte, oft selbst; hatte er einen lieb und ihn seit einiger Zeit nicht gesehen, so umarmte er ihn und trat mit ihm in den Rauchsalon. Der Rauch darin war furchtbar; er ließ für seinen Gebrauch kleine Pfeifen anfertigen, die er mit besonderer Sorgfalt anrauchte; manchmal fand man ihn, wie

Digitized by Google

er ſie putzte und in einen Ständer einreihte. Hatte er jemand ſehr lieb, ſo ſtellte er ſie dem Betreffenden zur Verfügung und gab ihm wohl ſelbſt eine. Von drei bis ſechs Uhr wurden dann im Fluge alle Gegenſtände behandelt, die Litteratur war immer der Mittelpunkt. Das Stück oder das Buch, das gerade Mode war, wurde erörtert, die allgemeinen Fragen erſchöpft, die gewagteſten Theorien aufgeworfen. Aber alle Gegenſtände wurden eingehend behandelt, man ſchonte weder Menſchen noch Dinge. Flaubert donnerte, Turgenjeff erzählte höchſt originelle und reizvolle Geſchichten, Goncourt gab ſeine feinfühligen, von perſönlichen Empfindungen durchſtrömten Urteile zum beſten. Daudet erzählte ſeine Anekdoten mit dem Zauber, der ihn zu einem der prächtigſten Geſellſchafter machte, die ich kenne. Ich hingegen glänzte weniger, denn ich bin ein ſehr mittelmäßiger Plauderer; ich bin nur dann gut, wenn ich überzeugt bin und in Aufregung gerate. Welche glücklichen Nachmittage haben wir verbracht, und wie traurig iſt es, ſich ſagen zu müſſen, daß dieſe Stunden niemals wiederkehren werden! Denn Flaubert hielt uns alle zuſammen, ſeine großen väterlichen Arme umſchloſſen uns alle.

Er hatte auch die Idee, einen Klub der ausgepfiffenen Autoren zu gründen. Es war nach der Aufführung des „Kandidaten“; unſer Einſatz waren folgende Stücke: Goncourt mit „Henriette Maréchal“, Daudet mit „Liſe Tavernier“ und ich mit meinen ſämtlichen Stücken. Turgenjeff leiſtete einen förmlichen Schwur, daß man ihn in Rußland aus-

Digitized by Google

gepfiffen hätte. Wir kamen also alle fünf jeden Monat in einem Restaurant zusammen; aber die Wahl dieses Restaurants war eine ernste Angelegenheit, wir gingen so ziemlich überall hin und probirten sämtliche Kneipen durch. Bei der Suppe begannen die Diskussionen und Anekdoten. Ich erinnere mich an eine schreckliche Diskussion über Chateaubriand, die von sieben Uhr abends bis ein Uhr morgens dauerte. Flaubert und Daudet verteidigten ihn, Turgenjeff und ich griffen ihn an, Goncourt blieb neutral. Ein andermal erörterte man das Kapitel von den Leidenschaften; man sprach von der Liebe und den Frauen. An solchen Abenden betrachteten uns die Kellner mit entsetzten Mienen. Dann begleitete ich ihn, da Flaubert nur sehr ungern allein nach Hause ging, durch die dunklen Straßen, und legte mich um drei Uhr morgens zu Bett, nachdem wir an jeder Straßenecke philosophische Abhandlungen gehalten hatten.

Die Frauen haben im Leben Flauberts nur eine unbedeutende Rolle gespielt. Zu zwanzig Jahren hatte er sie als Troubadour verehrt. Er erzählte mir, daß er früher zwei Meilen gegangen sei, um einem Neufundländer, dem Liebling einer Dame, einen Kuß aufzudrücken. Seine Ansicht über die Liebe findet man in der „Sentimentalen Erziehung", eine Leidenschaft, welche das Leben ausfüllt und nie befriedigt wird. Unzweifelhaft hatte er auch seine Gelüste; er war in seiner Jugend ein toller Bursche und machte arge Streiche; aber weiter trieb er es

Digitized by Google

auch nicht, dann ging er wieder ruhig an ſeine Arbeit. Für die Dirnen beſaß er eine wahrhaft väterliche Sorge; als wir einmal auf dem Nachhauſewege begriffen waren, ſah er auf den äußeren Boulevards eine ſehr häßliche, die ihn rührte, und der er hundert Sous geben wollte; ſie überhäufte uns mit Schimpfworten und meinte, ſie bettle nicht, ſie verdiene ſich ihr Brot. Das gute Kind ſchien äußerſt komiſch, und er brach in ein homeriſches Gelächter aus, er liebte dieſe Weiber, verehrte ihre Geſchichte und erklärte, ſie ſeien ihm eine große Erquickung, auch ſagte er häufig: „Das iſt Geſundheit, das erfriſcht.“ Man bringe dieſe Vorliebe für die luſtigen, leichten Dämchen mit ſeinem Ideal von unendlicher Liebe für eine Frau, die man nur einmal im Jahre hoffnungslos ſieht, in Einklang. Uebrigens wiederhole ich es, die Frauen übten nur einen geringen Reiz auf ihn aus. Das dauerte nie lange. Er ſagte es ſelbſt, er hatte die wenigen Liebſchaften ſeines Lebens wie eine Laſt empfunden. Wir verſtanden uns in dieſem Punkte, er geſtand mir oft, ſeine Freunde hätten ihm immer mehr am Herzen gelegen, und ſeine ſchönſten Erinnerungen bildeten die mit Bouilhet unter Pfeifenrauchen und Plaudern verbrachten Nächte. Uebrigens merkten die Frauen recht wohl, daß er kein großer Verehrer von ihnen ſei. Sie machten ſich luſtig über ihn und behandelten ihn als guten Kameraden. Das iſt ein Beweis, daß man es mit einem wirklichen Manne zu thun hat. Man ſtudire dagegen das Weib bei St. Beuve und vergleiche.

Digitized by Google

Ich gebe jetzt meine Bemerkungen über Flaubert ein wenig aufs Geratewohl, es sind nur einzelne Züge, welche seine Gestalt vervollständigen sollen. Ich sprach soeben von dem tiefen Schlage, den er beim Sturz des Kaiserreichs empfing. Und doch hatte er einen Abscheu vor der Politik und zeigte in seinen Büchern die Nichtigkeit des Menschen, die allgemeine Dummheit. Aber in der Praxis hegte er große Achtung vor den bestehenden Verhältnissen, was uns, die wir zu einer skeptischen Generation gehörten, in Erstaunen setzte; eine Prinzessin, ein Minister waren in seinen Augen etwas Außergewöhnliches, und er beugte sich, er kroch, wie wir uns unter uns zu sagen erlaubten. Und da war es leicht, seinen Schmerz über die plötzliche Entthronung der Regierung zu begreifen, deren äußerer Prunk ihn verblendet hatte. In einem an Ernst Feydeau nach dem Tode Théophile Gautiers gerichteten Briefe spricht er von der „modernen Verpestung" und erklärt, seit dem 4. September sei für ihn alles zu Ende. Bei meinen ersten Besuchen fragte er mich neugierig über die Demagogen aus, die er für meine Freunde hielt. Der Triumph der demokratischen Ideen schien für ihn den Untergang der Litteratur zu bedeuten. Alles in allem liebte er seine Zeit nicht besonders, und ich will von diesem Hasse sprechen, welcher einen großen Einfluß auf sein litterarisches Temperament besaß. Bald erfüllte ihn das Schauspiel unserer politischen Kämpfe mit Ekel, seine früheren Freunde, die Bonapartisten, erschienen ihm

Digitized by Google

ebenso ungeschickt wie die Republikaner. Ich stelle das fest, weil man erklären muß, daß keine Partei ihn für sich beanspruchen darf. Außer seinen autoritativen Ansichten und seinem treuen Glauben an die Macht, selbst in deren mittelmäßigsten Vertretern verachtete er die Menschheit im höchsten Grade. Ich finde in ihm ein bei den großen Schriftstellern ziemlich häufiges Beispiel eines alles zerstörenden Revolutionärs, der aber von seinem furchtbaren Thun und Treiben keine Ahnung hat und trotzdem gutmütig an die sozialen Konventionen und die üblichen Lügen glaubt.

Man muß hier noch einen andern charakteristischen Zug anführen. Einer seiner alten Freunde sagte etwas boshaft: „Dieser verteufelte Flaubert, je öfter er nach Paris kommt, ein um so größerer Provinziale wird er.“ Das heißt, er behielt die Kindlichkeit, die Unwissenheit und die Schwerfälligkeit eines Mannes, der sein Paris ganz genau kennt, aber trotzdem nie den Spöttersinn und den geistreichen Leichtsinn desselben sich zu eigen gemacht hat. Ich habe ihn mit Corneille verglichen, und diese Aehnlichkeit wird hier wieder bestätigt. Es ist derselbe epische Geist, dem der Plauderton und die feinen Nüancen vollständig fehlen. Mit Recht hat man bemerkt, daß „Madame Bovary“ sein lebenswahrstes Werk sei, daß in der „Sentimentalen Erziehung“ die Schilderung des Pariser Lebens oft schwerfällig und unnatürlich sei. Der Salon der Madame Dambreuse gleicht zum Beispiel mehr einem Serail, als einer Vereinigung

Digitized by Google

lebenslustiger Frauen. Er sah wohl das menschliche Leben, verstand es aber nicht, sich dem Zeitgeiste, der Mode anzupassen. Das war das kleinstädtische an dem Manne, der alles zu glauben geneigt war, und dem jener Skeptizismus fern lag, der alles mit Mißtrauen betrachtet; niemals ist jemand in höherem Grade als er durch scheinbar richtige Vorkommnisse getäuscht worden. Es bedurfte Katastrophen, um ihm die Augen zu öffnen. Obwohl er den gesellschaftlichen Verkehr nicht liebte und unter der Hitze der Salons sehr litt, so glaubte er sich doch verpflichtet, Besuche zu machen und legte seinen schwarzen Frack, obwohl er darüber spöttelte, mit einer gewissen Feierlichkeit an; wenn er dann fix und fertig war, stellte er sich mit seiner weißen Krawatte und den Handschuhen vor uns hin und sprach sein gewohntes: „So weit wären wir", und in diesen Worten lag etwas von der kindischen Freude eines simplen Romanschriftstellers, der Höherstehende besucht. Das alles war äußerst gemütlich und rührte uns auch; aber der Bourgeois aus der Provinz ließ sich nicht verleugnen.

Ja, das große Wort ist ausgesprochen, Flaubert war ein Bourgeois, und zwar der würdigste, gewissenhafteste und ordnungsliebendste von der Welt. Er sagte es oft selbst und war stolz auf die Achtung, die er genoß, und auf sein ganz der Arbeit gewidmetes Leben. Das verhinderte ihn aber nicht, die Bourgeois zu verabscheuen und sie bei jeder Gelegenheit in seinen lyrischen Ergüssen zu zerschmettern.

Digitized by Google

Dieser Widerspruch ist leicht erklärlich: in erster Reihe war Flaubert in der Blütezeit des Romantismus, unter den schrecklichen Paradoxen Théophile Gautiers, der auf ihn einen Einfluß ausübte, über dessen Bedeutung wir alle betroffen waren, aufgewachsen; ich spreche hier von einem ganz äußerlichen Einfluß, denn der einzige Mann, der auf seine Werke wirklich Einfluß gehabt hat, war Louis Bouilhet. Dann muß man auch unterscheiden, das Schimpfwort Bourgeois bedeutet in seinem Munde ein verallgemeinertes und der ganzen Menschheit an den Kopf geschleudertes Anathema; unter Bourgeois verstand er die Dummköpfe, die Krüppel, die die Sonne leugnen, aber nicht die braven Leute, welche ruhig an ihrem Kamin leben. Ich bemerke, daß sein heftiges Aufbrausen immer wie ein Schlag ins Wasser war. Er schrie sehr heftig, gestikulirte viel, und zwar mit kirschrotem Gesicht; dann beruhigte er sich plötzlich; das waren so gleichsam Bravourscenen, die er sich seit seiner Freundschaft mit den leitenden Körperschaften von 1830 von Zeit zu Zeit selbst vorspielte. Bei dieser Gelegenheit erzählte man mir, daß ein russischer Schriftsteller, zu welchem Turgenjeff uns einmal zum Diner eingeladen hatte, von diesem etwas theatralischen Gebaren Flauberts so überrascht war, daß er ihn in einem etwas später erscheinenden Artikel der „Geckenhaftigkeit" beschuldigte. Dieses Wort erscheint mir so unpassend, daß ich mit aller Energie dagegen protestire. Flaubert handelte in seiner Erregung durchaus in gutem Glauben, und zwar in so

hohem Grade, daß er häufig einen Schlagfluß riskirte und man, um ihm frische Luft zuzuführen, die Fenster öffnen mußte. Uebrigens aber gebe ich zu, daß in seinem Wesen manchmal etwas Theatralisches lag. Ich konstatire außerdem, daß dieser in Worten so gewaltthätige Mann es niemals in der Wirklichkeit war. Er war seinen Freunden gegenüber von einer väterlichen Sanftmut und regte sich nur bei Dummköpfen auf. Und doch behandelte er in seiner Gutmütigkeit, bei seinem Mangel an kritischem Geist, auf den ich später zurückkommen werde, nicht alle Dummköpfe gleich streng. Ein zufällig entschlüpfter Gemeinplatz brachte ihn außer sich, und es kam dann auch zuweilen vor, daß er die Mittelmäßigkeit schonte und verteidigte. Die landläufige Dummheit, die alltägliche Plattheit, von der niemand ganz frei ist, erregten ihn noch mehr als die schmerzliche Bedeutungslosigkeit der Menschen, die er in seinen Werken so trefflich gezeichnet hat. Diese beiden Züge charakterisiren ihn sehr getreu. Er suchte seiner Ueberzeugung durch Schreien Geltung zu verschaffen und seine Leichtigkeit, sich über Menschen und Dinge zu täuschen, stand mit seinen schnellen Zornesausbrüchen in Einklang. Er besaß ein sehr gutes, kindliches und unschuldvolles Herz, das leicht warm wurde und bei dem geringsten Stich sich durch Schimpfen Luft machte. Das war seine charakteristischste Seite, und darum liebten wir ihn alle wie einen Vater.

Digitized by Google

III.

Bei meinem erſten Beſuche bei Flaubert war ich ſehr enttäuſcht, ja ich empfand faſt einen Schmerz. Ich hatte mir in meinem Geiſte nach ſeinen Werken einen Flaubert geſchaffen, der der Pionier des Jahrhunderts, der Schilderer und Philoſoph unſerer modernen Welt war. Ich ſtellte ihn mir vor als Bahnbrecher einer neuen Zeit, der in der von dem Romantismus eroberten Provinz einen regelrechten Staat bildete und der Zukunft mutig und vertrauensvoll entgegenging. Mit einem Worte, ich ſuchte in ihm den Mann ſeiner Bücher und fand einen ſchrecklichen Kerl, einen widerſpruchsvollen Geiſt, einen verſtockten Romantiker, der mich ſtundenlang mit einer wahren Sintflut entſetzlicher Theorien langweilte. Abends kehrte ich krank, abgeſpannt und ermattet in meine Wohnung zurück und ſagte, daß der Menſch in Flaubert dem Schriftſteller unterlegen ſei. Seitdem habe ich dieſes ſo widerſpruchsvolle Temperament kennen gelernt, mich daran gewöhnt und möchte um keinen Preis meinen Flaubert anders haben. Aber mein erſter Eindruck war nichtsdeſtoweniger eine Enttäuſchung, die ſich bei allen jungen Leuten, die ihm näher getreten ſind, wiederholte.

Wie ſoll man zum Beiſpiel ohne Beſtürzung ſeine Meinung über „Madame Bovary“ anhören. Er ſchwur, er habe dieſes Buch nur geſchrieben, um die Realiſten wie Champfleury zu ärgern; er wollte ihnen zeigen, daß man zu gleicher Zeit ein genauer Schilderer des

Digitized by Google

modernen Lebens und ein großer Stiliſt ſein kann. Und das ſprach er ſo klar und bündig aus, daß man ſich ſchließlich fragte, ob er denn ein Bewußtſein von ſeinen Werken gehabt habe, ob er die Bewegung, die dieſelben hervorbringen würden, vorausgeſehen. In der That zweifle ich noch heute daran; viele ſchöpferiſche Genies ſind einmal ſo; ſie kennen das neue Jahrhundert nicht, das ſie heraufbeſchwören. Alle ſeine Theorien ſchloſſen gegen die Formel, die wir, ſeine Schüler, aus „Madame Bovary“ entnommen hatten. So erklärte er mit ſeiner kräftigen Stimme, daß das Moderne nicht exiſtire, und daß es keine modernen Sujets gäbe. Und als man, von dieſer Behauptung erſchreckt, eine nähere Erklärung forderte, fügte er hinzu, Homer ſei ebenſo modern wie Balzac. Wenn er menſchlich geſagt hätte, ſo wäre es verſtändlich geweſen, aber modern bleibt undenkbar. Uebrigens ſchien er die litterariſchen Bewegungen durchaus zu leugnen. Ich habe zwanzigmal mit ihm über dieſen Gegenſtand diskutirt, ohne ihm, mit der Litteraturgeſchichte in der Hand, das Geſtändnis abzuringen, daß die Schriftſteller nicht wie vereinzelte Erſcheinungen auftreten; ſie ſtützen einander, bildeten eine Linie, die nach den Sitten und hiſtoriſchen Epochen gewiſſe Kurven aufzuweiſen hat. Als wütender Individualiſt ſchrie er mir heftig zu, das ſei alles Schwindel, das exiſtire gar nicht; jeder Schriftſteller wäre unabhängig, die Geſellſchaft hätte nichts in der Litteratur zu ſuchen, man müſſe einen guten Stil ſchreiben, weiter nichts. Allerdings war ich

Digitized by Google

ſeiner Anſicht, es ſei thöricht, eine Schule bilden zu wollen; aber ich ſetzte hinzu, die Schulen bilden ſich von ſelbſt, man müſſe ſie zu ertragen wiſſen. Das Mißverſtändnis beſtand nichtsdeſtoweniger bis zu Ende zwiſchen uns; jedenfalls glaubte er, ich wolle die Temperamente reguliren, während ich doch nur einfach eine kritiſche Arbeit verrichtete, wenn ich die Perioden konſtatirte, die ſich in der Vergangenheit entwickelt haben und ſich noch vor unſern Augen entwickeln. Wenn er ſich über die Aeußerlichkeiten, die Worte auf „Iſmus“ ausſprach, ſo erwiderte ich ihm, man müſſe doch zur Feſtſtellung der Thatſachen Worte haben. Oft bilde und forme ſich das Publikum dieſe Worte ſelbſt, das ſich doch in den Werken ſeiner Zeit auskennen muß. Alles in allem waren wir uns über die freie Entfaltung der Originalität einig. Wir hatten dieſelbe Philoſophie und Aeſthetik, dieſelbe litterariſche Vorliebe und Abneigung; wir verſtanden uns nur dann nicht, wenn ich ihn weiter zu bringen ſuchte, vom Schriftſteller zur Gruppe überging und den Ausgangs- und den Endpunkt unſerer Litteratur zu erforſchen ſuchte.

Wenn ich mich hier nicht ganz klar ausdrücke, ſo liegt das daran, daß ich ſeine Gedanken über die Litteratur in ihrer Geſamtheit niemals richtig erfaßt habe, ſie ſchienen mir ſehr verworren und platzten mit Paradoxen, mit großer Schroffheit wie ein Donnerſchlag, ganz unvorhergeſehen und mit Widerſprüchen durchſetzt in die Unterhaltung. Vielleicht wollte ich ein wenig zu viel Logik zwiſchen dem

Digitized by Google

Schriftsteller und dem Menschen bei Flaubert hineinbringen. Ich hätte gewünscht, der Autor der „Madame Bovary" liebe die moderne Welt, er würde sich klar über die Bewegung, zu deren thätigsten Leitern er gehörte, und es betrübte mich, ihn in eine Romantik zurücksinken zu sehen; er „schrie" gegen die Eisenbahnen, die Zeitungen und Demokraten und wurde ein Individualist, für den ein Schriftsteller etwas Absolutes, eine einfache rhetorische Erscheinung ist. Am Tage unseres schlimmsten Streites über Chateaubriand, als er behauptete, daß in der Litteratur der ausgefeilte Satzbau allein Bedeutung habe, übertrumpfte ich ihn noch, indem ich sagte, es gibt noch etwas anderes in „Madame Bovary" als der gute Satzbau, und gerade in diesem andern läge die Lebensfähigkeit des Werkes.

„Sagen Sie, was Sie wollen, Sie haben nichtsdestoweniger der Romantik damit den ersten Schlag versetzt." Da rief er: „Madame Bovary" wäre ein Wisch, man solle ihn mit dem Schmarren in Ruhe lassen, er gäbe das Buch ganz gern für einen Satz aus Chateaubriand oder Victor Hugo." Er wollte um keinen Preis in den Romanen der andern und selbst in den seinen etwas anderes als reine Stilistik sehen; er leugnete, ich will nicht sagen, den Fortschritt, aber die Gedankenentwicklung; schöne Sprache wollte er haben, weiter nichts. Und die Ursache seines Individualismus, seines Abscheus vor der Menge war ein ungeheurer Stolz. Wenn jemand seine Prinzipien in einer Vorrede erläuterte und sich auf

Digitized by Google

irgend eine vorhergegangene Bewegung bezog, ſo ſagte er mit Vorliebe: „Seid doch ſtolzer.“ Treffliche und paſſende Sätze bilden und zwar für ſich abgeſchloſſen wie ein Benediktiner, der ſein ganzes Leben ſeiner Arbeit widmet, das war ſein litterariſches Ideal.

Ich habe bereits von ſeinem Haß der modernen Welt gegenüber geſprochen. Derſelbe kam in all ſeinen Worten zum Ausbruch. Dieſer Haß war infolge ſeiner Freundſchaft mit Théophile Gautier in ihm erſtanden; denn als ich im vergangenen Jahre die von Bergerat veröffentlichten Erinnerungen an ſeinen Schwiegervater las, war ich ganz erſtaunt über die beſtändigen Paradoxe des Verfaſſers von „Mademoiſelle de Maupin“. Das war dieſelbe Liebe zum Orient, dieſelbe Leidenſchaft für die Reiſen, dasſelbe Verlangen, fern von dieſem kleinbürgerlichen und engen Paris zu weilen. Flaubert behauptete, er wäre geboren, um da „unten“ in einem Zelte zu leben; der Geruch des Kaffees verurſachte ihm Wahnvorſtellungen, in denen er im Marſch befindliche Karawanen ſah; mit Wolluſt aß er die abſcheulichſten Gerichte, wenn dieſelben nur einen klangvollen, exotiſchen Namen trugen. In derſelben Weiſe beurteilte er alle Erfindungen. Schon der Anblick einer Maſchine brachte ihn außer ſich und zog ihm einen Anfall nervöſer Antipathie zu; er beſtieg wohl die Eiſenbahn, um nach Rouen zu fahren, aber nur um Zeit zu ſparen, wie er ſagte; trotzdem aber hörte er während der ganzen Zeit nicht mit Zanken auf. Auch

Digitized by Google

die Sitten und neuen Künſte verſpottete er und empfand ein beſtändiges Sehnen nach dem alten Frankreich oder, wie er ſich ausdrückte, eine Art freiwilliger Verblendung und dumpfer Furcht vor der Zukunft; wenn man ihn hörte, ſo müßten wir morgen unfehlbar in einen dunklen Abgrund ſtürzen, und wenn ich meinen Glauben an das zwanzigſte Jahrhundert aufrecht erhielt und meinte, unſere große wiſſenſchaftliche und ſoziale Bewegung müßte eine Blütezeit der Menſchheit herbeiführen, ſo ſah er mich ſtarr mit ſeinen großen blauen Augen an und zuckte die Achſeln. Uebrigens berührte er allgemeine Fragen nicht, ſondern blieb lieber bei der litterariſchen Technik ſtehen. Aber in erſter Reihe richtete er ſeinen Zorn gegen die Preſſe. Die Reklame der Journale, die Wichtigkeit, die ſie ſich beilegten, die Dummheiten, welche ſie mit verhängnisvoller Eile druckten, brachten ihn in Wut. Er meinte, man müßte ſie alle mit einem Schlage unterdrücken. Vornehmlich aber brachten ihn die Notizen, die man von Zeit zu Zeit über ihn veröffentlichte, in Aufruhr. Er fand das unpaſſend und ſagte, nur der Schriftſteller gehöre der Oeffentlichkeit an. Ich wurde eines Tages ziemlich übel empfangen, als ich mir zu bemerken erlaubte, daß der Kritiker, der ſich mit ſeiner Kleidung und Nahrung beſchäftigte, ihm gegenüber dieſelbe Analyſe anſtelle, die er, der Schriftſteller, bei den Perſonen, deren Eigenheiten er im Leben beobachtete, vornahm. Dieſer Schluß brachte ihn außer ſich, niemals wollte er zugeben, daß das einerlei ſei, und daß die Tages-

Digitized by Google

presse, die allerdings etwas entartete Stiefschwester der „Madame Bovary" sei. Uebrigens war dieser grobe Mensch, der da meinte, man müsse alle Journalisten aufhängen, bis zu Thränen gerührt, sobald der kleinste Reporter einen lobenden Artikel über ihn schrieb. Er behauptete, der Mann hätte Talent und trug die Zeitung mit sich in der Tasche herum. Noch nach zehn Jahren wiederholte er aus seinem Gedächtnis die über ihn geschriebenen Artikel, noch immer war er von den Lobsprüchen gerührt, noch immer zitterte er vor der Kritik. Mit dieser Nachhaltigkeit seiner Empfindungen ist er stets Neuling geblieben. Da er reich war und nur nach seinem Belieben arbeitete, war er mit der Presse nicht in Berührung gekommen, kannte sie nicht näher, verachtete sie manchmal zu sehr, um ihr dann wieder allzugläubig zu vertrauen. Obwohl er gegen die gesammte Oeffentlichkeit zeterte, entzückte ihn doch oft eine einzige Reklame, eine einzige Annonce. Wie wir alle, besaß auch er leider das krankhafte Bedürfnis, die Welt mit seiner Persönlichkeit zu beschäftigen. Nur benahm er sich dabei naiv, wie ein großes Kind. Einige Wochen vor seinem Tode, als „Die moderne Welt" sein Feenmärchen, „das Schloß der Herzen", veröffentlichte, war er entzückt, weil dieses Journal in den Schaufenstern der Buchhändler von Rouen ausgelegen hatte, wo seine alte Wirtschafterin aus Croisset es bemerkt hatte. „Ich werde ein großer Mann —" schrieb er. Ist das nicht ein ausgezeichneter Charakterzug?

Digitized by Google

Die Ursache dieser reizenden Gutmütigkeit war ein vollständiger Mangel an Kritik. Man muß wohl verstehen, er war ein sehr guter Richter sich selbst gegenüber und besaß eine große Gelehrsamkeit, aber in seinen Ansichten über die anderen fehlte ihm die richtige Anschauung, seine Leichtgläubigkeit verleitete ihn zu seltsamer Nachsicht, während sein Eigensinn, niemals etwas allgemein zu nehmen und die Geschichte der Gedanken zu berücksichtigen, sich in rein künstlerische Eigentümlichkeiten von größter Strenge verrannte. So legte er zuweilen eine Bewunderung an den Tag, die uns in Erstaunen setzte, um so mehr, als er sich ihm antipathischen Talenten gegenüber empörend ungerecht zeigte. Um mich verständlich zu machen, muß ich wieder auf sein litterarisches Ideal zurückkommen. Häufig wiederholte er: es ist alles schon vor uns gesagt worden, wir haben nur dieselben Dinge wiederzusagen und zwar möglichst in einer schöneren Form. Wenn er sich in einer Diskussion aufregte, so bestritt er schließlich alles, was nicht den Stil anging, und dann setzten uns manche Behauptungen geradezu in Bestürzung; die Figuren hätten gar keine Bedeutung, die Wahrheit wäre nur eine Aufschneiderei, die Notizen hätten keinen Zweck, ein einzig schön geformter Satz genügte für die Unsterblichkeit des Menschen. Solche Worte wirkten um so seltsamer, als er es als eine Albernheit erkannte, seine Zeit mit Notizensammeln vergeudet und nur wirkliche, lebende Figuren geschildert zu haben. Wie seltsam und eigenartig! Der Verfasser der „Madame

Digitized by Google

Bovary" und der „Sentimentalen Erziehung" verachtete das Leben, verachtete die Wahrheit und rieb sich schließlich förmlich auf, einzig und allein, um eine Vollendung des Stils herauszutüfteln. Man wird jetzt seine litterarische Vorliebe und Abneigung begreifen. Er kannte Sätze aus Chateaubriand und Victor Hugo auswendig, die er mit außerordentlicher Emphase deklamirte. Goncourt meinte lachend, in diesem Tone verfaßte Annoncen müßten ganz herrlich klingen. Und Flaubert ging nicht von seinen Sätzen ab; in seinen Augen lag hierin die ganze Eigenart Chateaubriands und Victor Hugos. Naturgemäß schätzte er aus denselben Gründen Merimée sehr gering und verabscheute Stendhal. Den letzteren nannte er Herrn Beyle, wie er Musset Herrn de Musset nannte. Für ihn war dieser Dichter nur ein Dilettant, der den schlechten Geschmack besaß, sich nicht um die Sprache zu kümmern und die Prosodie zu vernachlässigen. Hatte sich Stendhal, dieser boshafte Spötter, nicht gerühmt, er lese, um den richtigen Ton zu finden, jeden Morgen eine Seite in dem Gesetzbuche? Von Taine wußten wir, daß dieser große Psychologe Flaubert so antipathisch war, daß wir sogar vermieden, seinen Namen auszusprechen. Ich will noch bemerken, daß es sehr schwer wurde, mit Flaubert zu diskutiren, sobald man nicht seiner Meinung war, denn er sprach nicht besonnen wie ein Mann, der Argumente geltend zu machen hat und mit dem Wunsch, sich zu bilden und auch die Ansichten seines Gegners anzuhören geneigt ist; er stellte gewagte Behauptungen

Digitized by Google

auf und verlor sogleich den Kopf, falls man ihm nicht nachgab. Um ihm einen Kummer zu ersparen, oder ihn nicht Gefahr laufen zu lassen, vom Schlage gerührt zu werden, sprachen wir wie er oder schwiegen. Es war vollständig unnütz, ihn überzeugen zu wollen.

Glücklicherweise lebte neben dem unleidlichen Stilisten, dem in sein Vollkommenheitssystem verrannten Künstler auch ein Philosoph in Flaubert. Er leugnete die bestehenden Verhältnisse, wie es niemand in unserer Litteratur gethan hat. Er predigte den Nihilismus — ein Wort auf ismus hätte ihn außer sich gebracht — er hat nicht eine Seite geschrieben, auf der er nicht über die Nichtigkeit unseres Seins nachgegrübelt hat. Das Seltsamste ist, das wiederhole ich, dieser Schilderer der menschlichen Mißgestalt, dieser bittere Skeptiker war im Grunde ein äußerst zarter und kindlich fühlender Mensch. Man würde sich sehr täuschen, stellte man sich ihn als einen Jeremias vor, der über die beständige Schlechtigkeit der Welt weint; im intimen Verkehr berührte er diese Frage kaum, er fluchte nur einigemale über die kleinen Mißhelligkeiten des Daseins, aber ohne jedes Pathos. Er war ein braver Mensch, das ist seine ganze Charakteristik. Seine eigentümliche Komik verdient ebenfalls studirt zu werden. Die Dummheit übte eine Art Reiz auf ihn aus. Hatte er einen Beweis großer Dummheit entdeckt, so ging er förmlich darin auf und sprach wochenlang darüber. Ich erinnere mich, daß er sich eine Sammlung von Gedichten verschafft hatte, die nur von Aerzten geschrieben

Digitized by Google

waren. Er zwang uns, einige Stücke davon anzuhören, die er uns mit möglichst dröhnender Stimme vorlas und wunderte sich, wenn wir nicht, wie er, in ein homerisches Gelächter ausbrachen. Eines Tages that er den traurigen Ausspruch: „Sonderbar, ich lache jetzt über Dinge, über die niemand mehr lacht.“ In Croisset hatte er in seinen Mappen seltsame Sammlungen, Protokolle von Landgendarmen, sonderbare Prozeßakten, kindische und alberne Bilder, alle möglichen Dokumente der menschlichen Dummheit, die er hatte auftreiben können. Man bemerke, daß seine Bücher die Quintessenz davon enthalten, daß er stets, selbst in den herrlichen Visionen des heiligen Antonius, nur diese Dummheit studirt hat. Er verwendete seinen wunderbaren Stil auf die gemeinste, ja niedrige Abart der menschlichen Thorheit!

Seine Komik war nicht der leichte Esprit des letzten Jahrhunderts, das feine und boshafte Lachen, die prickelnden Nadelstiche; nein, seine Komik greift ins sechzehnte Jahrhundert zurück, sie hat ein dickeres Blut und eine schwerere Tatze und schlägt ein Loch, wo sie hinfällt, mit einem Wort, sie ist gutmütig und brutal zugleich. Das erklären auch seine geringen Erfolge in den Salons und bei den Frauen. Seine Fröhlichkeit hatte etwas Commisvoyageurartiges an sich. Im intimen Kreise war er schrecklich, wenn er sich gehen ließ.

Das sind die Charakterzüge, welche zur Vervollständigung seiner Gestalt dienen mögen. Ich resümire, daß er die im Roman durch „Madame Bo-

Digitized by Google

vary" herbeigeführte Bewegung nicht gewollt und sich stets geweigert hat, die Folgen derselben zu bemerken und zu schätzen. Dies Buch war einfach ein Produkt seines Temperaments und ist unter dem Einflusse Victor Hugos und Balzacs entstanden. Er hat seinen Ruhm darein gesetzt, ein Rhetoriker zu sein, und ist doch mehr ein Beobachter und Experimentator gewesen. Studirt man an ihm den Schriftsteller, so sieht man leicht, wie seine verschiedenartigen Eigenschaften, die anscheinend in ihm sich geltend machenden Widersprüche, aus ihm den Romantiker geschaffen haben, der er, ohne es sein zu wollen, gewesen ist.

IV.

Ich gehe jetzt zu den Werken Gustave Flauberts über.

Man muß sich erinnern, daß er erst zu fünfunddreißig Jahren, 1856, sein Erstlingswerk schrieb. Seine Freunde schienen nur ein ziemlich mäßiges Zutrauen in seine Zukunft zu besitzen. Das beweist, daß er bis dahin gezögert hatte; daß seine ersten Versuche mißlungen waren, zeigt seine Unentschlossenheit und erklärt die Vernichtung seines „Frédéric Moreau". Man hatte mir in der That erzählt, daß er vor „Madame Bovary" drei umfangreiche Werke geschrieben habe, deren Manuskripte nicht mehr existirten. Indessen sprach er nie von seinen ersten Versuchen; er nannte höchstens im Scherz

Digitized by Google

eine Tragikomödie, welche die Kuhpocken behandelte. Zweifellos hatte er ziemlich viel mittelmäßige Verse verfaßt, die man vielleicht in seinen Papieren noch auffinden wird. Louis Bouilhet war damals der große Mann unter seinen Bekannten und Maxime Ducamp besaß bereits einen ziemlich berühmten Namen, als sich Flaubert noch mit der Ungewißheit einer Erstlingsarbeit herumstritt. Ich bin sicher, trotz seiner Hochherzigkeit litt er unter diesem Zustande, dieser ersten Ohnmacht, in der sein Genie gelähmt blieb, während untergeordnete Talente sich Geltung verschafften und scheinbar verächtlich auf ihn herabblickten. So erkläre ich mir die übertriebene Bewunderung, die er für Bouilhet an den Tag legte, wie jemand, der einst in diesem Dichter zweiten Ranges einen Herrn und Meister gefunden hat.

Das Erscheinen der „Madame Bovary" wirkte also überraschend; dieses, nach der Orientreise verfaßte Buch verdankte seine Entstehung einer einzigen Thatsache, dem Selbstmorde der Frau eines Arztes, welche Flaubert gekannt hatte. Andererseits schrieb mir Maxime Ducamp: „‚Madame Bovary' ist ein Buch, das man ihm, und das er sich selbst aufgedrängt hat, und das aus ganz besonderen, für ihn höchst schmerzlichen Umständen hervorgegangen ist", und ich glaube, daß Ducamp sich die Erklärung dieser geheimnisvollen Phrase für eine Studie vorbehält, die er über Flaubert schreiben will. Das thut übrigens wenig zur Sache; der unbekannte, in seiner Abgeschiedenheit schaffende Dichter hat mit seiner kraftvollen Origi-

Digitized by Google

nalität eine Umwälzung im Roman herbeigeführt, das ist die Hauptsache. Ich glaube nicht, daß Flauberts Freunde damals die Tragweite eines solchen Werkes geahnt hatten. Er las ihnen Bruchstücke daraus vor, und man behauptet, daß sie ihn zahlreiche Verbesserungen anbringen ließen, was ich stark bezweifle, denn der Flaubert aus den letzten Jahren war nicht der Mann, auch nur ein Komma zu verändern. Uebrigens standen sie alle in der romantischen Bewegung und mußten, ebenso wie er, „Madame Bovary" als einen netten, poetischen Scherz ansehen, ein Spottgedicht auf die Realisten jener Zeit. Man kennt den lächerlichen Prozeß, welcher dem Autor gemacht wurde, und den bedeutenden Erfolg des Romans. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß Flaubert trotz seiner Gutmütigkeit nicht leicht eine Beleidigung vergaß. Er hat stets einen Haß gegen Herrn Pinard bewahrt, der jene berühmte Anklage gegen ihn schleuderte, die heute eine Merkwürdigkeit der Dummheit bildet. Das Buch brachte dem Autor sehr wenig ein, ich glaube achthundert Franken; man muß das ganz besonders betonen, denn es wirft ein sonderbares Licht auf unsern Buchhandel. Allerdings verkaufte er demselben Verleger „Salammbô" und die „Sentimentale Erziehung" ziemlich teuer. Aber von weittragendster Bedeutung ist der Haß, den er nach und nach gegen „Madame Bovary" empfand. Als man ihm nach seinen anderen Werken stets seinen ersten Roman vorhielt und ihm zurief: „Geben Sie uns doch eine neue ‚Madame Bovary'," fing er an, dieses

Digitized by Google

Erstlingswerk zu verfluchen, das seinen jüngeren Töchtern so schweres Unrecht thäte. Das ging so weit, daß er uns eines Tages ganz ernsthaft erklärte, wenn er nicht Geld brauchte, so hätte er das Werk längst aus dem Buchhandel zurückgezogen und neue Auflagen verhindert. Vielleicht empfand er auch in seinem romantischen Herzen einen tiefen Kummer, als er die furchtbare naturalistische Ausschweifung wahrnahm, die sein Werk in unserer Litteratur heraufbeschworen hatte. Hierin sehe ich wieder den Mangel an Bewußtsein, von dem ich oben gesprochen.

Ueber „Salammbô" weiß ich wenig. Der Erfolg war ebenfalls sehr bedeutend. Ich erinnere mich noch an die Spottartikel der unbedeutenden Blätter, an Karikaturen und Parodien. Das Aufsehen wurde namentlich groß, als eine hervorragende Dame im Kostüm der „Salammbô" auf einem Tuilerienball erschien. Das Buch war im Jahre 1863 herausgekommen. Es hatte Flaubert große Arbeit gemacht, er hatte viele Forschungen anstellen müssen, ganz abgesehen von seiner Reise nach Tunis. Auch muß man sich an die wütenden Auseinandersetzungen erinnern, die er mit einem Gelehrten, einem Herrn Fröhner, hatte, welcher die Genauigkeit seiner Mitteilungen anzweifelte. Ebenso schrieb er, aber äußerst gemütlich, gegen den Artikel, in welchem St. Beuve ihn angriff. Das waren die beiden einzigen Gelegenheiten, bei denen er sich zu einer Polemik hinreißen ließ. Er stand damals sehr intim mit St. Beuve, den er bei der Prinzessin Mathilde kennen lernte, wo er auch Verbindung mit

Digitized by Google

den anderen Tischgenossen, wie Taine, Renan, Paul v. St. Victor, Prinz Napoleon, anknüpfte, ganz abgesehen von Goncourt und Théophile Gautier. Auch Georges Sand, glaube ich, erschien dort wiederholt. Sie hatte Flaubert sehr lieb, duzte ihn, und schrieb ihm lange Briefe, obwohl sie über litterarische Fragen durchaus nicht einer Ansicht waren; ich erinnere mich an eine Diskussion zwischen beiden über Sedaine, den sie ihm rühmte, und den er für wässerig erklärte. Als sie starb, empfand er einen großen Kummer. Nach der Beendigung des „Salammbô" fand ich ihn eines Tages sehr traurig, als er gerade die Druckbogen der kürzlich erschienenen letzten Ausgabe durchsah; er meinte, das Werk sei ihm um ein gutes Drittel zu lang vorgekommen. Je älter er wurde, desto nüchterner wollte er werden. Nüchternheit sei gleichbedeutend mit Vollkommenheit.

Im allgemeinen ist das Buch, welches ihm den meisten Schmerz bereitet hat, die „Sentimentale Erziehung". Er hatte auf dieses Werk alle seine Kräfte verwendet, hatte die Bibliotheken durchstöbert, Zeitungen und Kupferstiche durchgesehen und sich große Mühe gegeben, die Orte richtig zu schildern, welche seit vierzig Jahren eine ganz merkwürdige Veränderung erfahren hatten. Wenn ein Schriftsteller fünf oder sechs Jahre bei einem Werke zubringt und eine solche Fülle von Arbeit und Willenskraft darauf verwendet, so legt er diesem Werke naturgemäß eine große Bedeutung bei. Flaubert war also überzeugt, daß er ein bedeutenderes Werk als „Madame Bovary"

Digitized by Google

herausgab, dessen Erscheinen im Publikum ein bedeutendes Aufsehen erregen müßte. Uebrigens hat er niemals ein Buch veröffentlicht, ohne stark an den Erfolg zu glauben, mit der Vertrauensseligkeit eines Kindes und einer Unkenntnis der buchhändlerischen Kaufsbedingungen, welche stark an die Luftschlösser Balzacs erinnerte. Man zog ihn in jener Zeit oft wegen des hölzernen Kastens auf, in dem er die „Sentimentale Erziehung" von Croisset nach Paris gebracht hatte. Dieser Kasten bestand aus weißem Holz, und Flaubert erklärte, er hätte ihn vom Tischler seines Dorfes machen lassen, um sein äußerst umfangreiches Manuskript mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit transportiren zu können; man bedenke, daß er Stellen daraus bei der Prinzessin Mathilde vorlesen sollte und sich doch nicht mit einem solchen Paket unter dem Arm dort vorstellen konnte. Der Roman erschien gegen Ende des Jahres 1869, der Verkaufserfolg war mittelmäßig, die Journale griffen das Werk heftig an, und Flaubert wurde recht rauh aus seinen Träumen geweckt. Der Sturz war so schmerzlich, daß er bis an sein Lebensende in ihm nachzitterte. Am empfindlichsten aber kränkte ihn das Stillschweigen, unter welchem die „Sentimentale Erziehung" bald begraben wurde; man behauptete, das Buch sei zum Sterben langweilig, und niemand sprach mehr davon. Er ging nach Croisset und schloß sich dort ein; das war in großen Kümmernissen sein Zufluchtsort. Als wir ihn das letztemal besuchten, zeigte er uns sein Arbeitszimmer mit den Worten: „In diesem Zimmer habe

Digitized by Google

ich viel gearbeitet und noch mehr gelitten." Dieser Ausspruch hat mich tief gerührt, denn ich kenne jenes Leiden des Geistes, der sich in der Einsamkeit verzehrt. Dort verbarg er alle seine Schmerzen; er schluchzte auf dem Sofa, auf dem er gestorben ist, an diesem Tische, auf dem er so viele widerspenstige Sätze ausgestrichen hat, lag er im Todeskampfe. Man muß wissen, was ihm eine gute Seite kostete, der er sich in seinem niemals gestillten Sehnen nach Vollkommenheit freiwillig zur Unfruchtbarkeit verurteilte. Er verwarf beständig, brachte schlaflose Nächte zu, unaufhörlich quälten ihn neue Zweifel, ja, er behandelte sich wie ein Tier und hielt sich für einen Idioten. Er wiederholte uns häufig, in jeder Nacht war ich nahe daran, mir den Schädel zu zerbrechen, und nun denke man, welche Qualen dieser Mann erleiden mußte, wenn er sich allein befand und an den Mißerfolg seines Werkes dachte! Die Frucht sieben arbeitsreicher Jahre sah er vernichtet, in all seinen Ueberzeugungen war er erschüttert. Die schöpferischen Geister trösten sich schnell, er aber brauchte jahrelang, um seinen verlorenen Glauben wieder zu gewinnen. Dann waren auch die Zeiten sehr schwer, die Invasion fand statt und trug ebenfalls zur Verschlimmerung seines Zustandes bei. Dieser Romanschriftsteller, dessen Skeptizismus und Leichtsinn man tadelt, der die Worte „Vaterland" und „Fahne" niemals niedergeschrieben hat, litt entsetzlich unter der Fremdherrschaft. Als ich ihn wiedersah, war er ganz niedergeschmettert, sah blaß aus und zitterte. Das waren

Digitized by Google

seine schlechten Jahre, die er in der Rue Murillo zubrachte, und von denen ich bereits gesprochen habe. Der Schmerz über die „Sentimentale Erziehung" war immer die Hauptsache. Oft blieb er plötzlich vor einem von uns stehen und rief: „Aber erklären Sie mir doch, warum das Buch keinen Erfolg gehabt hat?" Im letzten Jahre schrieb er mir infolge eines Artikels, den ich bei einer neuen Ausgabe des Romans veröffentlichte, einen Brief, in dem er das Werk mit einem Satze sehr richtig erklärte: „Das Buch ist anständig," meinte er. Dann setzte er hinzu, er hätte vielleicht unrecht gehabt, den unvermeidlichen Rahmen jedes Romans zu verlassen, indem er diese Lebensaufzeichnungen so schrieb, wie sie das Leben selbst bietet. Auf diese Weise war er schließlich dazu gelangt, an sich selbst zu zweifeln, was für den, der ihn kannte, etwas ganz Furchtbares bedeutet.

„Die Versuchung des heiligen Antonius" hat ihn nun völlig mehr als zwanzig Jahre beschäftigt. Vor „Madame Bovary" hat er schon daran gearbeitet; ein Fragment, der Besuch der „Königin von Saba" erschien sogar im „Artist". Aber er fing immer wieder von neuem an, ohne zur Befriedigung gelangen zu können. Der erste Text des Stückes von der Königin von Saba soll, wie man sagt, besser sein, als der später von ihm hergestellte, was seine fast krankhafte Sucht nach Vollkommenheit beweist. Im Jahre 1874 war das Werk endlich vollendet, und er empfand eine große Erleichterung;

Digitized by Google

nicht, daß er vollständig befriedigt gewesen wäre, aber er sah, wie er sich selbst ausdrückte, nicht mehr völlig klar, und fürchtete, alles wieder von neuem anfangen zu müssen, wenn er sich nicht zur Veröffentlichung entschloß. Der Erfolg war noch geringer als bei der „Sentimentalen Erziehung". Flaubert wunderte sich darüber, denn er hatte sich eingebildet, ein künstlerisch und wissenschaftlich so reiches Werk könnte leicht populär werden; aber er litt unter dem Mißerfolge nicht so sehr, als wir es fürchteten. Die „Versuchung des heiligen Antonius" ist bis an sein Lebensende sein Lieblingswerk geblieben.

Von den drei Erzählungen will ich nur wenig sprechen. Er hatte „Bouvard et Pécuchet", das von ihm hinterlassene Buch, angefangen, als er von der großen Arbeit erschreckt und von dem Verlust seines Vermögens niedergedrückt, das umfangreiche Werk fallen ließ und zu seinem Vergnügen die drei Novellen schrieb: „Die Legende vom heiligen Julian", „Ein einfaches Herz" und „Herodias"; an jeder arbeitete er ungefähr sechs Monate. Das nannte er sich ausruhen. Jetzt müßte ich eigentlich sagen, was ich von „Bouvard et Pécuchet" weiß; aber ich werde mich kurz fassen, das Buch ist nicht erschienen, und ich will es nicht entweihen. „Bouvard et Pécuchet" sollte nach der Idee des Autors für die moderne Welt sein, was „Die Versuchung des heiligen Antonius" für die antike ist; eine Verneinung aller Dinge oder vielmehr eine Bestätigung der allgemeinen Dummheit. Nur ist die „Versuchung des heiligen Antonius"

Digitized by Google

ein ans Lyrische streifendes Heldengedicht, während „Bouvard et Pécuchet" eine bis zur Karikatur gehende Komödie ist. Flaubert hat zwei Philister sich herausgegriffen, zwei frühere Ministerialbeamte, die sich aufs Land zurückgezogen haben, wo sie, um sich zu zerstreuen und auch zu dem edleren Zweck, um sich nützlich zu machen, alle menschlichen Arbeiten versuchen. Natürlich mißlingen ihre Versuche; sie leiden beständig Schiffbruch, und als sie fruchtlos vom Ackerbau zur Geschichte und von der Litteratur zur Religion übergehen, finden sie nur noch eine Beschäftigung interessant, nämlich alle gedruckten Papiere, die ihnen in die Hände fallen, abzuschreiben. Diese Abschreiberei der beiden Biedermänner sollte einen zweiten Band bilden, in welchem Flaubert die den mittelmäßigsten und berühmtesten Schriftstellern entschlüpften Dummheiten, bei sich angefangen, veröffentlichen wollte; ich weiß nicht, ob dieser zweite Band vor seinem Erscheinen genügend fertiggestellt war, um erscheinen zu können. Aber ich weiß, daß „Bouvard et Pécuchet" Flaubert sehr viele Mühe gemacht hat; mehrmals stand er auf dem Punkte, das Ganze fallen zu lassen, so viel Schwierigkeiten verursachte ihm diese monotone Uebersicht der menschlichen Arbeiten, und so sehr verlor er sich in die verwickeltsten Forschungen. Nur das kaum dreißig Seiten starke Kapitel vom Ackerbau hat ihn veranlaßt, hundertundsieben Werke darüber zu lesen, und doch steifte er sich darauf, das Werk wäre eine alte Jugendidee, an die er glaube. Ich will hier eine Anekdote einschieben,

Digitized by Google

welche beweist, eine wie große Wichtigkeit er den größten Kleinigkeiten beilegte. Zuerst machte er sogar uns gegenüber ein Geheimnis aus dem Titel des Buches und nannte es „Die Biedermänner"; später, als er uns Genaueres anvertraute, bezeichnete er es in seinen Briefen immer nur mit den Anfangsbuchstaben B. u. P. Als wir eines Tages bei Charpentier frühstückten, sprachen wir von Namen, und ich meinte, ich hätte einen ganz ausgezeichneten gefunden, nämlich den Namen Bouvard für eine Figur in „Eugène Rougon", an dem ich damals gerade arbeitete; ich sehe, wie Flaubert sich entfärbt. Als wir von Tisch aufstehen, führte er mich in den Garten und bat mich dort in großer Aufregung, ihm den Namen Bouvard zu überlassen, ich that es lachend. Aber er blieb ernst, tief gerührt und wiederholte, er hätte sein Buch nicht weiter fortgesetzt, hätte ich den Namen behalten. Für ihn lag das ganze Werk in diesen beiden Namen „Bouvard" und „Pécuchet", ohne diese war ihm das Ganze nicht denkbar.

Ich kann nicht umhin, auch ein Wort über „Den Kandidaten" zu sprechen, dieses unglückselige Stück, welches am Vaudeville durchfiel. Die Leidenschaft fürs Theater hatte ihn immer gequält; allerdings ohne auf seine Romane allzu störend einzuwirken. Besonders begeisterte ihn das Beispiel Bouilhets. Er hatte mit ihm ein Stück geschrieben, „Das schwache Geschlecht", das zuerst am Vaudeville angenommen war. Dann wollte der damalige Direktor Carvalho lieber ein Stück

Digitized by Google

von ihm allein haben, und ſo ſchrieb Flaubert „Den Kandidaten“. Zuerſt glaubte er an ſein Stück; aber bei der Generalprobe, die uns Entſetzen verurſachte, ſah er den unvermeidlichen Durchfall. Seine Haltung war bei dieſer Gelegenheit ſehr ſchön, ſehr tapfer, er wohnte ſeiner Niederlage anſcheinend ohne Aufregung bei, das Publikum bewahrte eine achtungsvolle Kälte, höchſtens zwei- oder dreimal wurde geziſcht. Draußen ſchneite es, ich fand ihn am Eingang, wie er auf dem Trottoir ſtand und eine Cigarre rauchte, und er kehrte im Geſpräch mit einigen Freunden zu Fuß nach Hauſe zurück. Bei der vierten Aufführung zog er das Stück zurück. Er war einfach erſtaunt, daß die darauf verwandte Komik keinen größeren Eindruck gemacht hatte. Hat er unter dieſem Mißerfolg gelitten, ſo haben wir wenigſtens nichts davon erfahren, und bei dieſer Gelegenheit will ich an einem Beiſpiele zeigen, welch edles Herz er beſaß, wie fern ihm bei dem Erfolge eines Freundes jeder Neid, ja ſogar jede perſönliche Rückſicht lag. Kurze Zeit nach „dem Kandidaten“ bejubelte er auf das lebhafteſte wieder in dem Vaudeville-Theater, das ihm ſo bittere Erinnerungen zurückrief, „Fromont junior und Riſler ſenior“ von Alphonſe Daudet. Bei den Premièren ſeiner Freunde beherrſchte er ſeine Nachbarn mit ſeiner hohen, kraftvollen Geſtalt, warf den Gegnern wütende Blicke zu und ſtieß, um die Claque zu unterſtützen, mit ſeinem Stock, den er bei ſich behielt, heftig auf die Erde. Niemals habe ich auf ſeinem Geſicht den leiſeſten

Digitized by Google

Schatten wahrgenommen, wenn wir, seine glücklicheren Jünger, einen Triumph errangen; er umarmte uns und weinte vor Zärtlichkeit. Das ist sehr schön und sehr selten in unserer Gesellschaft, in der die besten von der in ihnen lebenden Selbstsucht angefressen sind.

Später las er uns „Das schwache Geschlecht" vor, welches er am Theater Cluny aufführen lassen wollte. Der Grundgedanke war gut erfunden, aber die allgemeine Handlung erschien uns sehr schwach; er verstand unser verlegenes Schweigen und zog das Stück zurück. Ich möchte nicht behaupten, daß er an jenem Tage nicht wieder eine teure Illusion verlor, denn während der Aufführung „des Kandidaten" erzählte er uns von fünf bis sechs dramatischen Stoffen, die ihm eingefallen wären, und die er scenisch verarbeiten wollte, wenn das Publikum an einem Gefallen fand. Er hat uns nie wieder davon erzählt und auf das Theater verzichtet. Die einzige Schwärmerei bewahrte er noch für seine Feerie, „das Schloß der Herzen", welche er mit Louis Bouilhet und Osmoy verfaßt hat; die „Moderne Welt" hat dies Werk letzthin veröffentlicht. Er sagte stets, er möchte vor seinem Tode die Wirtshausscene und das Spießbürgerreich auf der Bühne sehen, er hat sie niemals gesehen, und seine Freunde halten das auch für besser.

Gustave Flaubert hinterläßt nur „Bouvard et Pécuchet". Vielleicht findet man in seinen Papieren noch Schriften, aus denen man einen Band zusammenstellen könnte. Auf seiner Orientreise hatte er Notizen in Aegypten, Nubien, Griechenland gesammelt und einzelne der-

Digitized by Google

selben sind sehr merkwürdig; andere, welche man in seinen Papieren über Palästina, Syrien, Caramanien, Lydien und die europäische Türkei findet, lehnen sich an die Mitteilungen Maxime Ducamps an. Außerdem würde man noch Bruchstücke aus der „Versuchung des heiligen Antonius" finden, die er verworfen hat, und die ein lebhaftes Interesse bieten dürften. Ich spreche nicht von seiner Korrespondenz, welche man eines Tages unzweifelhaft herausgeben wird, allerdings mit einiger Mühe, denn um die Veröffentlichung seiner Briefe zu verhindern, hat er mit Absicht derbe Worte, die schwer zu drucken sind, fallen lassen, ich spreche hier, wohlverstanden, von den interessantesten Briefen an seine vertrauten Freunde.

Flaubert glaubte sicher noch lange zu leben. Er sprach vom Tode, dachte daran und fürchtete ihn; aber das verhinderte ihn nicht, in unserem Beisein litterarische Pläne zu entwerfen, welche zu ihrer Ausführung ein zweites Leben erfordert hätten, namentlich für ihn, der durchschnittlich sieben Jahre zu einem Bande brauchte. Es war unser Wunsch, ihn wieder einmal einen Roman der Leidenschaft schreiben zu sehen; wir fühlten, er brauchte einen großen Erfolg, und veranlaßten ihn, eine Liebesgeschichte zu verfassen und das zweite Kaiserreich als Rahmen zu benützen, das er aus eigener Anschauung kannte, und über das er ganz ausgezeichnete Notizen besaß. Er sagte nicht nein, zögerte aber immerfort; die Arbeit erschreckte ihn, denn bei seinem System mußte er die Dokumente der ganzen Epoche studiren; vielleicht fühlte

Digitized by Google

er sich auch nach seinem Aufenthalt in Compiègne nicht ganz frei. Man bedenke ferner, daß die Nutzanwendung die erste Rolle in seinen Romanen spielte, deren Handlung so einfach war, und daß er sich nur schwer zufrieden gab. Trotzdem hatte er schließlich ein Sujet gefunden, er erzählte uns aber nur in sehr verworrenen Umrissen davon, so daß ich mich hier nicht klar darüber auslassen kann, es war die Geschichte einer geschwächten Leidenschaft, das philiströse Laster, welches unter scheinbar höchst anständigem Deckmantel seine Befriedigung sucht. Er wollte einen sogenannten Biedermann schaffen. Aber wir müssen es sagen, dieser Roman des zweiten Kaiserreichs, wie wir ihn nannten, gefiel ihm nicht allzusehr, andere Gedanken durchkreuzten beständig sein Gehirn, und ich glaube kaum, daß er ihn je geschrieben hätte. Eine dieser Ideen, die ihn in den letzten beiden Jahren beschäftigt hatten, war seine Novelle „Leonidas in den Thermopylen". Eines Tages fand ich ihn ganz aufgeregt, fast fieberhaft erhitzt. Er hatte in der Nacht nicht geschlafen, das Sujet, zu dem ihn eine Lektüre am vorigen Abend inspirirte, hatte ihn begeistert. „Ich glühe," sagte er zu mir. Er sah Leonidas mit seinen dreihundert Gefährten nach den Thermopylen marschiren und sprach von ihnen, als wären es Nationalgardisten, die er gekannt, harmlose Bürger, die mit den Händen in den Taschen, einen Spaziergang dahin unternommen hätten. Dann folgte er ihnen auf dem ganzen Wege, den er auf seiner orientalischen Reise selbst gemacht hatte; auch bewegte ihn

Digitized by Google

ein wenig der Wunsch, Griechenland wiederzusehen, aber im Notfalle hätte er sich mit seinen alten Notizen begnügt. Ich bin sicher, hätte er noch länger gelebt, er hätte sich nach „Bouvard et Pécuchet" an seinen Leonidas gemacht, hätte noch zwei andere Novellen geschrieben und so ein Gegenstück zu den „Drei Erzählungen" geliefert. Die Sujets dieser Novellen waren gefunden, unter anderen behandelt die eine eine sehr gewagte Physiologie der Liebe.

V.

Ich habe nur noch zu erzählen, wie Gustave Flaubert arbeitete und worin die Vollkommenheit bestand, welche die Qual und Freude seines Lebens ausmachte.

Nehmen wir eines seiner unvollendeten Bücher. Wenn das Sujet in seinem Kopfe ungefähr feststand und er ein allgemeines Inhaltsverzeichnis auf das Papier geworfen hatte, dann bildete er sich einzelne Abteilungen, und die Jagd nach den Dokumenten begann mit der möglichst größten Ordnung. Er las in erster Reihe eine beträchtliche Anzahl von Werken, das heißt richtiger gesagt, er durchblätterte sie und ging mit einem Zuge zu der Seite und dem Satze über, den er brauchte. Oft lieferte ihm ein Werk von fünfhundert Seiten nur eine Notiz, die er sorgfältig aufschrieb; oft lieferte ihm das Werk sogar gar nichts. Man findet hierin eine Erklärung für die sieben Jahre, die er im Durchschnitt auf jedes

Digitized by Google

seiner Bücher verwendete, denn vier derselben gingen wohl in Vorbereitungsarbeiten auf. Er ließ sich fortreißen, von einem Bande ging er zum andern, eine Notiz am Ende einer Seite veranlaßte ihn zu ganz besonderen Vergleichen, er erforschte die Quellen, die er um jeden Preis kennen lernen wollte, so daß er manchmal eine ganze Bibliothek durchstöbern mußte; und das alles zuweilen nur wegen eines zweifelhaften Faktums, eines einfachen Wortes, dessen er nicht sicher war. Außerdem glaube ich, vergaß er schließlich seinen Roman und erweiterte so seine Studien aus reinem Vergnügen am Studium. Auf diese Weise erwarb er sich aus den beständigen Studien, die er für seine Werke anstellte, auch seine Gelehrsamkeit; er hatte wieder Latein lernen müssen, und das ganze Altertum und all unsere modernen Wissenschaften für „Salammbô" und die „Sentimentale Erziehung", für „Die Versuchung des heiligen Antonius" und „Bouvard et Pécuchet" studirt. So häuften sich nach und nach die aus den Büchern entnommenen Notizen und bildeten bald riesige Hefte. In derselben Weise befragte er die Fachgelehrten, studirte die Kupferstiche in der Bibliothek, besuchte das Land und kam mit Notizen über die Orte zurück, auf denen er seine Personen ansiedeln wollte. Das alles vermehrte noch die Fülle der Notizen. Um einen Begriff von seiner Gewissenhaftigkeit zu geben, genügt es, zu berichten, daß er vor Abfassung der „Sentimentalen Erziehung" die ganze Charivarikollektion durchblättert hat, um den Geist des kleinen Journalisten unter Louis Philipp

Digitized by Google

richtig zu erfassen; mit den in dieser Sammlung gefundenen Schlagwörtern hat er die Figur des Hussonnet geschaffen. Ich könnte zwanzig Beispiele für diese bis zur Manie getriebene Gewissenhaftigkeit anführen. Endlich wurde der Stoß seiner Notizen zu groß, er besaß alle Dokumente oder hielt wenigstens vor Müdigkeit und Ungeduld mit Sammeln inne, denn bei seinen Skrupeln hätten die Forschungen ewig dauern können; wie er meinte, kam eine Stunde, in der er das Bedürfnis hatte zu schreiben. Und nun machte er sich an seine harte Arbeit; damit begann seine Qual.

Hier bemerke ich nun, daß er, wenn er einmal alle Notizen zusammen hatte, er denselben gegenüber stets eine große Verachtung zur Schau trug. Die Notizen über „Bouvard et Pécuchet" zum Beispiel machten einen ganz bedeutenden Stoß aus, einen Berg von Papieren, den wir in den letzten Jahren auf seinem Tische gesehen hatten. Es gab da mindestens den Stoff für zehn Oktavbände. Jede Seite Notizen löste sich oft in einem Satze auf. Das war einfach die Materie, aus der er die Quintessenz zog. Man begreift wohl, welche entsetzliche Arbeit, welche Anstrengung er zu machen hatte, um zu diesem Resultat zu gelangen, um so mehr, als er in einer vollendet schönen Sprache schreiben wollte. Die Sprache wurde dann alles, und die Notizen bedeuteten nichts mehr. Er verachtete sogar die Lebenswahrheit der Figuren und vertiefte sich in die qualvolle Rhetorik, die er sich gebildet hatte. Stets wiederholte er, genau zu sein, keinen Irrtum durch-

Digitized by Google

gehen zu laſſen, das iſt nichts als Ehrlichkeit gegen das Publikum; das verſtünde ſich von ſelbſt, nur Dummköpfe ſprechen von dem, was ſie nicht wiſſen. Wenn man ihn dann reizte, ſchrie er, die Wahrheit ſei ihm im Grunde genommen ganz gleichgiltig; man müſſe krank ſein wie er, um das einfältige Bedürfnis nach Genauigkeit zu empfinden. Das einzig Wichtige und ewig Dauernde unter der Sonne wäre ein wohl geformter Satz.

Wenn er ſeine Empfindungen zu Papier brachte, ſo ſchrieb er ein Stück, eine ganze Epiſode ziemlich ſchnell herunter, aber höchſtens fünf bis ſechs Seiten auf einmal. Manchmal, wenn das richtige Wort ihm nicht einfiel, ließ er die Stelle leer. Dann nahm er den Abſchnitt wieder vor und arbeitete zwei bis drei Wochen, manchmal auch länger, eifrig an dieſen fünf bis ſechs Seiten. Er wünſchte ſie vollkommen, und ich verſichere, ſeine Vollkommenheit war nicht leicht. Er wog jedes Wort ab, prüfte nicht nur den Sinn, ſondern auch die Bildung. Die Wiederholungen, die Härten und Reime zu vermeiden, das war erſt wieder die grobe Arbeit. Er ging ſo weit, daß er nicht einmal wollte, daß dieſelben Silben in einem Satze vorkämen, oft ärgerte ihn ein Buchſtabe und er ſuchte Ausdrücke, in denen er nicht enthalten war. Oder er bedurfte einer gewiſſen Anzahl von R, um der Periode eine gewiſſe Rundung zu geben. Er ſchrieb nicht für die Augen, für den Leſer, der am Kaminfeuer mit flüchtigen Blicken lieſt; er ſchrieb für den Deklamator, der ſeine Stücke mit lauter Stimme vorlieſt: darin lag ſein ganzes Arbeitsſyſtem.

Digitized by Google

Um ſeine Sätze zu prüfen, rezitirte er ſie ſich allein an ſeinem Tiſche und war erſt zufrieden, wenn ſie die Klangfülle enthielten, die er wünſchte. In Croiſſet war dieſe Methode wohlbekannt, die Bedienten hatten den Befehl, ſich nicht ſtören zu laſſen, wenn ſie den Herrn ſchreien hörten; nur die Bürger blieben auf der Straße ſtehen und nannten ihn häufig einen Advokaten. Sie glaubten jedenfalls, er übe ſich in der Beredſamkeit. Nichts iſt meiner Anſicht nach charakteriſtiſcher, als dieſes Bedürfnis nach der Harmonie. Man kennt Flauberts Stil nicht, wenn man nicht wie er, ſeine Worte deklamirt hat. Sein Stil war zur Deklamation wie geſchaffen. Die Klangfülle der Worte, die Schmiegſamkeit des Rhythmus geben dem Gedanken eine wunderbare Kraft, manchmal vermöge des lyriſchen Schwunges, manchmal vermöge des komiſchen Gegenſatzes. So hat er namentlich mit der Sprache die Dummköpfe charakteriſirt, und zwar durch einen Schwall von Worten, der ſie in ihr Nichts zurückſchleudert.

Ich kann hier nicht einmal einen Begriff von ſeinen Skrupeln hinſichtlich des Stiles geben. Man müßte die unbedeutendſten Kleinigkeiten der Sprache berühren. Die Interpunktion nahm eine ganz beſondere Stellung ein. Er wollte Bewegung, Farbe, Muſik und das alles mit den kraftloſen Worten des Diktionnärs, dem er Leben einflößen mußte. Und doch war er kein Grammatiker, denn er wich vor einer Unkorrektheit nicht zurück, wenn dieſelbe einen Satz voller und knapper wiedergab. Andererſeits

Digitized by Google

neigte er täglich mehr dem nüchternen, beſonnenen Stile zu, denn die Vollkommenheit iſt die Feindin der Fülle. Oft dachte ich, ohne es zu ſagen, er nähme die Arbeit Boileaus über die mit neuen Ausdrücken und Wendungen vollgepfropfte Sprache der Romantik wieder auf. Er quälte ſich, zermarterte ſich das Gehirn, die Worte ängſtigten ihn ſchließlich, er wendete ſie nach hundert Seiten und verwarf ſie wieder, wenn ſie nicht in ſeinen Gedankengang paßten. Eines Sonntags fanden wir ihn ſchlaff, bis zur Ermattung erſchöpft. Am vorigen Tage hatte er eine Seite aus „Bouvard et Pécuchet" zu Ende gebracht, von der er ſehr befriedigt war und, nachdem er ſie auf ein Blatt großen holländiſchen Papiers, deſſen er ſich ſtets bediente, abgeſchrieben hatte, war er zum Diner fortgegangen. Als er um Mitternacht nach Hauſe zurückkam, wollte er, bevor er zu Bett ging, ſich noch das Vergnügen machen, die Seiten wieder durchzuleſen; aber er blieb ganz verdutzt, eine Wiederholung in zwei Zeilen war ihm entgangen. Obwohl kein Feuer in ſeinem Arbeitszimmer brannte, und es ſehr kalt war, ſteifte er ſich doch darauf, dieſe Wiederholung auszumerzen. Dann mißfielen ihm wieder andere Worte, er konnte ſie nicht alle ändern und legte ſich verzweifelt ins Bett. Es war ihm unmöglich, einzuſchlafen, er wälzte ſich umher und dachte ſtets an dieſe verteufelten Wörter. Plötzlich fand er eine glückliche Verbeſſerung, ſprang aus dem Bett, zündete die Kerze an und trat im Hemde in ſein Arbeitszimmer, um einen neuen Satz zu ſchreiben. Dann

Digitized by Google

huschte er wieder klappernd vor Frost unter seine Bettdecke. Dreimal sprang er so auf und zündete seine Kerze an, um ein Wort zu ändern oder ein Komma hinzuzusetzen. Endlich hielt er es nicht mehr aus, denn der Dämon der Vollkommenheit hatte ihn erfaßt, er holte sich sein Blatt, band sich ein Taschentuch um die Ohren, wickelte sich fest in sein Bett und kritzelte bis zum Morgen mit Bleistift an seiner Seite herum. So arbeitete er; wir haben alle solche Wut gehabt, aber bei ihm dauerte diese Arbeitswut von Anfang bis zum Ende seiner Bücher.

Saß er an seinem Tisch vor einer Seite seines ersten Entwurfes, so nahm er den Kopf zwischen die Hände und starrte längere Zeit die Seite an, als hätte er sie magnetisirt. Er ließ die Feder fallen, sprach nicht und blieb vertieft auf der Suche nach einem Wort, welches ihm fehlte, oder einer Wendung, die er nicht fand. Turgenjeff, der ihn so gesehen hatte, erklärte, es wäre rührend. Man durfte ihn dann nicht stören; dabei besaß er eine Engelsgeduld, und verlor dieselbe nur sehr schwer. Gegenüber der Sprache war er sehr sanft, fluchte nicht und wartete, bis sie sich gefügig zeigen wollte. Er erzählte, er hätte einzelne Worte monatelang gesucht.

Ich habe soeben Turgenjeff erwähnt; eines Tages wohnte ich einer typischen Scene bei, Turgenjeff, welcher Merimée sehr schätzte und bewunderte, wünschte an diesem Sonntag, Flaubert solle ihm erklären, warum der Verfasser der „Colomba" eigentlich schlecht schreibe. Flaubert las ihm eine Seite vor und

Digitized by Google

blieb bei jeder Zeile stehen, tadelte die „Wer“ und „Was“ und verwarf vollständig richtige Ausdrücke, wie „die Waffen ergreifen“ und „Küsse austeilen“. Allerdings klangen einige Silben nicht besonders, die Satzschlüsse waren dürftig und die Interpunktionen ungenau. Trotzdem machte Turgenjeff große Augen. Er begriff ganz und gar nicht und erklärte, kein Schriftsteller in keiner Sprache habe je so geklügelt. Bei ihm in seiner Heimat, in Rußland, gäbe es so etwas gar nicht. Seit jenem Tage habe ich ihn oft lächeln sehen, wenn er hörte, wie wir die „Wer“ und „Was“ verfluchten; und er meinte, wir thäten sehr unrecht, uns unserer Sprache, die zu den klarsten und einfachsten gehört, nicht freier zu bedienen. Ich bin seiner Ansicht und war stets von der Richtigkeit seines Urteils betroffen. Vielleicht sah er als Fremder unsere Schwächen und Vorzüge mit der nötigen Uneigennützigkeit und Unparteilichkeit.

Ich will wieder einen Satz zitiren, den Flaubert letzthin an einen Freund schrieb: „Ich habe Balzac sehr lieb, aber das Bedürfnis nach Vollkommenheit hat mich ihm nach und nach abwendig gemacht.“ Das ist ganz Flaubert. Ich zeichne hier nur Bemerkungen auf, ohne etwa irgend eine litterarische Theorie zu diskutiren. Trotzdem will ich bemerken, daß dieser Wunsch nach Vollkommenheit bei dem Romanschriftsteller zu einer wahren Krankheit geworden ist, die ihn schwächte und entmannte. Man verfolge ihn unter diesem Gesichtspunkte genau von „Madame Bovary“ bis „Bouvard et Pécuchet“; man wird sehen, wie er sich nach und nach

Digitized by Google

in die Form verrennt, ſeinen Dictionnäre nicht mehr verläßt, immer mehr die Aeußerlichkeiten berückſichtigt und die Lebenswahrheit ſeiner Figuren vernachläſſigt. Allerdings hat die franzöſiſche Litteratur dadurch vollkommene Meiſterwerke hervorgebracht. Aber es beſchleicht uns ein Gefühl der Traurigkeit, wenn wir ſehen, wie dieſes mächtige Talent die antike Fabel von den in Stein gewandelten Nymphen erneuert. So wurde Flaubert langſam nach und nach zu Marmor.

Manchmal regte ich dieſe Frage in ſeinem Beiſein an, aber mit kluger Zurückhaltung, um ihn nicht zu verletzen. Eine Kritik brachte ihn außer ſich. Wenn er uns ein Stück vorlas, ſo durfte man, wollte man ihn nicht krank machen, mit ihm nicht darüber disputiren. Meiner Anſicht nach vernachläſſigte er trotz ſeiner Verfolgung der „Wer“ und „Was“ die „Und“. So wird man Seiten von ihm finden, in denen die „Und“ im Ueberfluß vorhanden ſind, während die „Wer“ und „Was“ vollſtändig fehlen. Ich will damit ſagen, daß der Geiſt, der eine Wendung des Sprachgebrauchs auszumerzen ſich bemüht, einer anderen Wendung verfällt, die er nicht bemerkt und nun bis zum Uebermaß gebraucht. In dieſem Purismus liegt immer viel perſönliche Laune. Aber ich ſage es wieder, es war vollſtändig unnütz, Flaubert überzeugen zu wollen. Ein Mann, der an einem Satze oft einen ganzen Tag zugebracht hatte, der durchdrungen war, alles hineingelegt zu haben, was er für gut hielt, konnte dieſen Satz auf einen einfachen Einwurf hin nicht fallen laſſen. Er weigerte ſich alſo, irgend etwas

Digitized by Google

zu verbessern, um so mehr, da ein Wort ändern für ihn eine ganze Seite ausmerzen hieß. Jede Silbe hatte die ihr zukommende Wirkung, Farbe und Musik. Nur bei dem Gedanken, ein Komma anders zu setzen, geriet er außer sich. Das war nicht möglich, sein Satz hatte dann keine Bedeutung mehr. Als er uns „Ein einfaches Herz" vorlas, baten wir ihn, die Stelle von dem Papagei, den Felicitas für den heiligen Geist hält, zu streichen: „Der Vater hatte keine Taube wählen können, da diese Tiere keine Stimme haben, sondern einen der Ahnen Lulus." Das schien uns für die alte Wirtschafterin eine zu weit getriebene Subtilität der Beobachtung. Flaubert schien sehr bewegt und versprach uns, den Fall zu prüfen. Es handelte sich nur darum, den Satz zu kürzen, aber er that es nicht, er hätte sein Werk für entstellt gehalten.

Naturgemäß hatte das vollendete Manuskript nach einer solchen Arbeit eine große Bedeutung. Das war nicht Eitelkeit, sondern Achtung und Vertrauen auf eine Arbeit, die ihm so viel Leiden verursacht, und in die er seine ganze Seele gelegt hatte. Er ließ eine Kopie davon machen, welche er noch einmal sorgfältig durchsah. Und diese Kopie wanderte in die Druckerei. Man wird jedenfalls unter seinen Papieren alle von seiner Hand geschriebenen Originalmanuskripte finden; er wählte sogar selbst das Papier, ein starkes und dauerhaftes Papier, denn er gedachte der Nachwelt einen genauen Text zu hinterlassen. Die Kopie befreite ihn gleichsam von seinem Werke, wie er sagte. Er las sie in fremder Handschrift,

Digitized by Google

sein Buch schien nicht mehr ihm selbst zu gehören, und er trennte sich ohne Schmerzen davon; hätte er dagegen sein Manuskript fortgegeben, das Manuskript, das er seit langer Zeit hegte und pflegte, es wäre ihm vorgekommen, als hätte man ihm ein Stück Fleisch ausgeschnitten. Bevor er den Text in die Druckerei gab, las er mit Vorliebe in befreundeten Häusern einzelne Stücke vor. Das waren feierliche Momente. Er las sehr gut mit tiefer und klangvoller Stimme, brachte die Sätze wie in einem Recitativ heraus, ließ die Musik der Worte ganz wunderbar klingen, spielte aber nicht mit ihnen und gab ihnen weder Nüancen noch Betonung; ich möchte das eine lyrische Deklamation nennen, und er hatte sich dabei eine vollständige Methode gebildet. Bei den starken Stellen erhob er, wenn es auf einen Schlußeffekt ankam, die Stimme, ließ sie bis zu einem Donnerschwall anschwellen, daß die Decke erbebte. Ich habe ihn so die Legende vom heiligen Julian mit größter Wirksamkeit vortragen hören. Dann war der Druck des Werkes eine große Hauptsache. Er war ausnehmend peinlich in der Wahl einer Druckerei und erklärte, kein Drucker in Paris hätte gute Schwärze. Die Frage des Papiers beschäftigte ihn in ebenso hohem Grade, er wünschte, man solle ihm die Muster zeigen, erhob alle möglichen Einwürfe, auch beunruhigte ihn die Farbe des Umschlages sehr, und er erdachte sich manchmal ganz ungewöhnliche Formate. Dann wählte er selbst die Lettern aus. Für die „Versuchung des heiligen Antonius" verlangte er eine ganz

Digitized by Google

komplizirte Typographie, drei Sorten von Buchstaben, nur mit großer Mühe konnte er zufrieden gestellt werden. Ich wiederhole es, alle diese kleinlichen Sorgen erregten die Achtung, die er vor seinem eigenen Werke empfand. Während des Druckes blieb er in Aufregung, nicht, daß er besonders viel an den Druckbogen herumkorrigirte, er begnügte sich damit, sie im Bürstenabzug durchzusehen, denn er hätte kein Wort geändert, das Werk stand nun für ihn fest, wie aus Erz, es hatte die größtmögliche Vollkommenheit erreicht. Jetzt beunruhigte er sich nur noch wegen der materiellen Seite, und schrieb dem Drucker und Herausgeber manchmal täglich zwei Briefe, er zitterte, ein Fehler könne stehen bleiben, es erfaßte ihn oft ein Zweifel, der ihn veranlaßte, plötzlich einen Wagen zu nehmen, um sich zu überzeugen, ob das und das Komma auch an seiner richtigen Stelle stand. Endlich erschien der Band, und er schickte ihn seinen Freunden nach genau geführten Listen, aus denen er die Personen, die ihm nicht dankten, ausstrich. Die Litteratur war in seinen Augen eine erhabene Beschäftigung, die einzig wichtige auf der Welt, also sollte man sie auch achten. Er haßte die Menschen besonders wegen ihrer Gleichgiltigkeit gegen die Kunst, wegen ihres albernen Mißtrauens, wegen ihrer blöden Furcht der glänzenden und ausgefeilten Stilistik gegenüber. Oft sprach er ein Wort mit seiner schrecklichen Stimme: „Der Haß gegen die Litteratur, der Haß gegen die Litteratur!“ Und diesen Haß fand er überall wieder, bei den Politikern noch mehr als bei den Bourgeois.

Digitized by Google

So sehe ich Gustave Flaubert in meinen Erinnerungen wieder, den wunderbaren Schriftsteller, den so widerspruchsreichen Logiker. Er hatte sich so ganz der Litteratur gewidmet, daß er gegen die andern Künste, die Malerei und Musik, die er verächtlich die untergeordneten Künste nannte, ungerecht war. In der Malerei hatte er gewiß nicht das geringste kritische Urteil, er sprach niemals von Gemälden und gestand seine Unwissenheit ein; ich habe nie gesehen, daß er sich auch nur ein wenig für die Gemälde Gustave Moreaus begeistert hätte, dessen kraftvolles Talent dem seinen so verwandt war; sprach man mit ihm davon, er solle eines seiner Bücher illustriren lassen, so geriet er in furchtbaren Zorn und meinte, man achte seine Prosa nicht, wenn man sie mit Bildern verunstalten wollte, die den Text beschmutzen und zerstören. Ein einzigesmal, und in einem ganz besonderen Falle gab er nach; man erinnert sich, daß das „Moderne Leben" seine Feerie mit Illustrationen veröffentlichte, aber er bereute seine sogenannte Feigheit und schrieb, unzufrieden über diese Veröffentlichung, welche seine letzten Lebenstage verbitterte, wütende Briefe. Auch wollte er ebensowenig, daß sein Porträt gemalt würde, und so lange er lebte, hat er auch daran festgehalten. Trotzdem besitzt man, wenn auch kein Oelgemälde von ihm vorhanden ist, einige Photographien, die er einmal für eine Dame hatte anfertigen lassen. Die im „Modernen Leben" veröffentlichte Zeichnung, welche Herr Liphart nach einer dieser Photographien angefertigt hat, ist äußerst ähnlich.

Digitized by Google

Die alten Freunde Flauberts sagten im Scherz, es wäre eine Koketterie, daß er sich nicht malen lassen wollte. Er besaß einen sehr schönen Kopf, aber er war frühzeitig kahl geworden, jammerte nach seinen Haaren und hielt sich für einen Greis. Es lebte in ihm jene Begeisterung für die Schönheit, welche für die Generation von 1830 kennzeichnend geworden ist. Diese Leidenschaft rührt uns heut so wenig, daß wir sie kaum noch verstehen. Gustave Flaubert mit seiner hohen Gestalt, seiner breiten Stirn, seinem langen Schnurrbart, der die volle Backe beschattete, war für uns eine herrliche Denker- und Schriftstellergestalt.

Bevor ich schließe, will ich noch eine delikate Angelegenheit mit einem Worte berühren, die etwaige Gegner später ausbeuten könnten. Als Flaubert, um dem Gatten seiner Nichte zu Hilfe zu kommen, einen großen Teil seines Vermögens verloren hatte, fanden ihn seine Freunde so unruhig und außer sich, daß alle ein Mittel ihn zu beruhigen und ihm Gelder zu verschaffen suchten. Man hatte an die Stelle eines Inspektors in der Bibliothek gedacht. Zuerst schlug er es rundweg ab, wochenlang bearbeitete man ihn, er lag damals mit gebrochenen Beinen im Bette, und man mußte ihn, um ihn zur Entscheidung zu bringen, in Croisset besuchen. In Paris hielt der Minister die Ernennung bereit. So empfing Gustave Flaubert in den letzten achtzehn Monaten seines Lebens eine heimliche Pension von dreitausend Franken vom Staat. Sonst verdankte er seinem Lande nichts. Er war nicht Mitglied der Akademie, und wäre es auch nie

Digitized by Google

geworden, aus dem einfachen Grunde, weil er sich hartnäckig weigerte zu kandidiren. Jeder Gedanke an eine Fessel flößte ihm Abscheu ein. Im Jahre 1866 hatte ihn das Kaiserreich dekorirt. Aber später gegen 1874 legte er sein Ordensband ab und trug es nicht mehr. Als wir ihn fragten, antwortete er uns, man hätte soeben den Schuft X... dekorirt, und er wolle das Kreuz nicht mehr, wenn es jeder Schuft tragen dürfe.*)

Meiner Ansicht nach litt Flaubert in seinem legitimistischen Stolze, daß er nur Chevalier war, während so viele andere, welche seinen Rang in der Litteratur nicht besaßen, den Grad eines Offiziers und sogar eines Kommandeurs einnahmen; er trat lieber

*) Anmerkung. Ueber diesen Gegenstand schrieb mir Maurice Sand einen Brief, dem ich folgende interessante Zeilen entnehme: „Was Sie von der Dekoration erzählen, ist wahr, er hat das rote Band in Nohant abgelegt, in unserem Beisein 1874, und zwar beim Frühstück, als er die Ernennung des Herrn X... zum Ehrenlegionär erfuhr. Er ließ alles in seinen Kaffee fallen, Cigarre, Band und Orden und geriet in einen furchtbaren Zorn. Am nächsten Tage dachte er nicht mehr daran; aber das Band blieb auf dem Grunde der Tasse liegen, und ich habe es nicht wieder gesehen." Ich muß hinzufügen, daß ein alter Freund Flauberts mir bestätigt hat, er hätte bei der Nachricht vom Tode Napoleons III. aus sentimentalen und ziemlich verwickelten Gründen, zu denen er wohl fähig war, sein Band abgelegt. Wer ihn gekannt hat, findet diese beiden Anekdoten wahrscheinlich und außerdem sind sie auch beide möglich. Man hat mir selbst gesagt, daß er das Kreuz nur auf Bitten seiner Mutter getragen habe, die kurz, bevor er es abgelegt, gestorben war. All das steht im Einklang: sein Zorn in Nohant, der Tod des Mannes, der ihn dekorirt hat und der seiner Mutter, die unter seinem Eigensinn nicht mehr zu leiden brauchte. Aber welche Ursachen ihn auch geleitet haben mögen, ich glaube doch nach wie vor, daß er aus rein legitimistischem Stolze gehandelt hat.

Digitized by Google

ganz beiseite, als daß er eine solche Hierarchie hätte anerkennen mögen. Dennoch fühlte er die schwache Seite seiner Stellung heraus. Bei einem Diner bei einem unserer gemeinsamen Freunde war die Unterhaltung auf seinen Eigensinn gefallen, das rote Band nicht mehr tragen zu wollen, und ein biederer Bürger sagte ihm gerade heraus, daß er es nicht hätte annehmen sollen, wenn er es nicht gewollt hätte; dieser Ausspruch versetzte ihn in einen heftigen Zornesanfall, der die Gesellschaft höchst peinlich berührte, zumal sie gerade bei Tisch oder in einer Soirée zum Ausbruch gelangte; doch es war ihm dann nicht möglich, sich zu beherrschen. Aber war das nicht ein seltsames und höchst lehrreiches Faktum?

Dieser erhabene Schriftsteller wird der Ruhm der französischen Literatur bleiben; er hat sich ganz seinem großen Vaterlande gewidmet, und sein Vaterland hat ihn nur mit einem Kreuze belohnt, dessen hierarchische Alltäglichkeit und Ungerechtigkeit sein Genie schließlich verletzen mußte. Daher zog er es vor, wieder ein einfacher Bürger zu werden, und als er starb, war er nichts, gar nichts, er war eben Gustave Flaubert.

Digitized by Google

Edmond und Jules de Goncourt.

I.

Vor allen Dingen müssen wir einmal prüfen, was eigentlich der Roman in unserem Lande vor zwanzig Jahren bedeutete. Diese hauptsächlich moderne litterarische Form, die sich schmiegsam und weich allen Empfindungen anpaßt, strahlte damals, dank den Werken einer ganzen Reihe von Schriftstellern, in unvergleichlichem Glanze. Wir besaßen Victor Hugo, einen epischen Dichter, der die Prosa mit seinen mächtigen Händen künstlerisch gestaltete, er verwandte die Beschäftigungen des Archäologen, des Geschichtsschreibers, Politikers, und das wirre Durcheinander seiner Schöpfungen bildete trotzdem kostbare Werke; sein Roman umfaßte unendliche Gebiete: es waren gleichzeitig Poeme, Abhandlungen über politische und gesellschaftliche Einrichtungen, Geschichtskunde und Gebilde der Phantasie. Wir besaßen George Sand, einen Geist von bedeutender Klarheit, die unermüdlich in einer glücklichen und korrekten Sprache schrieb, und mit den von ihr aufgestellten Thesen im Lande der Phantasie und des Ideals lebte; diese Schriftstellerin hat drei Generationen von Frauen entzückt, und nur ihre Lügen

Digitized by Google

ſind alt geworden. Wir beſaßen Alexander Dumas, den unerſchöpflichen Erzähler, deſſen Talent nie erlahmte; er war ein Rieſe in Erzählungen voll kräftigen Lebens, ein recht kindlicher Rieſe, der ſich nur berufen fühlte, ſeine nach Millionen zählenden Leſer zu ergötzen. Er opferte der Maſſe, machte gute Geſchäfte mit ſeiner litterariſchen Putzendware, ſagte, was er zu ſagen hatte, wie er es einem Freunde am Kamin in gemütlicher Unterhaltung geſagt hätte; aber er war dennoch ſo kräftig und ſo lebenswahr, daß er trotz ſeiner Mängel groß blieb. Wir hatten Merimée, einen Skeptiker durch und durch, der ſich begnügte, von Zeit zu Zeit etwa zwölf trockene und feine Seiten zu ſchreiben, auf denen jedes Wort eine ſcharfe Stahlſpitze bildete. Wir beſaßen Stendhal, der den Stil verachtete und der ſagte: „Um den Ton zu treffen, leſe ich jeden Morgen eine Seite im Geſetzbuch.“ Stendhal, bei deſſen Werken man infolge der gräßlichen und ſchrecklichen Dinge, die man darin ſehen wollte, ſchauderte; er war der Beobachter, der Pſychologe, der ſich um die Kompoſition gar nicht kümmerte und einen Haß gegen die Kunſt zur Schau trug. Heute zittert man nicht mehr vor ihm, ſondern betrachtet ihn als den Vater Balzacs. Und wir beſaßen Balzac ſelbſt, den Meiſter des modernen Romans; ich nenne ihn zuletzt, um die Liſte mit ihm zu ſchließen. Er hat ſich der Zeit und des Raumes bemächtigt und ſteht auf Sonnenhöhe, ſo daß ſeine Nachfolger, welche in ſeinen Fußſtapfen wandelten, lange ſuchen mußten, bevor ſie noch einige Halme fanden. Balzac hat die

Digitized by Google

Wege mit seiner ungeheuren Persönlichkeit geebnet, der Roman war gleichsam seine Eroberung; was er nicht selbst ausführen konnte, hat er angedeutet, das sieht man an der Art, wie man ihn trotz alledem imitirt, selbst, wenn man seinem Einflusse zu entgehen glaubt. Es gibt heutzutage keinen französischen Romanschriftsteller, der in seinen Adern nicht einige Tropfen Balzacschen Blutes hätte.

Das waren die Meister. Sie waren so zahlreich, sie teilten sich gleichsam in einem gewissen Punkte in das Reich der Litteratur, in das epische Talent, das Ideal, die Phantasie, die Beobachtung, die Wirklichkeit, daß es unmöglich schien, neben ihnen einen andern Pfad zu wandern. Der Roman schien sich ausgegeben zu haben. Notgedrungen mußten sich die Schriftsteller wiederholen. In der That schossen die Nachahmer aus der Erde, kein Schriftsteller hatte die Kraft, selbst auf dem fruchtbaren und reichen Felde Balzacs ein Erdenwinkelchen zu erobern und dort seine Ernte zu halten. Damals, als die Hoffnung auf die Wiedergeburt verschwand, erstand dennoch eine Gruppe von Romanschriftstellern von ungeahnter Originalität, deren Werke gleichsam die Blütezeit der letzten zwanzig Jahre unserer Litteratur bedeuteten. Ohne Zweifel sind diese Schriftsteller die Söhne der obenangeführten Autoren; sie stammen direkt von Balzac ab, dessen analytische Methode sie fortsetzen. Andererseits entlehnen sie von Victor Hugo das revolutionäre Gefühl. Hätten ihre Vorgänger nicht gelebt, wären sie wahrscheinlich nicht geboren

Digitized by Google

worden. Sie sind notwendigerweise eine Fortsetzung. Aber sie bilden nichtsdestoweniger eine Blütezeit. Der Baum, den man abgestorben glaubt, trieb von neuem Knospen und Blüten. Wir hatten also wieder ein neues Leben voll erquickender Frische. Das waren keine Bastardfrüchte, die außerhalb der Jahreszeit aufsproßten und ein kümmerliches Dasein führten, es waren im Gegenteil farbenprächtige, geschmackvolle und kräftige Gemälde. Gegenüber dieser wunderbaren Produktion schienen alle Hoffnungen berechtigt.

Die Romanschriftsteller, von denen ich spreche, bilden eine sehr inhaltsreiche Gruppe: ich will keinen Vergleich unter ihnen anstellen; es genügt mir, zu konstatiren, daß mit einigen ärmlichen Ausnahmen dem Roman ein vollkräftiges Leben innewohnt. Man hat sie Realisten, Naturalisten, Analytiker, Physiologen genannt, ohne daß eins dieser Worte ihre litterarische Methode klar bezeichnet, um so mehr, da jeder von ihnen eine ausgeprägte Physiognomie besitzt. Uebrigens will ich aus der Gruppe hier nur die Brüder Goncourt herausgreifen, sie eingehender studiren und persönlich analysiren, um die augenblickliche Lage der Litteratur zu schildern.

Die Brüder Goncourt haben ihrerseits eine neue Schilderung herbeigeführt; das ist ihr Hauptcharakteristikum, sie empfinden nicht, wie man vor ihnen empfunden hat. Sie besitzen Nerven von ausnehmendem Zartgefühl, welche die geringsten Empfindungen verzehnfachen. Was sie gesehen haben, geben sie in

Digitized by Google

der Malerei, in der Musik voll persönlichen Lebens mitfühlend und glänzend wieder. Eine Landschaft ist keine bloße Beschreibung mehr, unter den Worten werden die Gegenstände lebendig, alles entsteht neu. Zwischen den Zeilen liest man eine beständige Verschwörung, wir sehen einen Spiegel, welcher dem Leser die Wirklichkeit der Bilder enthüllt. Selbst die Wirklichkeit ist übertroffen; die Leidenschaft der beiden Schriftsteller umgibt sie mit einer Art künstlerischen Fiebers. Sie verleihen der Wahrheit ein Teilchen ihrer nervösen Erregung. Die geringsten Einzelheiten beleben sich wie unter einem Zauber, die Seiten werden zu wirklichen Geschöpfen, alles Quellen voll überströmenden Lebens. Auch die Kunst des Schreibens wurde übertroffen, die Romanschriftsteller führten einen Pinsel, einen Meißel, oder sie spielen wieder auf einem Instrument. Ihr Endziel ist nicht mehr, zu erzählen, Gedanken oder Thatsachen miteinander zu verknüpfen, sondern jeden Gegenstand, den man dem Leser darbietet, in seiner Farbe, seiner Zeitrechnung, seinem Geruch im vollständigen Ensemble seines Daseins wiederzugeben. In ihren Werken liegt eine außerordentliche Magie, eine bis dahin unbekannte Vollkraft in der Wiedergabe, eine dramatische Methode, welche die ganze Art der Erzählung in sich schloß. Man könnte glauben, die belebte, erregte Natur werde von zwei Sehern dargestellt. Die Kieselsteine hatten die Gefühle lebender Wesen, die Persönlichkeiten verleihen ihrer Umgebung ihre Traurigkeit oder ihre Freude. Das ganze Werk

Digitized by Google

bildet eine Art heftiger Neuroſe. Es iſt wirkliche, von Künſtlern, die an ihrer Kunſt kranken, geſchilderte und empfundene Wahrheit.

Um mich beſſer verſtändlich zu machen, will ich hinzufügen, daß die Brüder Goncourt in keiner Weiſe auf die Phantaſie des Leſers ſpekuliren. Früher deutete zum Beiſpiel ein Schriftſteller an, daß ſein Held abends in einem Garten ſpazieren ging; es war Sache des Leſers, ſich den Garten und den auf die Bäume fallenden Schatten vorzuſtellen. Die Brüder Goncourt zeigen den Garten, erfreuen ſich an ihm und werden von der Abendfriſche erquickt. Und das nicht etwa aus demſelben Vergnügen, das die alten Schriftſteller empfanden, wenn ſie wohlgefeilte Sätze auf das Papier warfen. Die Rhetorik hat mit der Handlung nichts zu thun. Die Romanſchriftſteller gehorchen einfach jenem Gebot, das ihnen nicht erlaubt, eine Perſönlichkeit von den ſie umgebenden Gegenſtänden zu abſtrahiren; ſie ſehen ſie in ihrem Milieu, in der Luft, in der ſie atmet, in ihrer Kleidung, mit dem Lächeln ihres Geſichts, mit dem Sonnenſtrahl, der auf ſie fällt, dem Grün des Waldes, von dem ſie ſich abhebt, kurz alles, was ſie beſtimmt und ihr zum Rahmen dient. Das iſt die neue Kunſt: Man ſtudirt nicht mehr die Menſchen als bloße von der ſie umgebenden Natur losgelöſte intellektuelle Merkwürdigkeiten; man glaubt im Gegenteil, daß die Menſchen allein nicht exiſtiren, daß ſie mit den Landſchaften in Verbindung ſtehen, daß die Landſchaften, in denen ſie ſich bewegen,

Digitized by Google

sie vervollständigen und erklären. Um meinen Vergleich von eben wieder aufzunehmen, so würden zum Beispiel die Brüder Goncourt, hätten sie einfach festgestellt, daß ihr Held in einem Garten spazieren geht, fürchten, ungenau zu bleiben; ihre Empfindungen sind zu mannigfaltig, als daß sie mit dieser Aermlichkeit in der Wiedergabe sich zufrieden geben sollten; und es wäre ihnen widerwärtig, nicht alles gesagt zu haben und mit ihren eigenen Empfindungen, wenn sie eines Abends in einer warmen Dämmerstunde in einem Garten spazieren gehen, im Unklaren geblieben zu sein. Sie haben vor allem das Bedürfnis, den in ihnen lebenden Künstler zufrieden zu stellen. Dann zeigen sie mit einem Wort die verlängerten Stunden, den Schatten, den Duft der Gräser; und ihre Figur ist wirklich ein Mensch, dessen Schritt wir auf dem Sande der Allee knirschen hören. Die Leser erinnern sich, die ganze Scene ersteht vor ihren Augen; sie brauchen sich nicht mehr die Mühe zu nehmen, sich hinter den Figuren erst eine Staffage zurecht zu denken. Bei dieser Gelegenheit habe ich eine ziemlich eigenartige Bemerkung gemacht. Die Leser, die sich über die Länge der Beschreibung beklagen, sind gewöhnlich diejenigen, welche an Faulheit der Phantasie und Schwerfälligkeit der Sinne leiden: sie haben niemals etwas empfunden und sind unfähig, in der Erinnerung sich die Schauspiele, die sie durchlebt haben, wieder aufzubauen; auch finden sie die Dichter lügnerisch. Besitzt auch die Nacht diese melancholische Sanftmut? Zeigen die Ufer eines Flusses auch noch so wunderbare Schlupf-

Digitized by Google

winkel? Es sind eben Blinde, welche die Farbe leugnen. Je größer die nervöse Empfindlichkeit eines Schriftstellers, seine Art zu fühlen und wiederzugeben ist, desto leichter läuft er Gefahr, nicht verstanden zu werden. Dazu muß er Temperamente finden, die den seinigen ähnlich sind. Die große Menge, die an weit weniger entwickelte Empfindungen gewöhnt ist, schreit, er sei excentrisch und überspannt. Indes hat der Schriftsteller meistens in recht naiver Weise dem nervösen Organismus gehorcht, der eben seine Originalität ausmacht. So gehören auch die Gebrüder Goncourt zu denen, die das Publikum falsch beurteilt, weil es eben nur wenige Personen im Publikum gibt, die wie sie empfinden.

Was mich vor allen Dingen in ihren Werken eigentümlich betroffen hat, ist ihre Art zu empfinden; sie eröffnen eine ganz neue Welt. Aber für diese originelle Wiedergabe des Lebens bedarf es eines originellen Ausdrucks. Ich komme jetzt zu dem von ihnen geschaffenen Stil. Gerade durch ihren Stil haben sie sich eine hohe Stellung in der zeitgenössischen Litteratur erworben. Ihr Ideal ist nicht die Vollkommenheit des Satzbaues. Heutzutage existirt in Frankreich, ich verstehe darunter die bedeutenden Schriftsteller, eine Hinneigung zu einem außerordentlichen Purismus. Man verabscheut die „Wer" und „Was". Man schreibt in Prosa mit größerer Sorgfalt als in Versen, man sucht die Musik des Satzes, man meißelt jedes Wort; und manche jungen Leute, welche die alten Meister kopiren, gehen hierbei bis

Digitized by Google

zur Unvernunft. Die Gebrüder Goncourt fragen gar nichts nach den Wiederholungen; ich habe das Wort „klein“ sechsmal auf einer Seite gefunden. Sie fragen nichts nach dem Wohlklang, häufen die Genitive, machen lange Aufzählungen, was ihrer Schreibweise ein eintöniges Gepräge gibt. Aber ihr Stil hat Leben. Alle ihre Bemühungen zielen darauf ab, aus dem Satze ein genaues und dem Augenblick entsprechendes Bild ihrer Empfindung zu machen. Das, was sie fühlen, wiederzugeben und zwar gleich mit dem ersten Eindruck des Gesehenen, das ist ihr Ziel. Und sie erreichen es auch wunderbar.

Ich kenne in keiner Sprache einen persönlicheren Stil, eine glücklichere Wiedergabe von Dingen und Wesen. Gewiß kann man ihnen manchmal ein wenig Manirirtheit vorwerfen; in ihrer beständigen Suche nach einem neuen und genauen Ausdruck, ist es nicht wunderbar, daß der Satz sich von Zeit zu Zeit entwickelt, und von seiner kräftigen Gesundheit einbüßt. Aber wie glücklich sind diese Ausdrücke. Fast immer hat der Satz die Farbe des Himmels, von dem er spricht, den Geruch der Blume, die er nennt. Die Brüder Goncourt vollbringen durch das Umgestalten von Wendungen, indem sie Adjektive an die Stelle von Substantiven setzen, das Wunder, ihrer Schreibweise ein unvergeßliches Gepräge zu geben. Sie schildern so genau bis auf die flüchtige Wärme, welche die Haut durchströmt. Sie zeichnen mit drei Federstrichen, mit großer Kraft die schwierigsten Landschaften, einen herniederfallenden

Digitized by Google

Platzregen, eine mit Spaziergängern vollgedrängte Straße, ein mit Schnurrpfeifereien angefülltes Malerateliér. Alles, was ihnen in die Augen fällt, belebt und entwickelt sich. Und dazu noch dieser lebendige Stil, der so amüsant ist wie ein lustiges Bilderalbum; es durchströmt sie eine helle Flamme, die in ihre Glieder übergeht, und man kann wohl sagen, ihr Stil ist eigens dazu erfunden, um eine Welt neu entdeckter Empfindungen zu bezeichnen.

Das ist die Eigenart der Brüder Goncourt. Allerdings besitzen sie die dramatischen Eigenschaften des Romanschriftstellers; in ihren Werken sind viele der Wahrheit des modernen Lebens entnommene Dokumente enthalten; in mehreren ihrer Schöpfungen fühlt man das Wirken mächtiger Analytiker. Indes auf diesen Gebieten haben sie Rivalen, die ihnen ebenbürtig sind. Aber worin niemand sie überragt, worin sie unbestreitbare Herren sind, das ist, ich sage es noch einmal, ihre nervöse Empfindung und die von ihnen geschaffene Sprache, die leichtesten Eindrücke, die sie wahrgenommen, zu kennzeichnen. Haben sie wirklich Vorgänger gehabt, so gleichen sie doch keinem derselben. Sie verdanken ihnen nur die künstlerische Entwicklung, welche alle möglichen Vorwürfe wiedergibt. Sie sind die litterarischen Künstler, die Schilderer der pittoresken Wahrheit, die eleganten Stilisten, welche aus Liebe zur Kunst in schlechter Gesellschaft sich bewegen, die bedeutendsten Instrumentalisten in der Gruppe der Schöpfer des zeitgenössischen, naturalistischen Romans.

Digitized by Google

II.

Man muß ihre litterarische Geschichte kennen, um sich einen Begriff von ihrem Wirken und Schaffen zu machen.

Von den beiden Brüdern war Edmond der ältere und Jules der jüngere; es trennte sie ein Altersunterschied von zehn Jahren. Heute ist Jules tot und Edmond hat die Fünfzig bereits überschritten. Niemals haben sie sich verlassen, außer an dem schrecklichen Tage, als der jüngere starb und die Hälfte des älteren Bruders mit sich fortnahm. Zwanzig Jahre lang haben sie an demselben Tische gearbeitet. Dieses Zusammenwirken war gleichsam natürlich, und es ist unmöglich, in ihren Werken das Wirken des einzelnen herauszufinden. Das Publikum hatte sie wie ein einziges Wesen gekannt. Es existirte nicht eine Zeile, die Edmond oder Jules allein veröffentlicht hätte, stets erschienen sie zusammen; einer brauchte den andern, sie hatten aus ihren beiden Talenten ein einziges gemacht. Die Kritik behandelte dieses Geheimnis des Zusammenwirkens achtungsvoll; sie forschte nicht nach der Einzelarbeit der beiden Brüder. Außerdem zeitigte das Zusammenwirken für sie nicht die Mißhelligkeiten, die dasselbe oft im Gefolge hat. Die Eigenschaften der beiden, in einen Schriftsteller verwandelten Personen entwickelten sich naturgemäß in demselben Sinne ohne jegliche Verwirrung, als wäre nur ein Wille in ihnen

Digitized by Google

thätig. Dieſelbe Leidenſchaft, dasſelbe Temperament lebte in ihren Werken von der erſten bis zur letzten Zeile, die ſie geſchrieben haben; viele Werke, welche ein Kopf erdacht, beſitzen nicht dieſe wunderbare Einheitlichkeit, dieſe Originalität, die jede Seite unvergeßlich machen. Als der Tod kam, nahm er mehr als einen Mann, er ſchmetterte auch den andern in ſeinem Glanze und ſeinen Fähigkeiten nieder.

Es war ein entſetzliches Ereignis. Die beiden Brüder hatten die belebten Teile von Paris verlaſſen, wo ſie unter dem Straßenlärm zu leiden hatten, flüchteten ſich nach Auteuil, in ein reizendes, kleines Hotel, aus dem ſie ſich einen Winkel voll Glück und Arbeit ſchaffen wollten. Das Glück lächelte ihnen, nicht, daß ſie reich waren, aber ſie beſaßen jene Wohlhabenheit, welche dem Künſtler erlaubt, ſeinen Träumereien nachzugehen und nach ſeinem Belieben zu arbeiten, ohne den Gelderfolg ſeines Buches abwarten zu brauchen. Ihr kleines Hotel war ihr Stolz. Sie hatten einen großen Teil ihres Kapitals hineingeſteckt. Sie verſchönerten es, ſchufen daraus das lang erträumte Aſyl mit einem Garten voll großer, herrlicher Bäume und gelber Roſen; ein prächtiger Stock ſtand vor der Thüre des Salons. Sie lebten dort bequem, zwei Schritte vom Bois de Boulogne entfernt, in hellen, mit Kunſtgegenſtänden angefüllten Zimmern an der Schwelle von Paris, ſozuſagen fern von der Fieberhaft des alltäglichen Lebens und doch in voller Kenntnis aller Vorkommniſſe. Und kaum waren ſie hier eingezogen, kaum hatten ſie ihrem

Digitized by Google

Wunsch, endlich in Ruhe an ihrem Schreibtisch zu schaffen, Befriedigung verliehen, da trat der Tod zwischen sie. Der Schlag war entsetzlich. Seit acht Jahren leidet Edmond unter diesem Schmerze.

Ich bespreche jetzt die Eigentümlichkeiten, welche in meinem Sinn eine Erklärung für gewisse Seiten des Talents der beiden Goncourts liefern. Sie haben die Welt, die Formen und Farben so treffend geschildert, daß sie notwendigerweise Maler sein mußten. Jules war Kupferstecher. Beide zeichneten und malten Aquarelle. Schon in diesen ersten Arbeiten war eine sorgfältige Pinselführung vorhanden, ein feiner, pittoresker Zug, eine große, technische Kenntnis der Töne und ihres Wertes war deutlich ersichtlich. Selbst später, wenn sie eine bedeutende, wichtige Beschreibung zu liefern hatten, nahmen sie sozusagen eine Aussicht des Horizonts auf und brachten in ihr Arbeitszimmer eine Aquarellzeichnung mit, wie andere eigenhändige Notizen in einem Tagebuche. Man begreift, wie getreu sie bei einem solchen Verfahren schildern mußten. Auf jeder Seite fühlt man den selbstempfundenen und kräftigen Pinselstrich, den ersten Entwurf des Künstlers. Und sie sind nicht etwa Maler in dem eigentlichen und schwerfälligen Sinne des Wortes, sondern Kupferstecher, Aquarellmaler, die sich wohlweislich mit zwei bis drei kühn aufgeworfenen Tönen begnügen, um einer Landschaft oder einer Figur Leben einzuhauchen.

Ein anderer charakteristischer Zug. Die Goncourts haben, bevor sie mit dem Roman sich beschäftigten,

Digitized by Google

das achtzehnte Jahrhundert auf allen Gebieten studirt; jene Epoche der Eleganz, der anmutigen Freiheit, in der so Außerordentliches geschaffen wurde, übte wegen der Aehnlichkeit ihrer Temperamente -- sie bedauerten es thörichterweise, nicht hundert Jahre früher geboren zu sein — einen ungemeinen Reiz auf sie aus. Sie haben historische Studien von höchst originellem Wert und lebhaftestem Interesse veröffentlicht, von denen ich hier einige Titel folgen lasse: „Die Frau im achtzehnten Jahrhundert", „Geheime Bilder aus dem achtzehnten Jahrhundert," „Die Maitressen Ludwigs XV.", „Geschichte der Marie-Antoinette", „Geschichte der französischen Revolution", „Die Geschichte der französischen Gesellschaft während des Direktoriums". Ich will an ihnen nur den Romanschriftsteller beurteilen, und ich erwähne diese großen Arbeiten nur, so wie die Jahre, in denen sie sich mit dem letzten Jahrhundert beschäftigt haben. Zu gleicher Zeit studirten sie die Künstler dieser Epoche, die Meister Watteau, Prud'hon, Greuze, Chardin, Fragonard. Infolge des langen Verkehrs mit einer verschwundenen Welt, ihrer Kunst und ihren Schriftstellern ist ihnen etwas von ihr zurückgeblieben, ein ausgezeichneter Reiz, ein wenig schlüpferisch und verwickelt zu schreiben, eine bedeutende Vornehmheit, selbst in den gewagten Bildern des Pariser Lebens. Sie wurzeln in jenem achtzehnten Jahrhundert, das sie geliebt haben, sie steigen in dasselbe hinab, sie sind seine Söhne. Auch ist nichts Klassisches an ihnen; sie besitzen die reine französische Tradition. In Diderot haben sie zu

Digitized by Google

leſen gelernt. Man findet ihr Talent vollgiltig in den bauſchigen Röcken der Epoche wieder, in den nach Lilien duftenden Seidenroben mit den ſchillernden Falten, welche durch das graziöſe Schaukeln der Hüften belebt wird. Man bemerke ferner, daß ſie als Beobachter die moderne Welt ſehen, ſie empfinden wie Leute, die die Straße bis auf den Rinnſteinſchmutz kennen, und man hat die Muſik ihrer Bücher, die bei den gewagteſten Thematen noch ſo fein klingt. Aus den Trümmern des achtzehnten Jahrhunderts haben ſie ſich einen Stil zuſammengezimmert; um den Miſchmaſch der zeitgenöſſiſchen Gedanken, die Verſumpftheit unſerer Geſellſchaft, das lebendige, heitere, leichtfertige und lärmende Pariſer Leben wiederzugeben, haben ſie nichts Beſſeres thun können, als an die ausgezeichnete Pariſer Quelle zu gehen, ein Jahrhundert, in dem der Genius der Nation im Entſtehen begriffen war.

Endlich, und das iſt der letzte charakteriſtiſche Zug: die beiden Goncourts ſind Sammler. Während ſie das achtzehnte Jahrhundert ſtudirten, haben ſie Dokumente aller Art geſammelt; es genügte ihnen nicht zu ſehen, ſie wollten beſitzen, es hatte ſie jene Leidenſchaft nach Antiquitäten erfaßt, welche gleichſam zu den Kunſtformen gehörte, und ſie kauften Teppiche, Fayencegegenſtände, beſonders aber Zeichnungen. Ihre Sammlung von Zeichnungen gehört zu den vollſtändigſten, welche exiſtiren. Indeſſen hatten ſie das Bummelleben der Sammler eingeſchlagen. Sie trieben ſich ganze Tage

Digitized by Google

lang umher, durchstöberten die Läden der Händler und verliebten sich in irgend einen Kupferstich, der ihre Mappen vervollständigte. Man treibt nicht ungestraft ein solches Handwerk, es bleibt im Kopfe eine Liebhaberei für Schnurrpfeifereien, die Leidenschaft einer Sammlerwut zurück. Das geht dann in die Konzeption eines Werkes und in den Stil über. Die Goncourts gestehen hie und da ihre Leidenschaft ein. In ihren Beschreibungen legten sie eine Zärtlichkeit und Wärme für Altertümer an den Tag, und das ging sogar noch weiter, die Vorliebe für Antiquitäten verriet sich in einer gewissen pittoresken Phrase, in einer eigentümlichen, die peinliche Suche nach Kleinlichkeiten zeigenden Wendung, sogar in der Schilderung moderner Dinge und Thatsachen. Das sind hier nicht etwa Kritiken, sondern Erklärungen. Ich halte es für nützlich, alle Ursachen eines Stiles zu untersuchen, der die Goncourts in die erste Reihe unserer Schriftsteller erhoben hat.

Um 1860 haben die Brüder Goncourt ihren ersten Roman veröffentlicht. In zehn Jahren haben sie deren sechs geschrieben. Die Haltung, welche das Publikum diesen Werken gegenüber einnahm, enthielt für sie bittere Lehren. Ich kenne kein traurigeres Beispiel von der Gleichgiltigkeit der Menge Kunstwerken gegenüber. Und man bedenke, daß die Brüder Goncourt nicht etwa unbekannt waren. Man legte für ihre Persönlichkeiten eine große Sympathie an den Tag. Die Kritik beschäftigt sich viel mit ihnen, und einzelne ihrer Romane haben einen großen Aufruhr

Digitized by Google

erregt. Dann aber verhielt sich das Publikum ihren Romanen gegenüber gleichgiltig. In zehn Jahren hat man nur zwei Auflagen von ihrer „Germinie Lacerteux“ verkauft, und doch hat gerade dieses Buch das größte Aufsehen erregt. Die Leser verstanden es nicht; sie langweilten sich bei diesen Blättern voll kräftigen Lebens und trefflicher Beobachtung. Das störte sie in ihren Gewohnheiten. Außerdem war aber auch der berühmte Grund vorhanden, die Bücher waren unmoralisch, und ihre Lektüre war anständigen Menschen nicht zu empfehlen. Eigentlich thaten die beiden Brüder nichts, um das Publikum anzuziehen, sie schmeichelten nicht seinen Geschmacksrichtungen; sie kredenzten ihm bittere Getränke, die nach der Süßlichkeit der erfolgreichen Tageslektüre sehr unangenehm schmeckten; auch war es bei längerem Nachdenken gar nicht verwunderlich, daß das Publikum sich teilnahmlos verhielt. Aber die Künstler haben Frauennerven; selbst wenn sie nichts thun, um zu gefallen, so träumen sie doch, geliebt zu werden. Und liebt man sie nicht, so sind sie höchst unglücklich. Die Brüder Goncourt haben wie viele andere ihrer Zeitgenossen viel leiden müssen. Der Jüngere, Jules, ist an der Gleichgiltigkeit der Menge gestorben. Der Mißerfolg ihres letzten Romans. „Madame Gervaisais“ hatte ihn tödlich verletzt. O, welch ein Elend, in höheren Regionen zu schweben und an der Verachtung der niederen zu sterben, die Dummheit zu verwerfen und nicht ohne den Beifall der Dummköpfe leben zu können!

Digitized by Google

In der litterarischen Laufbahn der Brüder Goncourt ist eine sehr lehrreiche Episode enthalten. Sie hatten ein dreiaktiges Stück „Henriette Maréchal" geschrieben, ein Werk von ganz hervorragender Eigenart. Es behandelt die Liebe einer vierzigjährigen Frau, die erst spät zum Ausbruch gelangende Leidenschaft für einen ganz jungen Menschen, jener Zustand, der zuweilen bei Familienmüttern, bei tugendhaften Frauen eintritt, deren Herz in einem kleinen Teile niemals befriedigt worden ist. Madame Maréchal hat eine große Tochter, Henriette, welche die Leidenschaft ihrer Mutter stumm und starr bemerkt. Im Verlauf der Entwicklung erfährt ihr Mann alles. Aber wie er in den Salon eintritt, wo er einen Mann verborgen glaubt, stürzt sich Henriette in der Dunkelheit ihm zu Füßen und bekommt einen Revolverschuß, den er abfeuert, mitten in die Brust. Die große Originalität des Stückes besteht besonders im ersten Akt, dessen Dekoration das Foyer der Oper auf einem Maskenballe darstellt. Die Brüder Goncourt haben in den Dialog, in die Episoden ihren so feinfühligen Sinn für das Moderne, Pittoreske, die Verve und den scharfen Pariser Geist ihres Künstlertemperaments gelegt. Das Stück wurde in zwei bis drei Theatern aufgeführt, es brachte die Direktoren in Entsetzen. Endlich hatten die Autoren das große Glück, ihr Werk an der Comédie Française aufgenommen zu sehen; es drang das Gerücht in das Publikum, daß eine hohe Protektion, die der Prinzessin Mathilde, ihm die Pforten des Theaters erschlossen hätte. Und am Tage der ersten

Digitized by Google

Aufführung brach die stürmischste Kabale, die man seit langer Zeit erlebt hatte, bei den ersten von den Schauspielern gesprochenen Worten los; man hatte sogar schon vor Aufgang des Vorhangs gepfiffen. Die Schuljugend pfiff die von der Cousine des Kaisers Protegirten aus. Ich bemerke noch, daß der erste Akt die alten Habitués der Comédie Française unangenehm berührte. Masken und Pariser Dialekt im Hause Racines und Corneilles, das war eine Tempelschändung. „Henriette Maréchal" wurde auf höheren Befehl verboten und erlebte nur wenige Aufführungen, es waren das wahre Schlachten, welche ganz Paris beschäftigten. Und wie seltsam, damals drang der Name Goncourt, der bis dahin nur einer beschränkten Anzahl von Bewunderern bekannt gewesen war, mit einem Schlage in das große Publikum. Ein Mißerfolg machte sie berühmt. Das gedruckte Stück wurde in einer größeren Anzahl von Exemplaren gekauft als irgend einer ihrer Romane. Sie wurden und blieben für viele Personen die Autoren der „Henriette Maréchal". Ist das nicht eine grausame Ironie, und sieht man nicht, auf welcher elenden Grundlage die ganze Popularität beruht? Es müssen einem erst die Knochen zerbrochen werden, damit das Publikum aufmerksam werde und sich interessire.

Bevor wir zur Analyse der Romane der Goncourts kommen, möchte ich noch ein diskretes Wort über ihr Zusammenwirken sagen. Es handelt sich nicht darum, die Arbeit des einen oder des andern

Digitized by Google

festzustellen, denn das würde ich als eine schlechte Handlung betrachten. Aber es ist vom kollegialen Gesichtspunkte aus interessant zu zeigen, wie sie gemeinsam arbeiten; sie isolirten sich und durchlebten ein Sujet längere Zeit hindurch. Namentlich sammelten sie eine beträchtliche Anzahl von Notizen, betrachteten alles nach der Natur, und suchten sich mit dem Milieu, in dem die Episoden sich abspielen sollten, zu befreunden. Dann besprachen sie den Plan, entwarfen gemeinsam die großen Scenen und stellten das ganze Werk fest. Endlich waren sie bis zur Fassung, zur Ausführung gekommen, welche keine mündliche Auseinandersetzung mehr erfordert. Dann setzten sich beide an denselben Tisch, nachdem sie vorher das Stück zum letztenmale durchgenommen, das sie an dem Tage zu schreiben gedachten; und nun schrieben sie jeder dieses Stück nieder und schufen so nach ihrer persönlichen Anschauungsweise zwei Lesarten. Diese beiden Lesarten, die sie sich gegenseitig vorlasen, wurden dann in eine einzige verschmolzen. Die Gedankenblitze und glücklichen Einfälle wurden vorgemerkt; es waren das sozusagen die Beiträge zweier freien Geister, der beste Teil ihres Selbst, den sie ausschieden, und aus dem sie ein festes Ganzes bildeten. Nun begreift man die vollständige Einheitlichkeit der geschaffenen Werke. Es lebte Blut von ihrem Blut in ihnen, und zwar war dieses Blut aus der Quelle des Lebens geschöpft. Der eine hat nicht etwa die eine Seite geschrieben, der andere eine andere. Jede Seite gehörte beiden. Ich

Digitized by Google

muß noch eine verhängnisvolle Erscheinung erwähnen; auf die Dauer hatten die beiden Geister bei diesem beständigen Zusammenwirken und Schaffen angefangen, dasselbe zu denken und auszudrücken; fast immer kam den beiden Brüdern derselbe Gedanke, dasselbe Bild zugleich. Sie brauchten nur die Abtönung zu suchen. Diese Brüderlichkeit im Schaffen ging so weit, daß ihre Schrift sich ähnelte. Ein rührendes Ineinanderaufgehen zweier Wesen, eine seelische Ehe von Geistern, der außerordentliche Fall eines Doppeltalents, der gewiß einzig in der Litteraturgeschichte dastehen wird.

Sie sind nur ein Wesen, und man muß von ihnen sprechen, wie man von einem einzigen großen Schriftsteller sprechen würde.

III.

Die ersten Romane, welche die Brüder Goncourt veröffentlichten, waren „Schwester Philomène" und „Charles Demailly". Ich will über diese beiden Werke rasch hinweggehen, in denen bereits alle Eigenschaften der Autoren vorhanden sind; aber immerhin noch im Versuchsstadium und mit einer bedeutend weniger großen Kraft als in den folgenden Werken.

„Schwester Philomène" ist eine Studie aus dem Krankensaal und Hospital, das Drama ist in zehn Zeilen geschildert. Ein Assistenzarzt Barnier verliebt sich in eine Nonne, Schwester Philomène; eines Tages wird er roh gegen sie, preßt sie in seine

Digitized by Google

Arme und küßt sie; dann berauscht er sich nach der stummen Verachtung und dem heftigen Zorne der Schwester am Absynth und bringt sich schließlich einen anatomischen Schnitt bei, an dem er stirbt. Zum Schluß sieht man Schwester Philomène in das Zimmer Barniers huschen und ein Paket mit Haaren stehlen, die man dem Toten eben vom Kopfe geschnitten hat, um sie seiner Mutter zu schicken. Die großen Eigenschaften dieses Buches bilden auch bereits die Dekoration, die Hospitalsäle, welche in ihrer Schilderung den in ihnen herrschenden Schauder wiedergeben. Aber die besten Stellen enthält das Kapitel, in welchem die Kindheit der Philomène geschildert wird, es wird hier eine Pensionsfreundschaft beschrieben, die religiöse Verzückung zweier jungen Mädchen, die von einer außerordentlichen Kraft der Beobachtung und Stärke des Kolorits zeugt. Das ganze Kapitel behandelt nur die Kindheit, und wenn auch die Analyse der Autoren sich unglücklicherweise Schwester Philomène, wie sie Weib geworden ist und ihr Gelübde abgelegt hat, hat entgehen lassen, so haben sie sie hier doch vollständig erfaßt mit ihrer erwachenden Empfindlichkeit und der sich ihr wie eine große Liebe eröffnenden Religion.

„Charles Demailly" ist eine Satyre aus dem Jahre 1855, mit der sich die Autoren an der kleinen Presse Frankreichs rächten. Die Gebrüder Goncourt wollten die Machinationen eines kleinen Journals mit all der Schamlosigkeit, der Gemeinheit, seinem Cynismus und seinem Geist zeigen. Sie haben sechs

Digitized by Google

bis sieben Bilder von den Redakteuren des „Scandale“ geschaffen, ein erfundener Name, unter dem man ein Journal vermuten kann, das seit jener Zeit zu großem Ansehen gelangt ist. Die Schilderungen sind vielleicht ein wenig zu weit getrieben. Die Handlung ist höchst einfach: der beste der Gesellschaft, Charles Demailly, ein ganz geistreicher Kopf, begeht die Dummheit, sich in eine Schauspielerin zu verlieben und sie zu heiraten. Martha, ein Typus von kalter Bosheit, Dummheit und Selbstsucht, in den die beiden Brüder allen ihren Junggesellenhaß gegen das Weib gelegt haben, quält ihren Mann auf das unerträglichste, betrügt ihn, macht ihn stumpfsinnig, läßt schließlich eins seiner Stücke auspfeifen und verwandelt ihn unter dem Einflusse einer Gehirnkrankheit in eine Art Tier, das sogar seine Sprache verloren hat. Aber immer dieselben Eigentümlichkeiten des Stils. Hier nimmt er jene unerwartete Schmiegsamkeit an, die später aus einem Dialog der Goncourts gleichsam ein Stück einer wirklichen Unterhaltung schaffen sollte. Niemand hat das gesprochene Wort so lebenswahr wiedergegeben als sie. Ueber den Roman selbst habe ich noch einige Bemerkungen zu machen. Die Journalisten besitzen nicht so viel Geist, als die Autoren ihnen beilegen. Dann haben sie anscheinend auch nicht das Milieu, von dem sie sprechen, genau studirt. Es fehlt dieser Studie einer Gesellschaft, welche die Bourgeoisie allein noch für satanisch und zigeunerhaft hält, die rechte Kraft und Einheitlichkeit.

Digitized by Google

Ich komme nun zum dritten Roman der Brüder Goncourt, zu „Renée Mauperin“. Das ist ihr romantischer Roman; ich will damit sagen, daß es sich um eine ziemlich verwickelte Geschichte handelt, deren Charaktere mit großer Kenntnis des Milieus und der Epoche studirt sind. Für viele Personen, welche die künstlerische Parteilichkeit ein wenig erschreckt, und die die Nacktheit der Analyse vorziehen, bleibt „Renée Mauperin“ das Hauptwerk der Gebrüder Goncourt. Die Absicht der Autoren war, eine Gruppe aus der zeitgenössischen Bourgeoisie zu zeichnen. Ihre Heldin Renée, die im Vordergrund stehende Figur, ist ein seltsames Mädchen, ein halber Junge, das in der keuschen Unwissenheit der Jungfrauen das Leben durchschaut; sie ist ein von ihrem Vater verhätscheltes Kind, eine Künstlerseele, ein nervöses und leicht empfängliches Temperament, das Produkt einer vorgeschrittenen Zivilisation; der anbetungswürdigste Tollkopf, den man sich denken kann, sie spricht Pariser Jargon, malt und spielt Komödie, ist zu allen Tollheiten geneigt und dabei von einer männlichen Ehrenhaftigkeit, Rechtlichkeit und von einem edlen Stolze beseelt. Neben ihr wird noch ein Bruder geschildert, der ebenfalls ein Muster von Lebenswahrheit ist, der junge, ernste Mann, der Typus des korrekten Ehrgeizes, wie ihn die Sitten des Parlamentarismus geschaffen haben; er ist ein sehr stattlicher Junge, der sich den Müttern gegenüber gefällig zeigt, um die Töchter zu heiraten. Dann kommt die ganze Galerie der Bürger und Bürge-

Digitized by Google

rinnen, die ohne Karikatur mit einheitlichem Kolorit und ganz reizender Feinheit wiedergegeben sind; wir sehen die Kinder des Jahres 1830, die reich gewordenen und befriedigten Revolutionäre, die jetzt Hüter der Sitten geworden sind, und von ihrem Haß nur den gegen die Jesuiten und Priester zurückbehalten haben. Gewisse Kapitel sind von ungezwungener, höchst lebenswahrer Satyre und vollendeter Komik. Im zweiten Teile des Werkes kommt das eigentliche Drama. Renée stirbt langsam an einer Herzkrankheit, dieser entsetzliche Todeskampf nimmt fast ein Drittel des Buches ein; niemals ist das Herannahen des Todes mit schmerzlicherer Geduld erforscht worden, und hier finden wir die ganze stilistische Kunst der Schriftsteller, die Fülle ihrer glücklichen Ausdrücke, welche sogar die flüchtige Erscheinung des Uebels wiederzugeben wissen. Ich kenne nichts Rührenderes und nichts Schrecklicheres.

Ich gestehe, daß ich unter den Romanen der Brüder Goncourt der „Germinie Lacerteux" den Vorzug gebe. Hier haben sie für ihre persönliche Empfindung den allerschärfsten Ausdruck gefunden. Ich bin immer der Ansicht, man muß unter den Werken eines Schriftstellers das als sein Hauptwerk bezeichnen, das die größte Lebenswahrheit besitzt, ganz abgesehen von den Fragen der Einheitlichkeit und Vollkommenheit. Diese allein macht den Schriftsteller und verleiht seinem Werke Lebenskraft. In „Germinie Lacerteux" haben die Goncourts diese Haupteigenschaft verdeutlicht. Es ist die Geschichte eines Kammermädchens,

Digitized by Google

und zwar des Kammermädchens eines alten Fräuleins. Leider kann ich dieses Drama von Fleisch und Blut nicht genau analysiren. Die Thatsachen sind hier rein physiologischer Natur; das Interesse beruht nicht auf den Ereignissen, als vielmehr in der Analyse des Temperaments dieses Mädchens, ihres Falles, ihrer Kämpfe und ihres Todes; man müßte die Phasen, die sie in ihrem Leben durchmacht, einzeln erläutern. Germinie liebt einen jungen Arbeiter, Namens Jupillon, fast noch ein Kind, einen jener Pariser Arbeiter, die im Laster geboren werden. Seinetwegen, um ihn an sich zu fesseln und förmlich zu kaufen, bestiehlt sie schließlich ihre Herrin. Wir sehen eine langsame, moralische Degradirung, welche sie, als ihr Geliebter sie verläßt, auf die Straße treibt. Sie braucht Liebe, wie man eben Brot zum Essen braucht. Wir sehen da Seiten von grausamer Kühnheit. Eines Abends bleibt Germinie bei heftigem Winterregen auf der Straße, um Jupillon, der in einer Kneipe zecht, wiederzusehen, und stirbt an dieser letzten Station ihres Golgatha.

Der Roman erregte bei seinem Erscheinen einen ungeheuren Skandal, man erklärte ihn für entsittlichend, die Kritik gebrauchte Zangen, um die Seiten umzuwenden, sonst aber fand niemand das richtige Wort. In unserer zeitgenössischen Litteratur bedeutet „Germinie Lacerteux" einen neuen Abschnitt. In diesem Buche tritt das Volk in den Roman ein; zum erstenmal wird der Held in der Leinenmütze und die Heldin im Kattunkleide von naturalistischen

Digitized by Google

und ſtiliſtiſch künſtleriſchen Schriftſtellern geſchildert. Außerdem, ich wiederhole es, handelt es ſich nicht um eine mehr oder weniger intereſſante Geſchichte, ſondern um eine wirkliche Lektion moraliſcher und phyſiſcher Anatomie. Der Romanſchriftſteller ſtellt ein Weib auf die Schaubühne, die erſte beſte, das Dienſtmädchen, das in der Schürze über die Straße geht; er zergliedert ſie geduldig, läßt die Nerven mitſpielen, ſucht die Urſachen und erzählt die Wirkungen; das genügt, um eine blutende Stelle der Menſchheit zu entblößen. Der Leſer fühlt, wie ihm das Schluchzen ankommt. Dieſe Zergliederung wird ſchließlich ein peinliches Schauſpiel von erhabener Moralität. Die anſtändigen Leute, die ſo viel Schmutz auf Germinie geworfen haben, haben die Lektion nicht begriffen. Man gebe Germinie einen braven Mann, der ſie liebt, ſie ſoll Kinder haben, man ziehe ſie aus dem Milieu des leichten Laſters, gegen das ſich ihr Zartfühl empört, ihre rechtmäßigen Bedürfniſſe ſollen befriedigt werden, und Germinie wird ein anſtändiges Mädchen bleiben und nicht wie eine Wölfin auf die äußeren Boulevards laufen, um ſich dem erſten beſten an den Hals zu werfen.

IV.

Eine der Tendenzen der naturaliſtiſchen Schriftſteller beſteht darin, den Rahmen des Romans zu erweitern und zu zerbrechen. Sie wollen die Erzählung, die ewige

Digitized by Google

Geſchichte, die ewige Intrigue verlaſſen, welche die Figuren immer durch dieſelben Peripetien führt, um ſie in der Kataſtrophe zu töten oder zu verheiraten. Aus Originalitätsbedürfnis verwerfen ſie dieſe Alltagserzählung und ſetzen dafür die Studie. Sie betrachten jene Formel als ein Spielzeug für Kinder und Frauen. Sie wollen nur einfach Studien, ein menſchliches Protokoll, irgend etwas Erhabenes und Großes, deſſen Intereſſe in der Genauigkeit der Schilderung und der Dokumente beſteht.

Kein Schriftſteller hat mehr als die Brüder Goncourt daran gearbeitet, den Roman von allen Schranken der Banalität und des gemeinen Intereſſes zu befreien. In ihren beiden letzten Werken, namentlich in „Manette Salomon“ und „Madame Gervaiſais“ haben ſie ſich nicht um die Form und die Phantaſie gekümmert; ſie haben eben ihrer eigenen Poetik gehorcht und zwar mit einer wachſenden Verachtung des Beifalls des Leſers und ohne ſcheinbar zu beachten, ob das Publikum ihnen auch folge.

„Manette Salomon“ iſt eine freie Studie über die Kunſt und die zeitgenöſſiſchen Künſtler. Die Autoren haben ſich nur bemüht, die Typen der Künſtler, die ſie vorführen, zu gruppiren: Cariolis, ihr Lieblingsmaler, ein ſehr reicher, geachteter Junge, ein Orientſchwärmer, deſſen kriſtallreine und ſchillernde Malerei die Eigenſchaft ihres eigenen Stils beſitzt, Anatole, der Zigeuner, das verhätſchelte Atelierkind, ein Mittelding zwiſchen Aufſchneider und Bummler, der bei ſeinen Freunden ſchläft, dann wieder die Unbekannten,

Digitized by Google

die vorübergehen, beherbergt, alle Abenteuer mitmacht und schließlich eine untergeordnete Stelle im zoologischen Garten annimmt, wo ihm seine Liebe zu den Tieren ein glückliches Alter bereitet; Garnotelle, der den Römerpreis gewinnt, der fleißige und mittelmäßige Maler, dem mit der geschickten Hand eines Weinreisenden alles ohne Talent gelingt; ferner noch andere Typen, Chassagnol, der wütende Aesthetiker, der unerschöpfliche Redner, der Restaurants- und Bierredner, der Mann, der die Leute begleitet, um ihnen über Raphael oder Rembrandt Vorlesungen zu halten, und schließlich die Sache so weit treibt, daß er mit den Leuten schlafen geht und noch spricht, wenn das Licht schon erloschen ist; ferner die Crescentsche Ehe, die Frau, die sich nur mit ihren Gänsen und Enten beschäftigt, während der Mann, ein früherer großer Maler, der sich auf das Land zurückgezogen hat, eine Art Einsiedler und Kunstpatriarch geworden ist; außerdem noch zehn andere, welche aufzuführen zu weit führen würde, und die aus dem Werke eine, von naturgetreuen Porträts wimmelnde Galerie machen. Und nun haben die Autoren mit all diesen Figuren nicht die geringste Intrigue zu verknüpfen gesucht; sie haben einzig und allein die Aufgabe gelöst, in kurzen Kapiteln, die jedes gleichsam ein abgeschlossenes Bild darstellen, das Leben der Künstler zu schildern, es sind Scenen, welche, kaum durch einen dünnen Faden verknüpft, aufeinander folgen: das Atelier mit seinen Possen, seinem Schülervolke und den ersten Anfängen

Digitized by Google

des Talents, der Wettbewerb um den großen Preis Roms und die Ankunft Garnotelles in der Stadt der Medici, eine Reise des Cariolis nach dem Orient, das Bummeln Anatoles, seine flotten Tage, die Schilderung der Berufsarten, die er einschlägt, dieses entnervende Dasein des Farbenkleckſers, der ohne einen Sous in der Tasche zu haben, sich in Paris herumtreibt; die wunderbaren Atelierbeschreibungen von vollendeter Genauigkeit, der jährliche Salon, der Erfolg des Cariolis und die Rache der Kritik; eine Saison zu Barbison, der Thebaïs der Pariser Kunst im Walde zu Fontainebleau; ferner noch andere Scenen, der Verkaufssaal, die Plastik des Weibes, die pittoresken Winkel von Paris und der Bahnlinie, die Kämpfe der künstlerischen Theorien, die phantastische Freundschaft zwischen einem Affen und einem Schwein, die Saufereien vom Karneval, Bälle und Diners, mit einem Worte, die Existenz von lebenswahren Figuren, deren Handlungen sich den Personen anpassen. Das ist das Werk, das getreue Tagebuch verschiedener Künstlerexistenzen, aber dieses Tagebuch ist von Meistern geführt, die allem, was sie anfassen, Leben einhauchen. Dieser handlungsarme Roman ist im höchsten Grade interessant.

Die Goncourts haben trotzdem nicht gewagt, die romantische Formel zu verwerfen. Sie haben eine Heldin beibehalten, Manette Salomon, eine Jüdin, ein Ateliermodell, für die Cariolis eine eifersüchtige und nervöse Leidenschaft besitzt. Nach und nach bemächtigt sich Manette des jungen Mannes, bekommt

Digitized by Google

von ihm Kinder, drängt ihm ihre Verwandten auf, entzweit ihn mit seinen Freunden, veranlaßt ihn schließlich, sie zu heiraten und schleppt ihn, dem sie das Talent geraubt und zum Pantoffelhelden gemacht hat, durch ein elendes Leben. Dieselbe These, daß das Weib den Künstler tötet, wird in „Charles Demailly" behandelt. Ich will darüber nicht streiten; sie scheint mir vollständig falsch, sobald man ihr eine allgemeine Bedeutung geben will. Die Romanschriftsteller haben übrigens Manette äußerst feinsinnig und scharf studirt. Sie wird eine ihrer besten Figuren bleiben.

Bei „Madame Gervaisais" vereinfacht sich der Rahmen des Romans noch mehr. Es handelt sich nicht einmal mehr um eine Galerie von Porträts, um eine Serie zahlreicher und mannigfacher Typen, die einander ergänzen, in Verbindung treten und schließlich die lebhafte Beweglichkeit einer Menge hervorbringen. Diesmal wird nur eine Figur behandelt, nur ein Menschenleben und nichts weiter. Keine Person außerdem, weder in erster noch in zweiter Reihe, kaum das Profil eines Kindes, das gleichsam der Schatten seiner Mutter ist, und auch dieses Kind ist fast ein Tier, ein armes Geschöpf mit zurückgebliebenen Geisteskräften, dessen Sprache noch nicht über das Lallen eines Neugeborenen gekommen ist. Es ist eigentlich kein Roman. Es ist eine Frauenstudie, ein gewisses Temperament in ein gewisses Milieu gestellt. Das ist die Freiheit und Einfachheit einer wissenschaftlichen, von einem Künstler ge-

Digitized by Google

leiteten Forschung. Die letzte Formel ist gebrochen, der Romanschriftsteller nimmt die erste beste Episode eines Lebens, erzählt sie, entnimmt daraus die Realität und die gesamte Kunst, die er darin findet und glaubt dem Leser weiter nichts schuldig zu sein. Es ist unnötig, das Sujet in der alten Tretmühle zu knüpfen, zu lösen, zu verwickeln und zu entwickeln, es genügt eine Thatsache, eine Persönlichkeit, die man zergliedert, an der man ein Stückchen leidender Menschheit sieht, dessen Analyse eine neue Wahrheit herbeiführt.

Die Heldin oder vielmehr der Gegenstand der Brüder Goncourt ist eine Frau von großem Verdienst, Madame Gervaisais, die mit einem Unwürdigen verheiratet ist und zur Arbeit ihre Zuflucht genommen hat. Sie besitzt die Bildung eines Mannes, ist Latinistin, Hellenistin, in allen Sätteln gerecht, eine Künstlerseele und vor allem für die Leidenschaft zum Schönen geschaffen. Sie ist über Locke und Condillac hinweggegangen, um sich dann bei der ausgereiften Philosophie Reids und Dugald-Stewarts zu beruhigen. Seit langer Zeit hat sie den katholischen Glauben als eine allzu reife Frucht abgeschüttelt. Da führt sie die Sorge um ihre Gesundheit nach Rom; sie nimmt ihren Sohn Pierre-Charles mit, das teure Geschöpf von engelhafter Schönheit, das instinktiv ein tierisches Dasein führt. Die ersten Monate werden dem Altertum, dem alten Rom und seiner Geschichte gewidmet, kurz allem, was ihren Gelehrtengeist und ihr Dichterherz bewegt. Sie ruht

Digitized by Google

ſich aus und liebt ihr Kind, ſieht niemand, kaum einige Perſonen, die auftauchen und wieder verſchwinden. Jetzt beginnt das Drama. Madame Gervaiſais lebt in jener katholiſchen Luft, an jener Stätte Roms, die einen Hauch religiöſer Epidemie ausſtrömt. Nach und nach wird ſie davon ergriffen. Es lebt in ihr ein Weib, das ſie nicht kannte, das nervöſe Weib, das die Ehe nicht befriedigt hat. Sie verfällt in Verzückung und Myſtizismus. Zuerſt iſt es nur ein ſinnlicher Reiz, nämlich der Pomp der Zeremonien. Dann wird ihr Verſtand davon ergriffen, ihre Vernunft wird unter den Ränken und Kniffen getrübt. Madame Gervaiſais nimmt den Glauben wieder an; von einem milden Beichtvater kommt ſie zu einem ſtrengen, vergißt die Welt, ſinkt jeden Tag tiefer, und iſt ſchließlich nicht mehr Weib und Mutter. Sie gibt ſich vollſtändig hin, lebt im Schmutz, verſtößt ihr Kind, ſie, die ehemals ſo ſtolz und ſo leidenſchaftlich für Pierre-Charles geſinnt war. Ein entſetzlicher Niedergang, die Furcht vor dem Lichte, die Kriſis des Fleiſches und des Geiſtes, die bei Madame Gervaiſais nichts von der Frau, die ſie einſt geweſen zurückläßt.

Das iſt das ganze Buch, die Brüder Goncourt haben mit einer unübertrefflichen Kunſt die langſamen Fortſchritte der religiöſen Kriſis ſtudirt. Rom lieferte ihnen einen glänzenden Hintergrund. Ihre gelehrte Heldin erlaubte ihnen, das Rom des Altertums zu ſchildern, während ſie ihre fromme Heldin

Digitized by Google

auf das päpstliche Rom verweist. In der Entwicklung haben sie, ich möchte sagen, eine Schwäche begangen. Sie wollten einen Schluß haben. Nun haben sie eine dramatische Scene geschaffen, die ihrem Roman ein wenig den Charakter einer von jeder Form losgelösten Studie nimmt. Madame Gervaisais ist sehr krank auf der Brust. Sie stirbt in dem entsetzlichen Egoismus ihres Glaubens. Ihr Bruder, ein Lieutenant, kommt aus Algier und bestimmt sie, Rom zu verlassen, aber er muß ihr vor seiner Abreise noch gestatten, den Segen des Papstes zu empfangen; dort im Vatikan stirbt Madame Gervaisais beim Erscheinen des heiligen Vaters, während Pierre-Charles in dem Schmerzensschrei: „Meine Mutter!" endlich das erlösende Wort findet. Das ist sehr schön, aber dieser heftige, allerdings logische Schluß thut der Wahrheit ein wenig Gewalt an. Madame Gervaisais, die fromm und ergeben einen herrlichen Tod stirbt, gibt dem Werke einen eigentümlichen, originellen Charakter. Der Effekt verliert, aber die Wirklichkeit gewinnt dabei.

„Madame Gervaisais" hatte keinen Erfolg. Die Nacktheit des Buches, diese beständigen Gemälde, diese gelehrte Analyse einer Seele schreckten das Publikum ab, das andere Geschichten gewöhnt war. Es gab in dem Werk nicht das kleinste Wörtchen zum Lachen, weder gewöhnliche Peripetien noch Theatereffekte; dabei war die Sprache eigenartig, wimmelnd von Neologismen, neu erfundenen Wen-

Digitized by Google

dungen, verwickelten Phrasen, welche Gefühle enthalten, wie sie nur Künstler empfinden. Die Goncourts blieben allein auf einsamer Höhe, nur eine kleine Zahl verstand den vollen Glanz ihrer Persönlichkeit und ihrer Kunst.

V.

Ich muß schließen. Das Urteil kann kurz und bündig sein, denn es handelt sich hier um einen toten Schriftsteller. Sobald Edmond de Goncourt ein von ihm allein unterzeichnetes Werk veröffentlicht hat, muß er einzeln studirt und beurteilt werden. Die sechs Romane, von denen ich eben gesprochen habe, bildeten so ein Ganzes, über das sich die Kritik mit der Berechtigung und Gerechtigkeit der Nachwelt aussprechen darf.

In unserer Litteratur bleiben die Goncourts für mich eine prächtige Künstlererscheinung, eines jener geistigen Phänomene, die in ihrer pathologischen Kunst große Aerzte in Erstaunen setzten. Mitten in der allgemeinen, atemlosen Jagd nach Originalität, haben sie es nach den erhabenen Romanschriftstellern von 1830, welche ihren Jüngern ein leeres Feld zurückgelassen zu haben schienen, verstanden, durch ihre Natur, indem sie sich ganz ihrem eigenen Temperament überließen, mit anderen Augen zu sehen als alle anderen und ihre eigene Sprache zu erfinden. Neben Balzac, neben Stendhal, neben Victor Hugo

Digitized by Google

sind sie wie seltsame Pflanzen einer vorgeschrittenen Zivilisation emporgeschossen. Das sind Persönlichkeiten, die eine Ausnahmestellung einnehmen, Schriftsteller, die man nicht mehr mit den anderen vergleichen darf, die beim Zusammenfassen der Erscheinungen einer Kunstepoche in einer Litteraturgeschichte einen Merkstein bezeichnen. Wenn die Menge auch nicht vor ihnen in den Staub sinkt, so werden sie doch ihre Kapelle haben, eine Kapelle von kostbarer Pracht, eine byzantinische Kapelle mit Goldschmuck und kostbaren Gemälden, in welcher die freien Geister ihre Huldigungen darbringen werden.

Ich möchte Auszüge aus ihren Werken anführen, um zu zeigen, bis zu welchem Frösteln der Nervosität sie die Sprache gebracht haben. Sie haben aus derselben ein Musikinstrument gemacht, eine lebende Person, deren Bewegung man sieht, und deren Atem man fühlt. Ihre Sprache ist, ebenso wie sie, für die geringsten Empfindungen äußerst feinfühlig geworden, sie lacht in einer Farbe, taumelt bei gewissen Tönen und zittert stets bei dem leisesten Lufthauch, und sie haben auch alle möglichen neuen Formen in Umlauf gesetzt, Wendungen, die vor ihnen unbekannt waren, wahre und empfundene Sätze, die erst reifen müssen, um anerkannt zu werden. Ich mache ihnen das größte Kompliment, das man einem Schriftsteller machen kann; denn nur die starken Geister bereichern die Sprache.

Mehrere Romanschriftsteller — ich spreche hier

Digitized by Google

von ihren Nachfolgern, die heute dreißig und einige Jahre alt sind — hat dieser persönliche Stil entzückt, diese förmliche Symphonie, und sie haben ihnen Worte und ihre Art und Weise zu fühlen, entlehnt. Eine Gruppe hat sich gebildet; aber die Nachahmung muß innehalten bei dem, was ich die neue Rhetorik nennen möchte. Die Goncourts würden sich durch ihre Schüler erniedrigen, wenn sie deren hätten. Ich sehe sie lieber in ihrer goldenen und mit Gemälden geschmückten Kapelle ohne Nachkommenschaft, den Idolen der Kunst gleich, die eines schönen Morgens vom Himmel gefallen sind. Zu weit getrieben und von Neulingen zur Uebertreibung gezwungen, würde ihr Stil in Ziererei ausarten, in einen Wulst künstlerischer Kleinlichkeiten, welche die Gedanken und Thatsachen verdrängen. Sie selbst haben zuweilen in der „Madame Gervaisais" die menschlichen Dokumente verunstaltet, die ihre feine und klare Beobachtung ihnen geliefert hatte.

Ich will mit einem tröstlichen Gedanken schließen. Dieses für die Feinfühligkeit so wenig empfindliche Publikum hat Anwandlungen, die wie Gerechtigkeit aussehen. Zehn Jahre lang haben die Werke der beiden Brüder geschlummert; nur eine beschränkte Anzahl von Bewunderern kannte dieselben. Stets hat sich die Presse von einer geradezu empörenden Härte gezeigt und plötzlich, ohne daß man weiß, warum, sprachen die Journale in letzter Zeit bei Gelegenheit der neu erschienenen Auflagen in höchster

Digitized by Google

Lobeserhebung von denſelben Werken. Die Käufer der Bücher wurden immer zahlreicher und begeiſterten ſich mehr und mehr für ſie. Endlich erſtrahlte der Ruhm auf dem Grabe des toten Bruders, während der Zurückgebliebene nur ein verſtümmeltes Bild einſtiger Größe bildet.

Digitized by Google

Alphonse Daudet.

I.

Unter den modernen Erzählern und Romanschriftstellern gibt es einen Autor, der bei seiner Geburt alle Gaben des Geistes empfangen hat. Ich meine Alphonse Daudet. Ich will auf ihn das alte, so vielgebrauchte Bild unserer Märchen anwenden. Ich stelle mir vor, daß an seiner Wiege alle Feen sich vereinigt haben, um ihm jede mit einem Zauberstabe eine seltene Eigenschaft zu geben. Die eine gab ihm die Anmut, eine andere den Reiz, die dritte das Lächeln, das beliebt macht, und wieder eine andere die zarte Bewegung, die zum Erfolg verhilft. Und wunderbar, die böse Fee, die gewöhnlich zuletzt erscheint, um durch ein häßliches Geschenk alle kostbaren Gaben zu zerstören, ist diesmal fern gehalten worden; ja, die böse Fee blieb an der Thüre stehen, und nur Segnungen senkten sich auf das Haupt des zukünftigen Erzählers der „Montagsgeschichten“ und des „Fromont junior und Risler senior“. Ich will bei Alphonse Daudet also eine glückliche Natur studiren, einen unserer reizendsten und interessantesten Fälle in der modernen Litteratur.

Digitized by Google

Daudet ist in der Provence geboren, ich glaube in Nimes; ganz jung, mit langen, wallenden Haaren wollte er in Paris sein Glück versuchen; ich weiß nicht, ob er auch Holzschuhe trug wie alle Leute, die später ihr Glück machen sollten. Sicherlich trug er ein Poetenpfeifchen bei sich, die wunderbarste Musik, die man sich vorstellen kann, das noch die ländliche Schwerfälligkeit von provençalischen Trommeln und Flöten hatte. Man muß unsere Provence kennen, um den originellen Geschmack der Poeten, die sie uns schickt, zu begreifen; sie haben sich unten, wo der Thymian und Lavendel blüht, unter Gascognern und Italienern herumgetrieben und sind voller müßigen Träume und ausgesuchten Erfindungen. Sie haben die Sonne in ihrem Blute und Vögel in ihrem Kopfe; sie kommen nach Paris, um es zu erobern, mit einer kühnen Naivität, die schon den halben Erfolg bedeutet. Und wenn sie wirklich Talent haben, so erklimmen sie die erste Stufe und zeigen jene Anmut, mit deren Hilfe sie die verzogenen Lieblinge des Publikums werden. Später bleiben sie in jenem schrecklichen Pariser Getriebe, welches die Charaktere wie einen Mühlstein abnützt; sie selbst bleiben, was sie waren, und sie bewahren einen Duft vom Lande, eine lebendige Art zu empfinden und zu schildern, durch die sie sich immer auszeichnen. Sie sind geborene Poeten, deren Herz voller ländlichen Lieder bleibt.

Ich erinnere mich noch meiner ersten Begegnung mit Alphonse Daudet. Es ist lange her, wohl einige

Digitized by Google

Jahrzehnte; er arbeitete damals für ein sehr gelesenes Journal, er brachte den Artikel, strich das Geld ein und verschwand mit der Sorglosigkeit eines jungen Gottes, der sich in die Poesie zurückzieht, fern von den kleinen Sorgen dieser Welt. Ich glaube, daß er damals im Bannkreise von Paris wohnte, in irgend einem abgelegenen Winkel einer Vorstadt, zusammen mit anderen Poeten; eine ganze lustige Gesellschaft von Bohemiens. Er war schön, von der zarten und nervösen Schönheit eines arabischen Pferdes, mit wallendem Haar und seidenem, in zwei Streifen geteiltem Bart, großen Augen, kleiner Nase und sanftem Mund; und über alles dies, ich weiß nicht, welch ein Glanz von ihm ausging, welcher Atem zarter Wollust, der die ganze Gestalt mit einer geistigen und sinnlichen Anmut umgab. Es steckt in ihm etwas von einem französischen Gecken und einem orientalischen Weibe. Bei seiner Ankunft in Paris hatte er schon einen guten Schritt nach vorwärts gethan, er hatte sich einen Protektor und Freund in Herrn von Morny erworben, der ihn in sein Kabinet eintreten ließ. Sein Zauber wirkte schon, und dieses Wort „Zauber" ist das richtige Wort. Später hat er seine Freunde bezaubert, bezauberte das Publikum, bezauberte alle diejenigen, welche mit ihm in Berührung kamen. Man muß nicht glauben, daß seine Stellung bei Herrn von Morny ihm angetragen wurde, eine einzige Minute, eine plötzliche und ausschlaggebende Geberde genügten, er bewährte seine freie Haltung, trat damals das Pariser Pflaster mit

Digitized by Google

einer Plumpheit der Leidenschaften eines entlaufenen Gymnasiasten, warf Verse aufs Papier und verteilte Küsse an allen Ecken der Stadt. Dann verfiel er eines Tages in eine Krankheit. Die Aerzte sprachen von einem Brustleiden, und er mußte nach Algier reisen; und das war wieder ein Glück für ihn, das Uebel wurde in seinen glücklichen Händen zu einer Wohlthat. Sein Aufenthalt in Algier vollendete, was seine Geburt in der Provence angefangen hatte. Ein leuchtender Horizont eröffnete sich ihm, von dem er etwas Blendendes behalten hatte. Arabische Gesänge wiegten ihn und ergänzten die Milde seiner provençalischen Poesie durch eine gewisse Härte. Man findet heute noch in seinen Werken die großen Eindrücke jener Zeit: die langen Ueberfahrten, die Häfen mit den ruhenden Schiffen, die exotischen Gerüche, die lebendigen Farben und das Leben in der hellen Luft jener sonnenhaften Gegenden. Schließlich erwartete Alphonse Daudet bei seiner Rückkehr aus Algier ein letztes, ein höchstes Glück. Er verheiratete sich, und seit jener Zeit wurde er ein guter Bürger, ein Arbeiter, der nur seiner Aufgabe lebt. Der Dichter, der bis dahin seine Verse in wilder Hast hingeworfen hatte, trat jetzt in eine Epoche der Reife und geregelten Arbeit ein. Die Heirat ist für mich die Schule der großen modernen Künstler.

Heute gehört Alphonse Daudet zu den vier oder fünf Romanschriftstellern, deren neue Werke litterarische Ereignisse bedeuten. Im Jahr 1870 wurde er in seinem einunddreißigsten Lebensjahre dekorirt.

Digitized by Google

Den Winter wohnt er in Paris, und seinen Sommeraufenthalt nimmt er auf dem Lande an einem jener herrlich belebten Pläze, wie man sie überall am Ufer der Seine findet. Er hat freien Spielraum vor sich und kann jeden Erfolg und jede Glücksstellung erreichen; er hat die Gewißheit, so hoch steigen zu können, als er will. Das sind die Feen, die an seiner Wiege standen und ihn immer an seiner Hand führen. Ich kenne in unserer modernen Litteratur keine sympathischere Gestalt, keinen Schriftsteller, dessen Zukunft gesicherter ist, der auf einem reizenderen Wege einem schöneren Ziele entgegengeht.

Um den ganzen Reiz dieser litterarischen Gestalt zu erklären, muß man sie mit höchster Feinheit analysiren. Er ist ein sehr mannigfaltiges und lebendiges, mit einem Worte schwer zu definirendes Talent. Andererseits muß man fürchten, ihn zu rauh anzufassen, weil man ihm dadurch seinen Glanz nehmen könnte. Die erste Arbeit des Kritikers besteht darin, sich Alphonse Daudet den Erscheinungen und Dingen gegenüber vorzustellen, und sich die Frage vorzulegen, wie er sich ihnen gegenüber verhält; vor allem ist er ein Poet; er hat die lang anhaltende und vibrirende Empfindung, er sieht die Massen und Felder, welche er durchschreitet, mit der halben Halluzination lebendiger Einbildungen; alles wächst, nimmt Farbe an, belebt sich und erhält nachdrückliche Wirkung. Da ist nicht die Trockenheit Stendhals, noch die epische Schwerfälligkeit Balzacs, weit eher die nervöse Erregtheit Dickens', ein beständiger Galopp mitten in

Digitized by Google

die Dinge hinein, ein plötzliches Abbrechen auf dem Gebiete der Phantasie. Aber es gibt wenigstens zwei Arten, Poet zu sein: die rohe und die weiche Form. Alphonse Daudet ist ein zarter Poet, er ist kein Sohn der Empörung, der Erbitterung und der fieberhaften Protestationen revolutionärer Geister. Geht er aus, so thut er es mit der Freude, den Himmel blau, die Weiber schön und die Menschen gut zu finden; er bewegt sich als Freund in der Gesellschaft. Gewiß ist er nicht blind, er sieht das Uebel und weist mit dem Finger darauf. Aber wenn er einen Schuft zum Helden gewählt hat, so wird er viel mehr seine Lächerlichkeiten als seine Laster malen. Er wird uns lieber lachen machen, als uns erschrecken wollen. Niemals ist der Autor in den menschlichen Schlamm hinuntergestiegen, er läßt ihn zuweilen ahnen, das ist alles. Wir haben hier mit der natürlichen Anlage eines Temperaments zu rechnen, was ich betonen will, um meinem Gedanken keine kritische Hinterthür offen zu lassen, die er nicht hat. Alphonse Daudet befolgt die Gesetze der Natur, er lügt nicht, er schminkt sich nicht mit Rosenfarbe, er bevorzugt nur die glücklichen Elemente und stellt sie an den ersten Platz, während er die bösen Elemente in den Schatten drängt. Das ist alles in allem dieselbe Arbeit, welche die revolutionären Geister vollziehen, wenn sie das Verhaßte in den Vordergrund stellen und das, was tröstet, im Hintergrunde lassen. In beiden Fällen handelt es sich nur um eine Frage der Perspektive, es ist ein menschenfreundlicher oder

Digitized by Google

ein menschenfeindlicher Charakterzug. Im Grunde ist es aber dieselbe litterarische Ehrlichkeit. Alphonse Daudet denkt, wie übrigens auch andere große Künstler gedacht haben, daß das Gute die lebendige Leuchte ist, mit der man das menschliche Gemälde erhellen muß, und daß das Uebel der Schatten ist, den man leicht mit Weisheit verteilen kann, um das Ganze nicht zu sehr zu verdüstern.

Das sind also die beiden festgestellten Punkte: Alphonse Daudet ist ein Poet, aber er ist ein zartfühlender Poet; anders gesagt, er hat die Gabe der Schöpferkraft, und er verwendet sie dazu, um Erscheinungen vor uns lebendig zu machen, in denen er besonders die schönen Eigenschaften des Menschen in volle Beleuchtung rückt. Aber diese beiden Eigenschaften haben unmittelbar noch eine dritte zur Folge. Wenn er auch nicht die Wut eines Revolutionärs hat, die das, was sie berührt, auch zerstört, so hat er doch dagegen die Ironie, eine Ironie fein und scharf wie ein Degen. Das ist die natürliche Waffe seines Temperaments gegen die Gemeinheit und Ruchlosigkeit; er ärgert sich niemals, das sollte in Erstaunen setzen, er lacht, er lächelt sogar, und nichts ist schneidender, nichts verderblicher als dieses Lächeln. Gewisse Personen bei ihm sind wie weiche Nadelkissen, in welche er nacheinander die Spitzen seines Geistes hineinsticht. Er ist von einer wilden Grausamkeit bei diesen Stichen beseelt, es sind bewegte Satyren, sehr heiter, ohne sichtbare Bitterkeit, welche die Heftigkeit ihrer Anklagen in einen schönen Humor ein-

Digitized by Google

tauchen. Kurz, die Wahrheit ist: Alphonse Daudet besitzt den sehr lebendigen Sinn für das Komische, aber nicht für die überströmende Komik, wie man sie bei Rabelais findet, auch nicht für jene feine und vergiftete Komik nach der Art von Swift, sondern für eine neue und moderne Komik, für eine nervöse, von der Flamme der Poesie erleuchtete Komik, die das Lächerliche nimmt, es nachahmt und bis in den blauen Himmel des Traumes mit ihrem Hohn verfolgt. Ich werde weiter unten Beispiele geben und werde jenes Spötteln charakterisiren, wie er sich unter goldenem Gelächter lustig macht, und wie er lieber seine Narren dem Witze aller Welt preisgibt, als daß er seine Hände damit beschmutzte, sie in ihrer Nacktheit zu studiren.

Man nehme hinzu, daß Alphonse Daudet ein Schriftsteller von Rasse ist; wie alle unsere großen Prosaisten hat er den Mechanismus der Sprache dadurch erlernt, daß er zuerst Verse machte. Man zählt ihn zu den vier oder fünf Romanschriftstellern, welche Sinn für einen lebendigen Stil, genaue Zeichnung und eine deutliche Farbe haben. Er gehört zur Gruppe der Naturalisten; er hat eine Vorliebe für einen weiten, wirklichen Horizont; er glaubt an die Notwendigkeit des genauen Milieus und an Personen, welche nach der Natur studirt sind. Alle seine Werke sind in volles modernes Leben getaucht, er hat sogar einen besonderen Hang für die volkstümlichen und bürgerlichen Formen, die sich mit einer Belustigung über die kleinen, abseits gelegenen Schichten verbindet,

Digitized by Google

jene deklassirten Schichten, die wie Schwämme in den Pariser Schmutz gefallen sind. Er hat in seinen Werken so ein wenig von jenen fremden Gesellschaftsklassen, mit denen er in Berührung gekommen ist, aufgenommen, denn er hat alles mit seinen kurzsichtigen Augen bis zu den geringsten Details gesehen, welche starken Augen entgangen wären. Er erzählt, malt und verlebendigt alles mit der zarten und belustigenden Laune eines Provençalen. Man fühlt, daß er selbst seine Personen spielt. Oft vergißt er sich, spricht mit ihnen, genießt sie oder weist sie ab. In jedem Augenblick unterbricht er sich in seiner Erzählung, weil er nicht Kaltblütigkeit genug besitzt, um im Hintergrunde zu bleiben. Er wagt Personifikationen, läßt leblose Dinge reden und führt Gestalten aus Feenerzählungen mitten in Dramen höchster Wirklichkeit ein. Die Einbildungskraft ist seine dominirende Eigenschaft, und alles, was er beobachtet hat, erscheint erst von ihr umgestaltet vor dem Leser, daher seine plötzlichen Sprünge, daher seine schönen, lyrischen Partien, die Thränen, die man ihn selber zwischen den Zeilen vergießen sieht, das unwillkürliche Gelächter, das er plötzlich am Ende eines Satzes ausstößt. Das schadet gewiß der schönen Komposition des Werkes, man möchte weniger Apostrophe, Ausrufe, Rührseligkeiten und persönliches Gerührtsein des Autors wünschen. Aber wer möchte daran denken, ihm jene blühenden Stellen zum Vorwurf zu machen, jene lebendige Art zu schreiben, die so lebendig ist, daß seine Freunde, wenn sie ihn lesen,

Digitized by Google

ihn zu hören und zu sehen glauben. Darin, kurz und gut, besteht seine Originalität und das Geheimnis seines Reizes. Er gibt sich ganz, wie er ist, und deshalb ergreift er auch die anderen. Neben der strengen Komposition gewisser modernen Romanschriftsteller und verglichen mit ihrer ehernen und unpersönlichen Methode lassen die Romane Alphonse Daudets sich zuweilen auf reizende Art gehen; sie haben ein kindlich gutes Gesicht, ein Gezwitscher aus Vogelnestern, von kreischenden Amseln und trillernden Lerchen. Das sind nicht die Friesen des Parthenons, die sich auf engem Raum majestätisch entfalten, das ist ein aphoristischer Stil, das ist Frühlingswehen, große prachtvolle Stellen, alles das, was das Leben Gutes und Freies hat.

Eine einzige Eigenschaft scheint Alphonse Daudet zu fehlen: die Kraft; und dennoch ist er vermöge einer wunderbaren Geschmeidigkeit und einer ungewöhnlichen Begünstigung des Glückes schnell gewachsen und stark geworden. Aus dem bewunderungswürdigen Erzähler hat sich ein großer Romanschriftsteller entwickelt, das ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Litteratur, die ich kenne. Jetzt will ich seine Werke studiren und zeigen, wie er gewachsen ist, und will seine Dichtergestalt, den Erzähler, den Romanschriftsteller, die alle gleich fein, ironisch und gesund sind, darstellen.

II.

Alphonse Daudet hat zuerst Verse gemacht. Wie viele hat er wohl gedichtet, wie viele hunderte schlum-

Digitized by Google

mern noch in der Schublade von jenen glücklichen Jugendversen, die herb sind wie die Früchte des rauhen Sommers, die man nie veröffentlicht und die man doch immer wieder liest. Ich weiß es nicht, denn die Dichter schämen sich ihrer ersten Kindereien. Alphonse Daudet hat sich damit begnügt, tausend bis zwölfhundert Verse in einem Bande unter dem Titel „Die Verliebten" zu veröffentlichen. Und das ist sein ganzes poetisches Gepäck. Der Band trägt die Daten von 1857 bis 1861. Die Stücke, die er enthält, sind also vom Dichter in seinem achtzehnten bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre geschrieben worden. Es ist nur eine Handvoll von gesammelten Blumen der ersten Jugend; aber diese Blumen der Kindheit haben schon einen sehr süßen Duft und sogar etwas von seiner Originalität, man ahnt schon das bewegte und witzige Talent des Schriftstellers. Eines jener Stücke ist berühmt geblieben, „Die Pflaumen", eine Reihe von Trioletts, in denen der Dichter seine Liebe zu seiner Cousine Mariette unter einem Pflaumenbaum erzählt; es hat eine große Beliebtheit erlangt und wird noch in den Salons gleichsam wie ein klassisches Stück aufgesagt. Ich will noch folgende anführen: „Die Stiefeletten", „Das Miserere der Liebe" und eine wunderbare Phantasie in Dialogform, „Die Abenteuer eines Schmetterlings und eines Tieres beim lieben Gott". Man sieht hier den Schmetterling, wie er seinen Kameraden, das Tier beim lieben Gott, zur Ausschweifung verführt, es mit Maiblumen benebelt und bei den Rosen Orgien feiern

Digitized by Google

läßt. Und dennoch muß man sagen, die Verse Alphonse Daudets sind nur Ueberbleibsel der Jugend; sie bedeuten seinen Anfang und nichts weiter.

Später wählte er die kleine Erzählung zu seiner Form. Die Erzählung mit ihrer scharfen Abrundung, ihren zarten Andeutungen, ihren feinen Spielereien mußte ohne Zweifel jenen verwöhnten Geist locken, der in der Prosa die Vollendung der Dichtung zu erreichen hoffte. Aber man muß auch annehmen, daß die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, und der Zwang, sich dem Journalismus in die Arme zu werfen, ihn bei jener Gelegenheit bestimmte, eine Gattung von kurzen und vollendeten Artikeln zu wählen, die sich leicht unterbringen ließen. Sein Erfolg war unmittelbar und sehr groß. Es war damals im Jahre 1866, und er zählte sechsundzwanzig Jahre, er gab zuerst dem „Evénement" eine Reihe von Artikeln unter dem gemeinsamen Namen „Briefe aus einer Mühle". Das waren der Mehrzahl nach Legenden aus der Provence, Phantasiestücke, Gemälde über das moderne Paris, wahrscheinliche, mit einer ausgesuchten Kunst behandelte, kleine Gedichte. Fünf oder sechs Jahre lang behandelte er diese Form und schlug daraus unbegrenzte Mittel. Den „Briefen aus einer Mühle" folgten „Die Briefe an einen Abwesenden", und dann erschienen die „Montagserzählungen". Alle jene Artikel sind in einem Bande vereinigt worden, die einen seiner Ruhmestitel bilden werden.

Man achte übrigens auf das Wort „Erzählung".

Digitized by Google

Anfangs hat Alphonse Daudet sich auf die Legende beschränkt, aber später traten die Feen, die phantastische Welt, die symbolischen Gestalten nur noch von Zeit zu Zeit in ihm auf, um Abwechslung in den Gegenstand zu bringen. Und allmälich ist in dem Erzähler von Unterhaltungen aus der Provence der Künstler, den das moderne Leben gepackt hat, erwacht. Damals ist die Erzählung ein Stück modernen Sittenlebens geworden, eine von der Aktualität überhitzte Geschichte, eine von der großen Sonne vergoldete exotische Landschaft, alles das, was man auf der Straße sieht und trifft.

So also kann man im Verfolg jener Sammlungen die großen öffentlichen Ereignisse, welche Frankreich in den letzten sieben oder acht Jahren erregten, wieder finden. Die letzten Zuckungen des Kaiserreichs, unsere Niederlage vom Jahre 1870, die Belagerung von Paris und der Bürgerkrieg, sie alle haben hier ihre Thränen des Mitleids und des Zorns geweint. So verstanden, ist die Erzählung nicht mehr dieselbe, wie sie unsere Vorfahren auffaßten, eine wunderbare Erzählung mit einer Moral am Ende; sie ist ein Drama oder eine Komödie von wenigen Seiten, ein lebendiges und durchgearbeitetes Gemälde, ein Stück Selbstbiographie, zuweilen sogar eine einfache, der Natur entnommene und in der Bitterkeit origineller Empfindungen wiedergegebene Bemerkung. Hier zeigt sich, was man bei dieser Produktion unter der Herrschaft des Journalismus versteht, der für einen bestimmten Tag eine festgesetzte Menge Seiten verlangt.

Digitized by Google

Gleichwohl hat Daudet kein Recht dazu, gegen den Journalismus auch nur den geringsten Groll zu hegen; wenn die Artikel, die er geschrieben hat, ihn auch jahrelang vom Roman fern gehalten haben, so haben sie es ihm doch ermöglicht, sein Talent ausreifen zu lassen und die seltensten Eigenschaften seines Geistes zu offenbaren. Uebrigens hat er in dieser Arbeit als Schriftsteller eine große Würde bewiesen; niemals ist er unmäßig gewesen, und nie hat er sich zu einer flüchtigen Arbeit verführen lassen. Jede seiner Erzählungen ist wunderbar vollendet, und man merkt hier das Gewissen des Künstlers, die langen Stunden, die er dazu gebraucht hat, um die Idee herauszumeißeln und der Vollendung der Form seine ganze Sorgfalt zuzuwenden. Er braucht acht Tage, um eines seiner kleinen Meisterwerke zu vollenden. Wenn man sie näher studirt, so bewundert man die leichte Form, die gefeilte Sprache und die zahlreichen und immer ausgeführten Pläne. Sie sind wie ebenso viele Stücke aus Versen, deren Silben gezählt werden mußten. Einzelne sind ein ganzer Roman mit einer Exposition, einer Peripetie und einer Katastrophe. Andere sind scheinbar freier gehalten; aber sie verbergen hinter ihrer scheinbaren Nachlässigkeit höchste Kunst; und der Dichter besitzt über sich eine vollkommene Herrschaft. Er ist so, wie wir ihn in seinen großen Werken finden, voll zarter Rührung und zuweilen von schönem, nervösem und spöttischem Humor.

Ich muß zwei seiner Erzählungen ausführlich behandeln, um den scharfsinnigen Stil und die glück-

Digitized by Google

liche Vollendung begreiflich zu machen. Ich wähle aufs Geratewohl aus den Bänden, deren Titel ich oben angeführt habe:

„Die letzte Klasse.“ Wir befinden uns im Elsaß nach der Eroberung; ein kleiner Elsässer, der die Versuchung gehabt hat, im Walde die Schule zu schwänzen, entschließt sich gleichwohl, in dieselbe zurückzugehen. Dort herrscht eine heilige Stille; wir sehen den Lehrer, Herrn Hamel, mit seinem schönen, grünen Ueberrock, seiner in Falten gelegten Weste und seinem seidenen Käppchen; die Schüler sitzen fest auf den Bänken. Im Hintergrunde des Saales sitzen die Alten des Dorfes, der alte Schulze, der alte Briefträger, der gute Hans mit seinem Dreimaster. Und Hamel beginnt die Stunde mit den Worten: „Lieben Kinder, das ist das letztemal, daß ich die Klasse abhalte, der Befehl ist aus Berlin gekommen, in den Schulen von Elsaß nur noch deutsch zu lehren.“ Nun wird der kleine Elsässer beunruhigt, er, der so oft hinter die Schule gegangen war, und der kaum buchstabiren kann, soll nicht mehr französisch lernen; ach, wenn der Lehrer ihn fragen wird, wird er nicht antworten können, da er ja seine Lektion nicht gelernt hat, und verschämt läßt er den Kopf hängen. Die Stunde wird fortgesetzt. Der gute Hauser, der ein altes Alphabet auf seinen Knieen hat, buchstabirt mit Thränen in den Augen. Es schlägt Mittag, die letzte Stunde ist aus. „Nun wandte sich Hamel gegen die Tafel, ergriff ein Stück Kreide und mit der Aufwendung aller seiner Kräfte schreibt er darauf, so groß, als er kann: ‚Es

Digitized by Google

lebe Frankreich!' Dann bleibt er mit dem Kopf an die Mauer gestützt stehen und macht, ohne zu sprechen, mit seiner Hand ein Zeichen: ‚Es ist aus . . . geht . . .!'"

„Die Billardpartie." Die französische Armee befindet sich in vollem Rückzuge, die Soldaten sind aufgerieben, und wir sehen drei glückliche Tote, die man mit dem Gewehr am Fuße auf der großen Chaussee hat erfrieren lassen. Indes schlägt der Marschall sein Generalquartier in einem schönen Schlosse Ludwigs XIII. am Rande eines Gehölzes auf. Während die Soldaten sterbend ihre Befehle erwarten, hat der Marschall eine Billardpartie mit einem kleinen Hauptmann des Generalstabs angefangen, der gegürtet, frisirt und mit hellen Handschuhen angethan ist. Der Hauptmann ist sehr groß im Billardspiel, aber er versteht auch, Fehler zu machen, denn er weiß wohl, daß er sich um seine Beförderung spielt. Gleichwohl nähert sich das Geräusch der Schlacht. Eine Granate fliegt in den Garten. Die Preußen greifen an. „Nun, mögen sie angreifen!" sagt der Marschall und schiebt die weiße Kugel. Depeschen folgen auf Depeschen, die Feldboten folgen sich auf dem Fuße, alles verlangt Befehle. Aber der Marschall läßt sich nicht rühren, eine fürchterliche Partie, die sich mitten unter dem Todesgeschrei entspinnt, das, je näher die Preußen kommen, um so kreischender wird. Das letzte Spiel ist gemacht. „Jetzt großes Schweigen. Nichts hört man als den Regen, welcher in die Hagebuchen fällt, ein konfuses Geräusch unter

Digitized by Google

dem Hügel und auf den aufgewühlten Wegen, etwas wie das Trampeln einer Truppe, die sich im Eilmarsch befindet."

Ich könnte noch zehn ähnliche Erzählungen anführen, die ebenso ergreifend und ironisch sind: die Geschichte des Obersten des Kürassierregiments, die er zergliedert hat, welchem seine Tochter eine fromme Lüge erzählt über die von uns ausgesprengten Triumphe über die Preußen, und der sich freut über die Einnahme Berlins, an demselben Tage, an welchem die Deutschen in Paris einrücken und unter seinem Fenster marschiren; die Begegnung zweier Arbeiter, eines Vaters und Sohnes, die sich zwanzig Jahre lang nicht gesehen haben (der Vater hat sich inzwischen verheiratet) und die sich verlassen, um vielleicht aufs neue zwanzig Jahre getrennt zu sein, nachdem sie noch einmal ein Maß zusammen getrunken und sich die Hände gedrückt haben; die Eindrücke eines Autors am Abend einer ersten Vorstellung, sein Fieber, sein Ohrensausen, seine Flucht, sein langer Spaziergang im Regen, während man sein Stück applaudirt oder auspfeift. Ebenso könnte man auch sehr interessante Stellen aus einem Bande, den ich noch nicht genannt habe, den „Künstlerehen", anführen, kurzen Studien, die noch zu den Erzählungen gehören, in denen Alphonse Daudet jene so seltsame Klasse von Frauen studirt hat, jene Frauen, die sich mit Schriftstellern, Malern, Bildhauern oder Musikern verheiratet haben. Fast alle sind sie gefallen, die Dirnen wurden legitime Frauen, Bürgerfrauen, die sich mit Dichtern

Digitized by Google

verbunden hatten, die einen keck wie die Buben, die anderen bekümmert, sich gegenseitig nicht zu verstehen.' Der Autor hat hier die Bemerkung gefunden, die er so schön wiedergibt, nur wäre es richtig, hinzuzufügen, daß seine Künstler der Mehrzahl nach Bohemiens sind, und daß bei den wahren Arbeitern die Frau fast immer ein braves und würdiges Weib ist, das unsere ganze Hochachtung verdient.

III.

Ich habe von dem nervösen und modernen Sinn gesprochen, den Alphonse Daudet für das Komische besitzt. Er hat einen Band, „Die wunderbaren Abenteuer Tartarins von Tarascon", geschrieben, eine lange Komödie, die einzig in ihrer Art ist; unter seinen bereits zahlreichen Werken verdient dieses ein besonderes Interesse, weil es eine Seite seines Talents ganz besonders beleuchtet. Es ist geradezu charakteristisch, und ich muß hier speziell verweilen.

Man darf nicht vergessen, daß der Verfasser zu Nimes geboren ist; dies gibt seinem burlesken Gedicht über einen Provinzhelden einen besonderen Reiz. Er macht sich lustig über die alte Stadt, die mitten unter ihren Lächerlichkeiten groß geworden ist. Man denke, ein Provenzale, der sich über Provenzalen lustig macht, und zwar mit der Geberde und dem Dialekt des eigenen Landes. Er läßt sie über ihre eigene Ueberspanntheit lachen, über ihre Heftigkeit in Wort

Digitized by Google

und Geberde. Das ist ein böser Junge, der über seine eigenen Landsleute lacht und sogar ein wenig über sich selbst und zwar mit einer reizenden Feinheit, ohne alle Grausamkeit, mit lieblicher Anmut und schönem Humor, die nicht ihresgleichen haben.

Sein Held Tartarin ist der König von Tarascon. Er bewohnt in jener Stadt das dritte Haus von der linken Hand auf dem Wege nach Avignon, ein Haus mit Garten, gemütlich nach außen, im Innern aber das würdige Wohnhaus eines Abenteurerhelden. Der Garten ist ganz ungewöhnlich, er ist nur mit ausländischen Bäumen bepflanzt, nämlich mit Gummibäumen, Flaschenkürbispflanzen, Baumwollpflanzen, Kokosnußbäumen, Bananen und Palmen; und da ist vor allem ein Affenbrotbaum, welcher in der ganzen Gegend berühmt ist, groß wie ein Lattichbaum, denn unglücklicherweise wollen die exotischen Bäume sich nicht entwickeln. Tartarin hat gleichfalls ein Kabinet, von dem man viel spricht, einen großen Saal, der von oben nach unten mit Waffen behängt ist: Karabinern, Plunderbüchsen, Messern aller Art, malaiischen Krishs, karaibischen Pfeilen, Pfeilen aus Kieseln, Streitäxten, hottentottenschen Keulen und mexikanischen Lassos. Mitten im Zimmer steht auf einem Nippestischchen eine Rumflasche; hier verbringt der Held seine Tage mit der Lektüre von Jagdgeschichten, er träumt nur davon, wie er Bären jagt, Tauben schießt, Elefanten erlegt und Tigerjagden mitmacht, kurz, alle erdenkbaren gefährlichsten und fernsten Jagden.

Digitized by Google

In Wahrheit hat Tartarin niemals auf etwas anderes als auf Mützen Jagd gemacht. Hierin steckt ein sehr feiner Witz, den aber nur die Provenzalen begreifen werden. In den kleinen Städten der Provence ist nämlich jeder ein Jäger, nur das Wild fehlt gänzlich. Man muß schon Meilen zurücklegen, um ein halbes Dutzend kleiner Vögel zu treffen. Um Tarascon herum, scheint es, sind sogar die kleinen Vögel davongeflogen und zwar so vollständig, daß in dem Lande nur noch ein Hase übrig geblieben ist, der von den Jägern wohl gekannt wird; man nennt ihn das „Raubtier". Schließlich haben sie auch diesen angeschossenen Hasen in Ruhe gelassen; aber jeden Sonntag versammeln sich die Jäger in Gruppen von mindestens fünf oder sechs, frühstücken einige Kilometer außerhalb der Stadt und dann beginnt schließlich die Jagd. Sie werfen ihre Mützen in die Luft und zielen auf sie im Fluge, und derjenige ist König der Jagd, welcher am häufigsten in seine Mütze trifft. Tartarin war jeden Sonntag König, und deshalb war er der Held von Tarascon.

Und welch ein wunderbares Bild, jenes Tarascon, wo jede Familie in einer Romanze gefeiert wird! Man muß die Abende beim Apotheker Besuquet lesen, wo Tartarin das große Duett aus „Robert dem Teufel" singt, und jene langen Sitzungen bei dem Waffenschmied Costecalde in jenem Zimmer, in welchem die Mützenjäger sich versammeln. Gleichwohl ist Tartarin nicht glücklich. Der tapfere Kommandant Bravida, der Hauptmann der Rückzugbedeckung,

Digitized by Google

hat schön sagen: „Das ist ein Hasenfuß.“ Es ist ihm peinlich, seine ganze Kraft noch nicht bewiesen zu haben, er lebt in der Erwartung einer großen Gefahr, die sich ihm aber nicht bietet, und deshalb schießt er ins Leere. Des Abends, wenn er in den Klub geht, bewaffnet er sich mit Messern und Pistolen, als ob er auf eine gefährliche Expedition ausginge, aber noch hatte er niemals Gelegenheit zu einer bösen Begegnung. Endlich tritt eines Tages ein Ereignis in seinem Leben ein. Eine Menagerie ist in Tarascon eingetroffen und unter ihren Krokodilen, Wildkatzen und Robben befindet sich auch ein Löwe aus dem Atlas. Ein Löwe! Welch ein Raubtier für Tarascon, endlich ein Feind seiner würdig! Tagelang hält er sich in der Menagerie auf, so daß sich allmälich das Gerücht verbreitet, er wolle auf die Löwenjagd gehen. Er hat das Wort von seiner Abreise zwar nicht ausgestreut, aber er fühlt sich doch geschmeichelt von der Aufregung, die sich verbreitete; bald ist das Wort durch die ganze Stadt gegangen, deren Augen auf ihn gerichtet sind. Will er ein Held bleiben, muß er jetzt abreisen. Die Abreise Tartarins ist ein ganzes Gedicht, er bringt eine ganze Welt von Gerätschaften zusammen. Er kleidet sich türkisch aus Achtung gegen die Lokalfarbe und bewaffnet sich von Kopf bis zu Fuß. Schließlich begleitet ihn ganz Tarascon nach dem Bahnhofe, und der Zug führt ihn von dannen.

In Marseille erregte er mit seinem Arsenal eine große Aufregung. Dann nach einer fürchterlichen

Digitized by Google

Fahrt, auf welcher dem Helden schlecht zu Mute ist, schifft er sich nach Algier ein. Am andern Morgen reist er, ohne jemand etwas zu sagen, von Algier mit seinen Waffen weg und stellt sich des Abends gerade unter den Mauern der Stadt auf die Lauer nach den Löwen. Man denke, welch eine aufgeregte Nacht! Mit dem Morgengrauen glaubte er einen Löwen zu sehen, und er tötete einen Esel, den sich sein Eigentümer, ein Kneipwirt, mit zweihundert Franken von ihm bezahlen läßt. Dieser Kneipwirt schwört ihm übrigens zu, daß er nie in dem Lande einen Löwen gesehen habe; in dem Süden Algeriens gab es früher mal welche. Aber Tartarin läßt sich, als er in Algier angekommen ist, in ein Trottel- und Liebesleben ein und vergißt darüber die großen Löwen. Er ist mit einem Fürsten von Montenegro zusammengetroffen, der Abenteurer verbindet sich mit einer jungen Gaunerin Namens Baïa, einer Arbeiterin aus Algier, die sich für ein Haremsweib ausgibt, das kein Wort französisch versteht; und er versucht es nun, möglichst viel Geld aus jenem herauszuziehen. Indes kommt Tartarin zur Besinnung, als er durch ein Journal Nachrichten aus Tarascon erhält, wo man in großer Sorge über ihn ist. Er denkt daran, daß seine Landsleute ihn erwarten, da er versprochen hat, Löwen zu töten, und von neuem rüstet er sich aus und begibt sich mit seinem Arsenal auf die Reise.

Das Unglück ist, daß es in ganz Algerien keinen Löwen gibt, Jules Gérard hat gerade den letzten getötet. Aber der Fürst von Montenegro läßt nicht

Digitized by Google

nach, sein Opfer zu verfolgen, er bringt Tartarin mit Milianah zusammen, und dann beginnt in der Ebene von Chéliff die amüsanteste Schlacht, die man sich nur denken kann. Der Held hat ein altes, melancholisches Kamel gekauft, man durchsucht die Gebüsche, geht fast einen Monat lang von Douar zu Douar, schließlich legt sich Tartarin in einem Lorbeerrosenhain aufs neue auf die Lauer; aber da glaubt er Geräusch zu hören und wird von einer solchen Panik erfaßt, daß er sich zu retten versucht und den zurückgebliebenen Prinzen aufsucht. Aber kein Prinz ist mehr da. Tartarin hat die Unvorsichtigkeit gehabt, dem Prinzen seine Brieftasche anzuvertrauen; und dieser, der seit langer Zeit auf die Gelegenheit wartete, hat sich mit der Brieftasche aus dem Staube gemacht. Das Schlimmste ist, daß in diesem Augenblick ein wirklicher Löwe erscheint, ein blinder Löwe, ein heiliges Tier, das aus einem von Mohammed Ben Aouda gegründeten Kloster hergekommen ist. Tartarin tötet kopflos, wie er ist, den Löwen und wäre beinahe von den beiden Negern, die das Tier führten, getötet worden. Er läßt sich in einen langen Prozeß ein, dessen Kosten auf zweitausendfünfhundert Franken sich belaufen. Natürlich schickt er die Löwenhaut nach Tarascon.

Eine letzte Enttäuschung erwartet den Helden in Algier; er findet Baïa, wie sie mit dem Kapitän des großen Dampfschiffes, das sie nach Afrika geführt hat, provenzalisch spricht. Jener bietet ihm an, ihn wieder in sein Vaterland zurückzuführen, und

Digitized by Google

dort ereignet sich die drolligste Episode des Buches. Das Kamel Tartarins ist von einer Zärtlichkeit gegen seinen Herrn erfüllt; vergebens hat Tartarin, der entsetzt ist, dieses so melancholische Tier mit sich zu nehmen, es wohl zwanzigmal verkaufen wollen. Das Kamel, das sehr schlau ist, hat ihn immer wieder gefunden; als es seinen Herrn sich einschiffen sieht, springt es ins Meer, und der Kapitän nimmt es auf, wiewohl Tartarin von dem Tier nichts wissen will. Später folgt es dem Zuge von Marseille bis Tarascon. In Wahrheit ist Tartarin voller Angst, als er sich seiner Geburtsstadt nähert; er fürchtet die Spöttereien über seine unselige Reise; aber wie groß ist sein Erstaunen, als man ihm einen triumphartigen Empfang bereitet! Die Phantasie der Einwohner hat sich erhitzt, das Fell des blinden Löwen hat eine ungewöhnliche Erregung hervorgerufen, und die Stadt glaubt in ihrem Sohne einen berühmten Helden zu sehen. Es war das, was Alphonse Daudet geistreich einen Effekt der Täuschung nennt, um nicht das große Wort Aufschneiderei und Prahlerei hier anzuwenden, und das wunderbarste ist, daß das Kamel noch einen lächerlichen Erfolg hat. Tartarin rief mit bewegter Stimme: „Das ist ein vornehmes Tier, das hat gesehen, wie ich all die Löwen tötete!"

Das ist jenes Werk, von dem ich leider nur einen Auszug geben kann. Es lebt unter einem beständigen Gelächter, das bald sehr fein ist, bald aber in wilde Possenhaftigkeit ausbricht; niemals sind die harmlosen Lügner der Provence mit einer größeren Lustigkeit

Digitized by Google

gezeichnet worden, und die Ironie bleibt die eines Poeten, sie ist bewegt und bewahrt den Rhythmus einer Strophe; sogar an den Stellen, wo der Autor alles Maß verliert, scheint sich die Uebertreibung von selbst zu ergeben; er wird durch sein Künstlergefühl geleitet, es gibt nichts, das wahrer wäre, aber es ist von seiner komischen Seite gesehen und in lyrischem Schwunge behandelt. Ich habe gleichfalls auf den guten Humor der Späße hingewiesen; im Grunde ist nichts zu bitter und nichts zu roh satirisch; ich habe schon gesagt, daß Alphonse Daudet kein Revolutionär ist, er liebt die Menschen. Sein Tartarin, so grotesk er auch ist, ist doch der würdigste Bürger, dem man nur begegnen kann. Das sind alles höchst lächerliche, aber brave Leute. Es sind originelle Züge des Autors, die man in jedem seiner Werke wiederfindet.

IV.

Ich komme jetzt zu den Romanen Alphonse Daudets und will nur vorher noch „Den kleinen Dingsda" erwähnen, der etwas von der Erzählung und von der Novelle hat. Der erste Roman des Dichters ist: „Fromont junior und Risler senior." Der Versuch Daudets hat anfangs seine Freunde beunruhigt; in Frankreich beschränkt die Kritik die Dichter gern auf eine bestimmte Gattung; wenn man zehn Jahre lang Erzählungen geschrieben hat, dann kann man befürchten, sein ganzes

Digitized by Google

Leben lang Erzählungen schreiben zu müssen, und es wird einem kaum gestattet, auf anderem Gebiete Talent zu verraten. Man denke, daß Alphonse Daudet in einer um so peinlicheren Lage war, als man in ihm einen bewundernswerten, in den Einzelheiten geistreichen und in der Ausfeilung der kleinen Meisterwerke geschickten Autor sah. Er sollte seine Form erweitern, ohne eine seiner Eigenschaften aufzugeben. Er sollte vor allem sein liebenswürdiges Publikum behalten und das große Publikum dazu gewinnen. Wie ich schon gesagt habe, fehlt ihm eine einzige Gabe, die Kraft, und die Kraft sollte er gewinnen.

Nun ja, er hat infolge der Geschmeidigkeit seines Talentes die Kraft errungen, er hat dank der Tiefe seiner Gefühle und seiner Ironie seine Kunst zu verstärken vermocht. Man hat hier jene Erscheinung beobachten können, wie der Erzähler sich zu einem Romanschriftsteller entwickelte und zwar durch das einfache Anwachsen seiner Fähigkeiten. Heute ist er einer jener wenigen Schriftsteller, die im stande sind, einen Roman zu schreiben, durch den der große Zug des modernen Lebens geht. Der Dichter, der schöpferische Geist, welcher in ihm lebt, hat seine Personen und das Milieu kraftvoll herausgearbeitet. Er erreicht mit jedem Werke eine meisterhaftere Arbeit.

„Fromont junior und Risler senior" hat das große Verdienst einer klaren und typischen Handlung. Von dem ersten Kapitel an werden die Personen eingeführt, und das Drama beginnt. Wir befinden uns bei Vefour, beim Hochzeitsschmause des guten Risler,

Digitized by Google

eines Mechanikers, des Compagnons von Fromont, der eine der größten Fabriken der Papiermahlerei von Marais besitzt. Er heiratet die kleine Sidonie Chèbe, die er einstmals für die Geliebte seines Bruders Franz gehalten, eines Ingenieurs, der gerade bei den Isthmusarbeiten bei Suez in Afrika beschäftigt ist. Und der würdige Junge ist glückstrahlend, weil er niemals an das Glück gedacht hat, der Geliebte jener kleinen, rosig zarten Chèbe zu sein. Aber seit dem Ball, der dem Nachtmahl folgt, fangen wir an, zu begreifen. Sidonie fliegt im Walzer in die Arme Fromonts und wirft ihm vor, daß er sich verheiratet und den Treuschwur nicht gehalten habe. Das ist der erste Schauer des Ehebruchs in all der Freude. Die Nebenpersonen charakterisiren sich selbst mit einem Worte, mit einer einzigen Bewegung: Frau Georges Fromont, die sanfte und ruhige Frau, eine Gestalt von erhabener Heiterkeit und Ehrenhaftigkeit; Frau Chèbe, eine majestätische Gestalt, und Herr Chèbe, ein verwickelter Typus, ein Erfinder, ein Kaufmann ohne Geschäft, ein Rentier ohne Renten; der berühmte Delobelle, ein Komödiant aus der Provinz, der in Paris durchgefallen ist, wo er seit Jahren in der Hoffnung auf eine Rolle lebt, die originellste und meist bewunderte Gestalt aus dem Buche; der Großvater Gardinois, ein alter Millionenbauer, schlau, egoistisch und bösartig; der Kassirer Planus, ein naiver Schweizer und guter Kerl, der nur eine Schwäche at, die Furcht und den Haß gegen die Weiber;

Digitized by Google

kurz, eine mannigfache Welt von geistreich beobachteten und sehr kraftvoll dargestellten Gestalten.

Man muß die Kindheit Sidoniens kennen, um das tief Menschliche und speziell Pariserische, das sich nun entwickelt, zu verstehen. Die Familie Chèbe bewohnt ein altes Haus von Marais und hat zu Flurnachbarn die Delobelles und die Rislers. Der Flur ist sehr groß, mit einem ungeheuren Fenster auf die Nachbarhöfe und auf die Lichtung von Häusern, hinter denen man die schöne Fabrik der Fromonts, die Arbeitsräume und den Garten sieht. Dieser Flur ist wie ein neutrales Gebiet, auf dem die Einwohner sich zulächeln und Bekanntschaft mit einander schließen. Das ist ein Stück Paris, das sehr treffend beobachtet ist; natürlich gehört der Treppenflur der kleinen Chèbe; wenn ihre Mutter müde ist, sie sich mit ihren Kleidern beschäftigen zu sehen, sagt sie zu ihr: „Geh nach oben spielen!“ Und das Kind verschwindet dann stundenlang, tritt zu den Nachbarsleuten ein und verkehrt gleichmäßig in allen Wirtschaften. Bei dieser Gelegenheit erobert sie die beiden Rislers, den ältern, einen schon vernünftigen Mann, und den jüngern, Franz, der noch die Schule besucht und dem sie die Arbeiten in Unordnung bringt. So schleicht sie auch bei den Damen Delobelles herum, der Mutter, die eine würdige Frau ist, und der Tochter, einer armen hinkenden Person, welche sich beide zu Schanden arbeiten, um den berühmten Delobelles für den größten Kunstruhm in Gesundheit zu erhalten; ein Vergnügen aber findet die kleine Chèbe darin,

Digitized by Google

stundenlang am Flurfenster zu stehen und auf die schöne Fabrik der Fromonts hinüberzublicken. Sie träumt und sieht alle Freuden des Daseins; auch wird sie von Eitelkeit erfüllt, wenn sie der gute Risler, der in der Fabrik arbeitet, zu den Fromonts führt, denen sie wegen ihrer Munterkeit sehr gefällt. Sie wird die Freundin Claires und Georges, und sie beginnt sogar eine Liebelei mit diesem. Aber die Not ihrer Eltern zwingt sie, in eine häßliche Umgebung einzutreten, sie muß in die Lehre gehen, wo sie falsche Perlen einfassen lernt. Hier entsteht ein ganz wütender Neid in Sidoniens Herz; sie hat die Leidenschaften jener kleinen Arbeiterinnen, welche in Paris die Straße entlang schlendern und vor den Schaufenstern der Schmuckläden bleich vor Begierde stehen bleiben; fieberhaft sehnt sie sich nach angehäuften Reichtümern, nach den Equipagen, die an ihr vorbeifahren, nach den Vergnügungen und Liebschaften, die sie ahnt. Alles artet in ihr aus, unter ihrem anmutigen Puppengesicht verbirgt sich etwas Krankhaftes, und es entsteht in ihr eine kalte Hast der Freude, eine Freude, die möglichst viel Uebles anrichtet. Sie ist wie ein vergifteter Schwamm, der in den Rinnstein von Paris gefallen ist. Sie hat immer nur ein Ideal: die Wohnung der Fromonts, ihren Salon, ihren Garten, ihren Wagen, das Schloß von Savigny, welches dem Großvater Gardinois gehört. Auch wäre sie beinahe gestorben, als sie erfuhr, daß Georges seine Cousine Claire heiratet, um die letzten Wünsche seines Onkels zu erfüllen. Sie weist Franz ab unter

Digitized by Google

dem Vorwande, daß Desirée Delobelle ihn liebe, was auch wahr ist, und daß sie nicht eine Freundin in Verzweiflung stürzen kann. Dann behauptet sie plötzlich, Risler zu lieben, das ist derjenige, den sie haben will, weil er sie allein in die Fabrik der Fromonts, deren Compagnon er geworden ist, einführen kann. Schließlich tritt sie als Eroberin auf, als Frau, die den Ruin und die Schande in den Falten ihres Rockes trägt.

Die Wohnung Rislers befindet sich im zweiten Stock des Hauses, im ersten liegt die der Fromonts. Sidonie fängt damit an, mit Claire, welche sie wegen ihrer Erziehung und ihrer natürlichen Vornehmheit haßt, im Luxus und im guten Ton zu wetteifern. Aber das ist noch ein unschuldiges Spiel; bald entwickelt sich das Drama, Sidonie erneuert mit Georges im Schlosse zu Savigny ihre Jugendliebschaft, aus der sich ein Ehebruch entspinnt. Das ist eine blinde, heftige Leidenschaft, der sie ohne jede Vorsicht fröhnt. Georges ist ganz von ihr eingenommen, gibt blindlings Geld aus und führt sie in die modernen Restaurants und kleinen Theater. Da beginnt der Kassirer Planus für seine Kasse zu zittern; er ahnt, daß ein Weib dahintersteckt, und weiß schließlich, wer dieses Weib ist; er mutmaßt, daß Risler mitschuldig sei, so blind ist dieser und so ganz dem Studium der Erfindung einer Rotationsdruckmaschine ergeben, mit der das Haus beträchtliche Vorteile gewinnen soll. Während die beiden Liebenden zu ihren Rendezvous gehen, steigt Herr Risler zu Frau Fromont herab,

Digitized by Google

um ihr Gesellschaft zu leisten, und nichts ist rührender als jene Abende, welche diese beiden getäuschten Menschen in ruhigen und heiteren Stunden gemeinsam verbringen. Schließlich schreibt Planus in seiner Bestürzung an Franz und bittet ihn inständigst, doch zu kommen, um ein Unglück zu verhüten. Und Franz kommt mit der Absicht, streng die Rolle eines Richters durchzuführen. Aber seitdem er eine Auseinandersetzung mit Sidonie gehabt, hat er sich feigerweise verleiten lassen und fühlt sich geradezu durch die Reize dieses Weibes gelähmt. Einst hat er sie geliebt, jene alte Liebe wird durch die kluge Taktik seiner Schwägerin entzündet und lodert abermals auf. Diese hatte sehr wohl begriffen, daß sie verloren wäre, wenn Franz ihren Gatten über sie aufklärte. Darum arbeitet sie daran, Franz ungefährlich zu machen, ihm Hände und Füße zu binden, daß er sich nicht rühren kann. Und durch die Verderbtheit, die sie ausatmet, und die Geschmeidigkeit ihrer wollüstigen Natur ist sie zu dieser Arbeit wunderbar geschickt. Ihr Plan ist sehr einfach, sie will sich von Franz lieben lassen und einen klaren Beweis dieser Liebe in der Hand halten und ihm ins Gesicht lachen, wenn sie ihm erst die Möglichkeit genommen, ihr zu schaden; und sie führt das kaltblütig aus. Endlich besitzt sie den Beweis, den sie wünscht, einen Brief, in welchem Franz ihr seine Liebe gesteht, und ihr den Vorschlag macht, mit ihm zu entfliehen. Nun bleibt dem unglücklichen Rächer nichts weiter übrig, als nach Aegypten zurückzukehren. Die Geschicklich-

Digitized by Google

keit Sidoniens, welche für ihre Vergnügungen kämpft, hat den Versuch, Risler vor der Schande und Fromont vor dem Ruin zu retten, zum Scheitern gebracht.

Hier wird eine Episode eingeführt, die außerordentlich rührend ist. Desirée Delobelle, die arme, kleine, hinkende Person, liebt immer noch Franz. Als sie ihn wiederkommen sah, glaubte sie, er käme, um sie zu heiraten. Er selbst hatte sie in der Hoffnung gelassen. Als er wieder abreist, wird sie von großem Schmerz ergriffen, sie kann das Leben nicht mehr ertragen, läuft die dunklen Straßen an der Seine entlang und wirft sich an der Böschung herunter; aber der Tod will sie noch nicht haben, man rettet sie und bringt sie zum Polizeikommissär, endlich stirbt sie in ihrem Bette. Ihr Vater, der berühmte Delobelle, schleppt zu ihrer Beerdigung alle Komödianten der kleinen Theater mit. Berauscht von dem Pomp des Leichenzuges, in dem man auch die Kutsche Sidoniens sieht, findet er auch hier unter seinen Thränen seine eitle Schauspielerpose, indem er sagt: „Es waren zwei herrschaftliche Wagen dabei."

Indessen ist der Ruin des Hauses ein unermeßlicher. Sidonie hat Georges zu allen Dummheiten verleitet. Wenn man nicht hunderttausend Franken findet, kann Planus an den Verfalltagen des kommenden Monats seinen Verpflichtungen nicht nachkommen, und der Konkurs ist erklärt. Klara versucht es nun mit einer Reise zu ihrem Großvater Gardinois. Der alte Bauer verweigert aber die hunderttausend Franken, entzückt

Digitized by Google

über dieses Ereignis und glücklich, die Fromonts in Not zu wissen, und in höchster Gemeinheit erzählt er seiner Enkelin die Liederlichkeiten ihres Gatten und nennt ihr Sidonie als ihre Rivalin. Klara bleibt bei diesem Zusammenbruche ihres Glückes sehr stark; einen Augenblick denkt sie daran, mit ihrem Kinde davonzugehen, dann aber empfindet sie, daß die Pflicht ihr befiehlt, zu bleiben. Das Schicksal Rislers ist noch ergreifender. Plötzlich verrät ihm der durch den Gedanken an einen Konkurs außer sich gebrachte Planus alles. Risler fällt nieder wie ein getroffener Stier, er erhebt sich, eilt in seine Wohnung, wo gerade seine Frau einen Ball gibt, führt sie, die mit allen ihren Kleinodien geschmückt ist, hervor, entreißt ihr die Diamanten, die er Planus übergibt, beraubt sich selbst seiner Taschenuhr und gibt alle jene Reichtümer her, die dem Ehebruche entstammen und die dazu dienen könnten, die hunderttausend Franken zu bezahlen. Sidonie hat sich in ihrer Ballrobe aus dem Staube gemacht. Risler verbietet, daß man ihren Namen in seiner Gegenwart ausspreche, er hat nicht versucht, von Fromont Rechenschaft seines beleidigten Glückes zu verlangen. Er mochte nichts weiter mehr sein, als ein einfacher Angestellter von ehemals. Nichts gleicht der Größe dieser erhabenen Gestalt eines Ehrenmannes, welcher alles anwendet, um das Uebel wieder gut zu machen, das seine Frau angerichtet hat. Schließlich geht seine Rotationsdruckmaschine, und er hat der Fabrik einen neuen Vorteil zugeführt, er will nur Ruhe, ja Vergessenheit, als ein letzter Schlag ihn

Digitized by Google

ereilt. Sidonie hat sich beim Weggehen an ihrem Gatten rächen wollen und hat ihm Franzens Brief geschickt. Risler glaubt, es wäre ein Brief, in dem sie ihn um Verzeihung anfleht, will ihn nicht lesen und übergibt ihn dem Planus zum Aufbewahren. Gerade an dem Tage, an welchem er ihn vom Kassirer zurückverlangt, hat dieser ihn ins Palais Royal, in ein Konzerthaus geführt, wo sie Sidonie, die eine herumziehende Schauspielerin geworden ist, wiederfinden, während sie mitten im Cigarrendampf auf den Brettern ein Lied singt. Und am nächsten Morgen erhängt sich Risler, nachdem er den Brief gelesen hat.

Ich habe dieses Werk ganz ausführlich analysirt, um so das Lebendige in ihm zu zeigen. Es enthält durchaus bemerkenswerte Teile; wenn Risler in den ersten drei Teilen des Buches zu gutmütig ist, so nimmt er plötzlich eine Haltung von seltener Energie an. Und sogar seine Gutmütigkeit am Anfange wird zum herrlichen Gegensatz im Vergleich mit seiner stolzen Ehrenhaftigkeit am Ende. Die Person Sidoniens ist ebenso wissenschaftlich aufgefaßt, der Typus ist ganz Pariserin und ohne Uebertreibung studirt, das Laster ist in seiner Natürlichkeit dargestellt. Da sind besonders noch zwei Gestalten, in denen der Autor sich als bedeutender Romanschriftsteller gezeigt hat. Vielleicht kann man ihm den Vorwurf machen, daß er die Gestalt Franzens zu wenig herausgearbeitet hat: es gab da einen interessanten Fall zu studiren, die Vergiftung einer braven Seele durch die Berührung mit der verderbten Schönheit Sidoniens. Aber Franz

Digitized by Google

ist für ihn nur ein Mittel geblieben, und er hat es vorgezogen, das ganze Licht auf Risler und Sidonie fallen zu lassen. Welch reizende Scenen, noch abgesehen von der Haupthandlung! Der Autor hat die Delobelles mit seinem besten Herzblut gemalt, er hat seine Thränen für die kleine Desirée und seine Ironie für den berühmten Delobelle verschwendet, jenen Typus eines Menschen, dem die Bretter und die Eitelkeit zur zweiten Natur geworden sind, und der keinen wahren Ton und keine richtige Bewegung mehr treffen kann, der in der Welt seiner falschen Ideale und der ewigen Pose lebt, aber dabei dick bleibt und von seiner Frau und seiner Tochter gut gepflegt wird, der sich als den Märtyrer der Kunst ausspielt und in seinen großen Schmerzen mit unbändigem Egoismus über sich selbst in Rührung versinkt. Die großen Romanschriftsteller lassen sich daran erkennen, daß sie vor allem die Schöpfer von wirklichen Wesen sind. Ich sollte auch von Teilen der Komposition, die von dem Künstler mit außerordentlicher Kraft ausgeführt sind, sprechen. Es sind dies namentlich die Sonntagsspaziergänge in der Umgegend von Paris, der Bahnhof von Lyon, wo Franz fast eine ganze Nacht verbringt, um Sidonie zu erwarten, ein Bahnhof mit seinen letzten Zügen, mit seinem ersterbenden Geräusch, seinem allmälich einschlafenden Leben, eine Beschreibung von wunderbarer Genauigkeit und Darstellung; endlich alle die Schilderungen der Papiermahlereifabrik, der Arbeiterwinkel von Paris, der durch ihre Wahrheit interessanten Bemerkungen, welche in dem

Digitized by Google

Dichter einen Anhänger der modernen Kunst erkennen lassen, einen Naturalisten, der seine Beobachtungen von einem poetischen Gesichtspunkte aus anstellt. Die neue Schule besteht ganz in jener doppelten Thätigkeit: nämlich zu fühlen, was ist, und zu sagen, was man gefühlt hat, indem man es mit dem besonderen Leben seines Temperamentes erfüllt.

V.

In „Jack" hat Daudet seine Form noch mehr erweitert; nicht allein, daß das Werk zwei Bände enthält, aber es ist auch nicht einmal mehr in eine einzige Handlung eingeschlossen. Ein ganzes Menschenleben, das sich entwickelt und das über die Zufälligkeiten des Daseins hinweggeht, indem es verschiedene Milieus durchschreitet, Episoden folgen auf Episoden, Gemälde auf Gemälde, und das Buch würde etwas lang und verworren sein, wenn nicht eine Hauptidee die Teile vereinigte und sie ein und derselben Entwicklung zuführte.

Jack ist der Sohn einer Cocotte, eines guten Mädchens mit einem Vogelgehirn, immer lustig und ausgelassen, deren Vergangenheit der Autor im Dunkel gelassen. Ida von Barancy lebt augenblicklich mit einem reichen Herrn, den das Kind mit dem Namen „eines guten Freundes" benennt. Ida will ihren Sohn in die Pension schicken; nachdem sie es vergeblich versucht hat, ihn in ein

Digitized by Google

aristokratisches Institut, das von Priestern geleitet wird, unterzubringen, läßt sie ihn in die seltsamste Anstalt der Welt, nämlich in das Gymnasium Moronwal eintreten. Die Leiden, die Jack hier erduldet, wären noch nichts, wenn seine Mutter nicht die Bekanntschaft eines Dichters, eines Litteraturlehrers, nämlich des Vicomte Amaury von Argenton machte, eines in den olympischen Künsten Ohnmächtigen, der mit all den Lächerlichkeiten eines unverstandenen Autors das Hassenswerte eines unverbesserlichen Egoisten verbindet. Von jener Zeit an ist Jack ein unglückliches Kind. Amaury läßt sich mit Ida, welche er Charlotte tauft, ein und später, als das Kind sich aus dem Gymnasium Moronwal befreit hat, wird er ungeduldig und überredet das junge Weib, ihn einen Arbeiter werden zu lassen. So wird Jack also in die Hüttenwerke Indrets geschickt, um das Maschinenfach zu erlernen. Aber er ist zu schwach und hat keine Neigung dazu. Dann entschließt er sich, Heizer am Bord des Cydnus zu werden. Allmälich versinkt er in Völlerei und verfällt in eine unheilbare Entartung. Später, nachdem er beinahe in einem Sturme umgekommen wäre, kehrt er nach Paris zurück und sieht sich aufs neue in die künstlerische Bohème versetzt, an welcher Argenton teilgenommen hat; seine Mutter pflegt ihn, denn er hüstelt stark und hat den Anfall einer Brustkrankheit gehabt. Hier findet sich die erquickende Episode des Buches.

Um sich von diesem jungen Menschen zu befreien, schickt ihn Argenton nach Aulnettes, wo er ein kleines,

Digitized by Google

in einem Gehölz verstecktes und ihm gehöriges Haus bewohnen soll, und Jack findet in diesem Lande eine Jugendfreundin wieder, Cäcilie, die Tochter des guten Doktors Rivals, ein liebes und heiteres Kind, das ihn den Lastern seines Arbeiterlebens entzieht. Er trinkt nicht mehr, er will sie verdienen und widmet sich brav der Arbeit. Einen Augenblick hat er sogar die Freude, seine Mutter Argenton zu entreißen; aber die arme Leichtsinnige läßt sich bald wieder von ihrem Dichter zurückerobern. Jack muß bis an sein Ende die Qual seiner Geburt und seines Schicksals ertragen. Infolge der übermäßigen Arbeit kommt der Husten wieder; doch weigert sich Cäcilie aus übertriebener Gewissenhaftigkeit, ihn zu heiraten, als sie erfahren hat, daß sie ihre Herkunft einer dunklen Geschichte verdanke. Jack kommt schließlich todkrank ins Krankenhaus, ohne seine Mutter gesehen zu haben. Argenton hat Charlotte bis zum letzten Augenblicke zurückgehalten. Als die Mutter an das Bett tritt, in welchem ihr Sohn soeben gestorben ist, stößt sie einen entsetzlichen Schrei aus, „tot", sagt sie; „nein . . ." sagt der alte Rivals mit einer harten Stimme, „nein . . . erlöst!"

Ich habe nur flüchtig die Geschichte, welche die beiden Bände füllt, andeuten können; diese Geschichte ist eigentlich wenig verwickelt. Der Dichter hat nur eine weitere Form gesucht, in welcher er leicht seine Kenntnis der Details anbringen konnte. Alle großen Eigenschaften des Romans liegen in der Entwicklung der Episoden. Dieses Leben Jacks, das sich mitten

Digitized by Google

in einer großen Welt entwickelt: ist es nicht das vielseitige und mannigfaltige, in großen Strömen dahinfließende Leben selbst? Daudet hat hier die Methode der naturalistischen Romanschriftsteller befolgt, welche aus dem Gerippe einer geringen Intrigue den Roman sich entwickeln lassen und ihn zur Universalität der menschlichen Handlungen erheben.

Der Roman bewegt sich in zwei ganz verschiedenen Milieus. Das erste ist das seltsame Volk der verdorbenen und unverstandenen Künstler, denen Jack im Gymnasium Moronwal begegnet. Dieses Gymnasium ist eine ganze Welt von Spaßhaftigkeit. Moronwal, ein Kreole, und seine Frau, Madame Moronwal, geborne Decostère, haben die seltsame Idee, eine Anstalt für Kinder von Ausländern zu eröffnen; ihr Programm, ein ganz merkwürdiges Programm, kündigt Kurse in der französischen Aussprache nach der Methode Moronwal-Decostère an, die in der Feststellung der phonetischen Organe besteht. In Wahrheit schlägt Moronwal nur Geld aus den unglücklichen Kindern, die man ihm anvertraut und die man bei ihm vergißt. Er hat eine Sammlung von Schülern, die aus allen vier Windrichtungen hergekommen sind, aus Aegypten, aus Persien, aus Java und aus Guinea. Ja, er hat sogar einen kleinen König, den Sohn des Königs von Dahomey, den kleinen Madoû-Ghézô, einen jungen Neger, mit dem man anfangs Reklame macht, und den man dann zum Bedienten benützt. Der kleine König putzt die Stiefel, geht auf den Markt, um für zwei

Digitized by Google

Sous Gemüse für die Küche zu besorgen. Natürlich hat sich Moronval auch mit merkwürdigen Lehrern umgeben, dem Dichter Argenton, dem Gelehrten Hirsch, welcher seine Patienten vergiftet, dem Sänger Labassindre, dessen ganzes Verdienst in einem bestimmten Ton besteht, den er von Zeit zu Zeit hervorstoßen muß, um sicher zu sein, daß er ihn auch nicht verliert. Zuweilen finden im Gymnasium litterarische und künstlerische Abende statt, zu denen die ganze Künstlerbohème von Paris zusammenkommt. Daudet hat dieses Stück Pariser Lebens mit einer humoristischen Kraft und großem Uebermut dargestellt, der aber gleichwohl durch das Mitleid gemildert wird; denn alle jene lächerlichen Märtyrer der Kunst bewahren doch, wie er zeigt, eine Anmut im Dulden, die andere Unglückliche nicht kennen.

Das zweite Milieu, in dem Jack lebt, ist die Arbeiterwelt. Hier hat der Verfasser seiner Liebe zur modernen Welt Genüge gethan. Er hat die Hüttenwerke von Indres beschrieben, die Maschinen in ihrer Thätigkeit, die Arbeiterhallen, erfüllt von dem kreischenden Lärm der Maschinisten mit meisterhafter Genauigkeit und mit einem wunderbaren Verständnis lebendiger Beschreibung. Ich will besonders die Aufstellung einer Maschine erwähnen, die ein Meisterstück der Komposition ist. Später am Bord des Cydnus finden sich Stellen, welche Jack in seiner Heizstube, in der Glut, die ihn umgibt, lebendig darstellen, wie er in den schwarzen Flanken des Schiffes auf und nieder läuft, ohne den Himmel zu sehen, unter welchem

Digitized by Google

er sich bewegt. In Paris endlich erzählt uns der Verfasser von den Arbeitern, die er als Beobachter aus der Nähe studirt hat. Der Roman hat sich bis dahin um das Volk nicht gekümmert, der Dichter des Jack ist einer der ersten, die es gewagt haben, in jene besondere Welt hinabzusteigen, die für einen Koloristen eine so bewundernswerte Aufgabe ist. Die besten Seiten in jenem letzten Teil des Werkes sind eine Arbeiterhochzeit in St. Mandé, ein von Arbeitern bewohntes Haus in der Rue des Panoyaux, kurze Schilderungen von Sonntagen in Paris, von Spaziergängen auf den Hügeln Chaumont und von den Arbeitsräumen während der Arbeit.

Es ist mir sehr schwer, von diesem großen Roman in so flüchtiger Analyse ein vollständiges Bild zu geben. Gleichwohl will ich die großen Eigenschaften andeuten, derart, daß ich kurz auf sie hinweise; deshalb bleibt mir nur noch übrig, die Hauptpersonen zu charakterisiren. Ida von Barancy ist eine der glücklichsten Gestalten des Autors, er hat sie mit einer seltenen Feinheit behandelt, er hat sich wohl gehütet, aus ihr ein hassenswertes Geschöpf, eine gemeine Person, eine schlechte Mutter oder eine lasterhafte Maitresse zu machen. Nein, Ida hat nur eine verkehrte Verstandesrichtung, sie hat eines schönen Tages sich über alles hinweggesetzt und lebt seit jener Zeit in unordentlichen Verhältnissen. Sie gleicht einer Ameise, einem Papagei und einer Elster. Sie vergöttert ihren Sohn, aber sie hat nicht die Kraft, für ihn etwas zu thun, und sie läßt ihn zu Grunde gehen, ohne etwas

Digitized by Google

anderes als ein paar Thränen zu finden, die von selber trocknen. Und bei alledem ist sie zugleich reizend, kokett und spießbürgerlich; nichts ist charakteristischer als die erste Scene des Romans, in welcher der Verfasser sie uns zeigt. Sie hat Jack in ein von Jesuiten geleitetes Institut geführt und schwatzt mit dem Obersten, der sogleich sieht, mit was für einer Frau er es zu thun hat. Dann schluchzt sie, als der Priester die Aufnahme ihres Sohnes verweigert. Noch am selben Abend besucht sie einen Ball und Jack verbringt die Zeit in der Küche bei den Dienstboten seiner Mutter, welche für seine Zukunft entscheiden, indem sie für ihn das Institut Moronwall ausfindig machen. Typisch sind noch die Geständnisse, welche sie Jack später über seinen Vater macht. Jedesmal wechselt dessen Name, ist die Geschichte ganz anders. Sie selbst weiß vielleicht nicht mehr genau den wahren Namen und die wirkliche Geschichte. Neben dieser Figur, einer so tiefsinnig zergliederten Frau, ist die Gestalt Argentons vielleicht noch gründlicher erforscht. Dieser große, schöne Mann mit dem Wachskopf, dem Schnurrbart eines Hauptmanns und den verglasten Augen, schwach und hart zugleich, ist eine widerwärtige, aber unvergeßliche Gestalt. Daudet hat in ihm all die litterarische Ohnmacht, all die eitlen Posen, all die bösen Eifersüchteleien, seine zanksüchtige Bosheit, die albernen Träume und die Intriguen angehäuft. In Paris lebt Argenton unter einem rohen Haß gegen den Erfolg in einem finstern Hotel garni. Später macht er eine Erbschaft und bewohnt, als er

Digitized by Google

sich mit Charlotte eingelassen hatte, in Aunettes das kleine Landhaus seiner Träume, an dessen Giebel er in prätentiösem Lateinisch die Worte anbringen ließ: „Parva domus, magna quies.“ Jetzt besitzt er alles, was er sich ersehnt hat: ein Zimmer in einem Lusthaus, einen Stuhl Heinrich II., eine Ziege mit Namen Dalti, aber das Genie will immer noch nicht kommen. Er kann keine Zeile schreiben, er bleibt stolz und ohnmächtig. Um sich zu zerstreuen, geht er so weit, auf seinem Dache eine Aeolslyra anbringen zu lassen, aber die Lyra gibt grausige Töne von sich, man muß sie verschließen und wie ein tolles Tier mit Fußtritten vernichten. In einer Scene besonders erhält die Gestalt Argentons eine wunderbare Tiefe; man glaubt, daß Jack in Indres einen Diebstahl ausgeführt hätte, man braucht sechstausend Franken, um ihn aus der Affaire zu ziehen. Argenton, der ehrgeizig ist, leiht ihm kein Geld, aber er willigt ein, daß Charlotte einen „guten Freund“ darum angehe. Er will sie sogar selbst bis zur Thür des Schlosses jenes alten Liebhabers, welches sich in der Touraine befindet, begleiten. Und er trabt auf einer Straße umher, indem er unter einer Hecke das königliche Eigentum des „guten Freundes“ betrachtet. Ich kenne hinsichtlich der menschlichen Analyse keine bedeutendere Situation. Argenton verkörpert hier die Niederträchtigkeiten eines Gewohnheitsliebhabers gegen eine Geliebte, aus der er Nutzen zieht. Er ist klein und niedrig, er, der so hochmütig sich geberdet. Die ganze Gemeinheit seiner häßlichen Natur erscheint

Digitized by Google

unter seiner bleichen Maske. Wie in „Fromont junior und Risler senior“ hat Daudet hier die Kraft errungen, jene Gabe, welche seine anderen Eigenschaften ausschließen zu müssen schienen.

Ich habe mich auf die Hauptpersonen beschränkt, die Nebenfiguren sind alle gleichmäßig durch einen einzigen Zug gezeichnet; es gibt noch eine Episode, von der ich noch nicht gesprochen habe, und die ein ganzes Drama ist, deren zarte Behandlung einen besondern Reiz hat. Es handelt sich um einen Ehebruch in einer Arbeiterwirtschaft zu Indres. Frau Roudic, eine bleiche junge Frau mit einer für ihren schwachen Kopf schweren Fülle von Haaren, liebt ihren Neffen, den schönen Nantais, und stürzt sich in die Loire, als ihr Liebhaber wegen eines Diebstahls aus der Fabrik davongejagt wird. Das ganze Werk schwimmt übrigens in Thränen. Wie Alphonse Daudet selbst in seiner Widmung an Gustave Flaubert schreibt, ist der Roman ein Werk des Zorns, des Mitleids und der Ironie; er hat Jack wegen seines grausamen Todes rächen wollen, indem er ihn beweinte und seine Peiniger an den Pranger der Lächerlichkeit stellte. Wenn er sich der Rührung, die ihm das Unglück seines Helden bereitet, einmal erwehrt, so geschieht es, um Argenton mit seinem Spott zu töten. Wie ich gesagt habe, kann Daudet in seinen Werken nicht gleichgiltig bleiben; er ereifert sich, küßt seine Personen auf die Wangen oder stichelt sie bis aufs Blut; niemals aber hat er sich mehr ereifert als in seinem „Jack“. Man hört ihn, wie er sich

Digitized by Google

amüsirt, wie er sich ärgert, wie er weint und wie er sich mokirt. Und daher der individuelle Zug, der die Seiten belebt, und die Wärme, die aus jeder Zeile dem Leser entgegenströmt.

VI.

Unter den Werken Alphonse Daudets gibt es eine ganze Gruppe, die ich bisher noch unerwähnt gelassen habe; ich will nämlich von seinen dramatischen Arbeiten reden. Der Autor hat sich in allem versucht, im Roman sowohl wie im Drama. Als Romanschriftsteller hat er mit der Erzählung angefangen; als Dramatiker hat er mit dem Einakter begonnen. Ich kenne vier Einakter von ihm, die im Théâtre-Français, im Odéon und im Vaudeville gegeben wurden, mit folgendem Titel „Die Abwesenden", „Die weiße Nelke", „Der ältere Bruder" und „Das letzte Idol". Dieses letzte Stück hat einen großen Erfolg gehabt und sich auf dem Repertoire erhalten. Aber Daudet hat seine Form erweitern wollen, er empfand das Bedürfnis, seine theatralische wie seine Romanform zu vergrößern. Erst ließ er im Ambigu ein fünfaktiges Drama „Lise Tarvenier" aufführen, das aber einen mäßigen Erfolg hatte. Dann schrieb er für das Vaudeville ein Stück in drei Akten und fünf Bildern, „Die Arlésienne", mit der ich mich besonders beschäftigen möchte, weil hier ein charakteristischer Fall vorliegt, der die

Digitized by Google

Situation erklärt, in welcher sich bei uns die dramatischen Werke der Romanschriftsteller befinden.

Vor allem wollen wir hier eine genaue Analyse der „Arléſienne“ geben. Wir befinden uns in der Provence am Ufer der Rhone in einem Pachthofe von Caſtelet. Roſa Mamaï, die Pächterin, iſt Witwe, ſie leitet den Haushalt mit ihrem Sohne Friedrich und ihrem Schwager Francet Mamaï, einem Greiſe. Es befindet ſich noch ein zweiter Sohn Roſas im Hauſe, deſſen Geiſt nicht zur Entwicklung gekommen iſt und den man den Unſchuldigen nennt. Dazu kommt noch ein alter Schäfer, der für den Unſchuldigen Geſchichten erfindet und ſich auf die Sterndeuterei verſteht. Wenn der Vorhang ſich erhebt, wird Friedrich von einem Liebesfieber für ein Mädchen aus Arles gequält, dem er bei einem Feſte begegnet iſt. Roſa wird beauftragt, ihren Bruder, den Patron Marc, um Aufklärung über dieſes Mädchen anzugehen. Der Patron Marc macht ſich geraden Wegs zu den Eltern des Mädchens auf, trinkt dort guten Branntwein und ſchildert jene Leute als ſteinreich. Man freut ſich in der Wirtſchaft darüber, hält ein Verlobungsgelage ab, als der Pferdeknecht Mitiſio erſcheint und dem Großvater ſagt: „Was! Sie wollen Ihr Kind einer Metze geben, die ſeit zwei Jahren meine Geliebte iſt!“ Und er zeigt zwei Briefe, welche die Arléſienne ihm geſchrieben hat, damit Friedrich ſie leſe und geheilt werde. Aber Friedrich bewahrt im Herzen ſeine quälende Liebe und verbirgt ſich auf dem Felde wie ein verwundetes

Digitized by Google

Tier. Seine Mutter schaudert bei dem Gedanken eines Selbstmordes; sie folgt ihm, späht ihm jeden Augenblick nach und wirft ihm ihr Patenkindchen Vivette mit der ruhigen Entschlossenheit einer Mutter, die ihr Kind retten will, in die Arme. Endlich als sie ihn traurig und stumm in seiner Liebeswut dahinsiechen sieht, wie er sich immerwährend durch die Lektüre der beiden Briefe, die er aufgehoben hat, aufregt, da vereinigt sich die Familie und entschließt sich resolut, daß man ihm die Arlésienne geben müßte. Das Mädchen ist eine Dirne, das ist ja möglich, aber sie will lieber eine Dirne aufnehmen, als ihren Sohn sterben sehen. Als Friedrich von dem heldenhaften Opfermut seiner Mutter erfährt, richtet er sich wieder auf und versucht es, der würdige Sohn jener energischen Frau zu werden, ruft aus, daß er Vivette heiraten wolle, und der junge Mann scheint geheilt. Er lächelt dem jungen Mädchen zu und sagt ihr, daß er am Morgen selbst die Briefe dem Mitifio zurückgeschickt habe; plötzlich erscheint der Pferdeknecht noch einmal. Er hat die Briefe noch nicht angetroffen und will sie zurückverlangen, weil er noch am selben Abend die Arlésienne entführen will. Als Friedrich seinen Nebenbuhler sieht, dessen Namen man ihm bis jetzt verheimlicht hatte, wird er bei der Erzählung von dem Entführungsprojekt von leidenschaftlicher Wut befallen. Er will sich auf den Knecht stürzen und fällt wie tot nieder. Jetzt ist alles aus, und der Tod ist ihm bestimmt. Rosa bewacht die Thür ihres Sohnes, aber der Unschuldige, dessen

Digitized by Google

Geist jetzt aufgeweckt wird, beruhigt sie, und sie entschließt sich, sich niederzulegen, indem sie sich mit Schaudern an das Wort des Schäfers erinnert, der ein Unglück prophezeit hatte für den Tag, an welchem das Haus nicht mehr seinen Unschuldigen hätte. Rosa hat sich kaum niedergelegt, als Friedrich über die Bühne geht und eine Treppe besteigt, die zum Boden führt. Da oben wird er ein Fenster offen finden und könnte sich in den Hof hinunterstürzen, seine Mutter erwacht, ein schrecklicher Kampf entspinnt sich zwischen beiden; er hat eine Thür geöffnet, welche die Treppe absperrt, und man hört den dumpfen Sturz eines Körpers. Auf diese Weise endet Friedrich in seinem Liebeswahn.

Nichts ist mächtiger und nichts einfacher als diese dramatische Idylle. Ich habe daraus weder die reizendsten noch die schrecklichsten Episoden wiedergeben können; so hat das ganze zweite Bild, welches sich am Ufer des Teiches von Vaccarès in Camargue abspielt, etwas von dem Duft eines antiken Hirtengedichts, und hier findet die wunderbare Scene zwischen Friedrich und Vivette statt, in welcher das junge Mädchen den Ratschlägen Rosas gehorcht und den jungen Mann mit ganz ungewöhnlicher Ungeschicklichkeit zu verführen sucht. Das dritte Bild, das in der Küche des Pachthofes spielt, hat eine gewisse Größe, und man muß sehen, mit welcher Rührung Rosa dem Friedrich die Arlésienne anbietet, damit er sich nicht töte. Uebrigens wird das ganze Stück von der Heldenrolle der Mutter beherrscht. Rosa ist

Digitized by Google

die Mütterlichkeit im Zustande der Leidenschaft, so wie Friedrich die Liebe in der Wut und der fixen Idee ist. Der Kampf entspinnt sich zwischen der Liebe, die tötet, und der Zärtlichkeit, die rettet. Diese so große und so menschliche Handlung entwickelt sich in einer poetischen Form von ergreifendem Liebreize. Alles kündigte einen ungeheuren Erfolg an.

Nun gut, aber die „Arlésienne" fiel durch. Die Poesie des Stückes, die reizendsten Worte und die rührendsten Episoden haben sich nicht auf der Bühne gehalten. Das Pariser Publikum hat sich gelangweilt und das meiste nicht verstanden. Alles das war zu neu. Ferner hat das Stück den großen Fehler, einen eigenen Ton und eine eigene Sprache zu haben. Eine Thatsache soll mich verständlicher machen: Als eine der Personen von singenden Ammern sprach, da lachte der ganze Saal, alle Pariser lachten, weil man in Paris nur die Ammern als Speise kennt und sich nicht denken kann, daß jene Vögel, die doch so gut und so fett gekocht sind, singen könnten wie die anderen.

Der Mißerfolg Daudets hat das Schlimme gehabt, daß man in ihm den Dramatiker verurteilte, weil er vorher Romanschriftsteller war. Unsere Kritik behauptet, wer einen Roman schreibt, könne kein Theaterstück machen. Die Romanschriftsteller, meint man, haben zu viel Talent für die Beschreibung, dann analysirten sie zu viel, sie sind zu sehr Poeten, kurz und gut, sie haben der guten Eigenschaften zu viele. Das ist nicht etwa ein Scherz. Man kann gewiß sein,

Digitized by Google

daß, wenn die „Arléſienne“ ein großes Drama oder eine geſchickt fabrizirte Komödie geweſen wäre, würde ſie ein großes Geſchäft gemacht haben. Man mußte ihr nur das nehmen, was aus ihr ein litterariſches Kleinod machte. Dieſes Stück bleibt nichtsdeſtoweniger eines der glücklichſten Werke des Dichters, und ich bilde mir ein, daß es eines Tages wieder auf den Brettern erſcheinen und daß es das Publikum dann aufnehmen wird. Gewiß iſt Alphonſe Daudet kein Dramatiker, wenn man darunter einen Arbeiter mit klobigen Händen verſteht, der ein Stück zurechtarbeitet, wie ein Tiſchler einen Tiſch zimmert. Aber es ſteckt in ihm ein ſehr feiner und ein ſehr ſcharfſinniger Theaterverſtand.

VII.

Mein Schluß ergibt ſich leicht. Daudet verführt ſeine Kritiker, wie er ſeine Leſer verführt, dieſe Verführung iſt der charakteriſtiſchſte Zug in ihm. Ich möchte ſie mit derjenigen gewiſſer Frauen vergleichen, die nicht abſolut ſchön ſind, die aber noch mehr gefallen als die ſchönen. Sieht man ſich dieſe Frauen genau an, ſo findet man, daß ihre Augen klein ſind, ihre Naſe unregelmäßig gebaut und mokant und ihr Mund groß und ſchelmiſch iſt; ſie ſind zu lebendig, zu bewegt, zu nervös. Aber ihre Seele liegt auf ihrem Geſichte, ſie entzücken durch einen lebendigen Reiz, durch eine Flamme, die in ihnen iſt, und

Digitized by Google

welche ihrer Haut zu entströmen scheint. Vergleicht man sie mit den tadellosen Statuen, mit den von strengen Künstlern in Marmor gemeißelten Junogestalten, so erscheinen diese Figuren kalt und langweilig, sie haben, um auf Menschen vertraut und fortgesetzt wirken zu können, eine zu erhabene Schönheit. Und hat man eine Stunde zu verlieren, und hegt man den Wunsch nach einem gemeinsamen Spaziergang oder einem Zwiegespräch, dann denkt man an das unvollkommene und liebenswürdige Weib seiner Bekanntschaft, weil dieses menschlicher und liebensfähiger ist.

Der große Erfolg Daudets läßt sich leicht durch das Genie seines Talentes selbst erklären. Man behauptet, daß der Erfolg der Balzacschen Romane vor allem das Werk der Frauen gewesen sei, die sich ihm erkenntlich zeigten für seine tiefen Analysen und für die beständige Verehrung ihres Geschlechts. Man kann mit noch größerem Rechte behaupten, daß die Romane Alphonse Daudets bei den Frauen ihren größten Enthusiasmus und ihre hauptsächlichste Stütze gefunden hätten. Er hat die Frauen für sich, ein wichtiges Wort, wenn man seine ganze Tragweite begreift. Heute, in unserer Gesellschaft lesen die Leute wenig, das moderne Leben ist zu aufregend und bietet zu viele Sorgen aller Art. Wenn in Paris zum Beispiel die Leute, die viel in Gesellschaft gehen, die neuen Romane kaufen, so thun sie es nur, um sie zu durchblättern und um des Abends ein Wort mitreden zu können. Es ist das eine einfache

Digitized by Google

Sache des guten Tons. Die Welt verlangt, daß man den gerade zuletzt erschienenen Roman gelesen habe, wie man ein erfolgreiches Stück gesehen haben muß. Die Frauen allein haben Zeit übrig. Sie gehen, wenn ein Buch ihnen gefallen hat, es vom Anfang bis zu Ende durch, sie füllen auf diese Weise die Langeweile eines Nachmittags aus, fühlen sich geschmeichelt durch eine Menge kleiner liebenswürdiger Träume und erfüllen so ihr Bedürfnis nach einem Ideal; das sind die uneingestandenen Träume ihrer bürgerlichen Existenz. Die Ehrenwertesten haben auf diese Weise ihre Leidenschaften, die einer großen Innigkeit fähig sind, und man begreift, auf welche wunderbare Weise die Frauen Propaganda zu machen verstehen, wenn sie einem Autor in der Welt Anerkennung verschaffen wollen. Zunächst verbreiten sie ihn unter ihren Freundinnen, und da sie die Königinnen des Salons sind, so setzen sie auch hier ihren Geschmack durch und leiten so den Erfolg. Schließlich haben sie ihre Ehemänner und ihre Liebhaber, die ihnen zu gewissen Stunden angehören, und welche sie alsdann einstudiren, und alsbald verbreiten die Ehemänner und Liebhaber dieselbe Bewunderung. Es ist wie ein Geflüster, das aus dem Innern der Salons und Boudoirs ausgeht und das allmälich zu einem öffentlichen Jubel anschwillt.

Es ist der Reiz, die Verführung, von der ich gesprochen habe, und die sympathische Wärme, welche der Romanschriftsteller jeder Seite mitteilt, die bewirkt haben, daß Alphonse Daudet von den Frauen

Digitized by Google

anerkannt wurde. Er erstürmt ihr Herz auf dem geradesten Wege, und er rührt sie, weil er sich selber rührt, und deshalb lieben sie ihn gewiß, deshalb fühlen sie zwischen den Zeilen immer den Autor, der ihre Thränen trocknet, der diskret lacht, der unermüdlich ist, seine Helden beklagenswert oder lächerlich erscheinen zu lassen. Sie finden in ihm ein wenig von ihrer eigenen nervösen Reizbarkeit und ein wenig von ihrer Seele, von ihrem Herzen. Die Kühnheiten des Schriftstellers erschrecken sie nicht, weil diese Kühnheiten doch immer eine gewisse Geschmeidigkeit besitzen; und wenn er sie einmal stutzig macht, so finden sie, wenn sie die Seite umwenden, sofort irgend eine reizende Stelle, an der sie sich trösten können.

Ohne Zweifel würden die Frauen, wenn man sie gewähren lassen wollte, Daudet schließlich unbedeutender machen. Sie bewundern in ihm nur seine Grazie, ohne immer seine Größe zu ahnen. Aber in dem großen Kampfe der naturalistischen Schule mit dem Publikum ist es wirklich ein Glück, daß der französische Roman einen Autor hat, der wie der Verfasser von „Fromont junior und Risler senior“ zu bezaubern versteht. Er schreitet lächelnd im Vortrabe. Seine Aufgabe besteht darin, die Herzen zu rühren und dem nachfolgenden Trupp von Romanschriftstellern, welche unerbittlicher sind, die Thüren zu öffnen. Er gewöhnt das Publikum an die genaue Analyse, an die Darstellung der modernen Welt und an die Kühnheiten des Stils. Der Bürger ahnt

nicht, daß er, während er ihn aufnimmt, den Feind, den Naturalismus, in sein Haus eintreten läßt. Denn wenn Alphonse Daudet eingetreten ist, werden die anderen auch nachfolgen. Und Daudet selbst wird, ohne etwas von seinem Reiz einzubüßen, an Bedeutung sicher noch gewinnen. Er gehört zu denjenigen, die immerwährend wachsen und steigen. Unter allen unseren gegenwärtigen Romanschriftstellern gibt es keinen, der, mit ihm verglichen, einen höheren und sonnigeren Horizont besäße.

VIII.*)

Ich komme jetzt zum „Nabob" und will bei Gelegenheit dieses Buches klar die Entwicklung darstellen, die der moderne Roman in diesem Augenblicke durchzumachen scheint. Niemals werde ich eine bessere Gelegenheit finden, um zu zeigen, welchen bedeutenden Platz mehr und mehr in unseren Werken der Einbildung die Geschichte einzunehmen strebt.

Zunächst muß ich den „Nabob" auf genaue und eindringliche Weise analysiren. Und man wird mich dann wohl besser verstehen, wenn man ein genaues Bild vom Roman vor Augen hat.

Dieser famose Nabob, der Held des Buches, ist ein gewisser Jansoulet, welcher in Tunis ein bedeu-

*) Die Seiten über den „Nabob" sind nach dem Erscheinen dieses Romans geschrieben, mehrere Monate nach der obigen allgemeinen Studie.

Digitized by Google

tendes Vermögen, mehrere hundert Millionen, gewonnen hat. Janſoulet, der aus einem Dorf der Provence, dem Flecken St. Andréol, ſtammt, hat anfangs alles mögliche verſucht. Aus einer armen und niedrigen Familie ſtammend, hat er ſich lange Zeit mit dem Elend herumgeſchlagen, hat die größte Not gelitten und ſchließlich zu Gewaltmitteln ſeine Zuflucht genommen, die man am wenigſten billigen kann. Da bietet ſich ihm eine günſtige Gelegenheit, die ihn nach Tunis führt, und hier, in dieſem Lande der glücklichen Geſchäfte hat er ſich aufs Intriguiren eingelaſſen, iſt der Günſtling des Beys geworden und hat ſchließlich ſeine Millionen mit einer wunderbaren Leichtigkeit gewonnen. Natürlich ſind die Quellen dieſes Reichtums trübe, und man wird gut thun, ihnen nicht nachzuforſchen. Uebrigens, in welchen Schmutz iſt er geſunken, dieſer ſo unendlich reiche Mann! Aber ſehr bald wird er von der Sehnſucht erfaßt, nach Frankreich zurückzukehren, in Paris ſeines Vermögens froh zu werden und ſich mit ſeinem Gelde Ehre und Stellung zu erkaufen. Ja, er träumt ſogar davon, Paris zu erobern, aber es ereignet ſich, was er nicht vorausgeſehen hat. Denn Paris, dieſes ſo verderbte und ſo wenig ſkrupelhafte Paris, ſtößt ihn mit ſeiner ganzen Geringſchätzung zurück, nachdem es ihn ausgeplündert und zum Beſten gehabt hat. Paris ſollte ihn verſchlingen, ſtatt ſich von ihm verſchlingen zu laſſen. Ich kenne keinen großartigeren, originelleren Stoff, als dieſen Kampf zwiſchen einem Menſchen und einer Stadt, jenem durch eine Zivili-

Digitized by Google

sation reich gewordenen und durch eine andere ruinirten Manne, der die kostspielige Erfahrung macht, was das Geld ihm nicht alles geben kann, wenn man es in einer Gesellschaft, in der eben alles käuflich ist, ausgibt.

Da ist nun Jansoulet in Paris angekommen und hat sich in einer glänzenden Wohnung des Vendômeplatzes eingerichtet. Der Autor hat aus diesem niedrigen Gauner, diesem Abenteurer der Finanzwelt ein gutes und naives Geschöpf gemacht mit einem breiten Gesicht, dicken Lippen und platter Nase, einen jener seltsamen Hundsköpfe, die man mit der Hand gern streichelt. Das ist es, was Jansoulet sympathisch macht trotz seiner unehrenhaft gewonnenen Millionen Er führt bei sich eine bequeme Geldkatze, aus der er, ohne zu zählen, nimmt, um alle seine Begierden, die ihn stacheln, zufriedenzustellen. Man muß einem jener famosen Frühstücke des Vendômeplatzes beiwohnen. Man sieht da das ausgehungerte Paris, das sich auf seine gefälligen Reichtümer stürzt: Jenkins, einen Charlatan, der sich eine aristokratische Praxis dadurch verschafft hat, daß er seine famosen Pillen erfand, die dem geschwächten Blut neues Leben einflößen sollen, den schönen Moëssard, die käuflichste Feder von ganz Paris, der jeden seiner Artikel über irgend eine Eitelkeit wie einen auf sich ausgestellten Wechsel diskontirte; Monpavon, einen vornehmen Herrn, der in seiner Vergangenheit eine schmutzige Geschichte hat, aber den seine ausgehaltene Schöne und die Freundschaft des Herzogs von Mora

Digitized by Google

vor der Besserungsanstalt zu bewahren wußten; den Marquis von Bois-Landray, einen andern Schuft, der gleichfalls eine schöne Figur in der Pariser Gesellschaft ausmacht; Paganetti, den Direktor der Landeskasse, einen korsischen Banditen, der nach Paris gekommen ist, um sich in die Finanzwelt einzuschmeicheln, und der die ganze Geschmeidigkeit und die ganze Verstellungskraft eines Italieners besitzt; Schwalbach, einen Juden, dessen Spezialität darin besteht, falsche Gemälde an Millionäre zu verkaufen, die sich ein gewisses Ansehen von Kennern geben möchten; und noch andere, deren Aufzählung hier zu weit führen würde. Diese ganze Welt umschmeichelt Jansoulet, frißt an seiner Tafel, führt ihn beiseite, um ihm Geld abzuzapfen, und bestiehlt ihn straflos, indem sie auf seinen Ehrgeiz spekulirt. Monpavon und Jenkins versprechen ihm, ihn dem Herzog von Mora vorzustellen; Moëssard schreibt über ihn Artikel im „Boten"; Paganetti verleitet ihn, Gelder in der Landeskasse einzuzahlen; die am wenigsten Blöden lassen sich von ihm als seine Hausfreunde einige Louis geben. Das Gemälde dieser inmitten von Paris wohnenden Bohème, die sogar von dem im Lande der Sultane bis an den Rand gefüllten Geldschrank zehrt, das ist eines der seltsamsten Kapitel, das man nur lesen kann.

Indessen verwickelt sich die Handlung, Jansoulet hat mitten unter den vielen Wünschen nach öffentlicher Ehre und Ansehen vor allen Dingen zwei bestimmte Pläne des Ehrgeizes. Man läßt ihn hoffen, daß er

Digitized by Google

das Band der Ehrenlegion erhalten würde, und man verspricht ihm einen Sitz in der Deputirtenkammer, wenn eine öffentliche verfügbare Kandidatur frei wäre. Der Doktor Jenkins stellt ihn in seinem Hause dem Herzog von Mora vor, einer historischen Person, die jedermann leicht erkannte, einem liebenswürdigen Lebemann, der unter dem zweiten Kaiserreich eine bedeutende Rolle gespielt hat. Dieser feine und elegante politische Abenteurer, der sich in einem Leben von Vergnügungen erschöpft hat, tritt mit der starken Plumpheit und der schamlosen Gutmütigkeit eines Jansoulet in freundliche Beziehungen und bereichert sich an seinem Vermögen. Dennoch sieht sich Jansoulet zum erstenmal in seinen Wünschen auf sonderbare Weise enttäuscht; er hat auf den Rat Jenkins einem sogenannten philanthropischen Unternehmen, dem Unternehmen von Bethlehem, Unterstützungsmittel geliefert, einer Krippe, in der man die kleinen armen Kinder nach einem neuen System ernährt, nämlich mit Ziegenmilch, von der sie übrigens wie die Fliegen sterben. Und als er seine Ernennung im „Moniteur" zu finden glaubt, ist es der Name Jenkins selbst, den er unter zwei Neugewählten liest. Wie er sagt, hat er mehr als zweihunderttausend Franken dafür ausgegeben, daß Jenkins dekorirt werde. Allein, das ist nur eine kleine Enttäuschung seiner Eitelkeit, er wird noch härter durch einen schrecklichen Schlag getroffen, den ihm ein alter Freund Hémerlingue überbringt, der, wie er, in Tunis reich geworden ist und nun auf seinen Sturz sann. Jansoulet hat am Ufer

Digitized by Google

der Rhone das prächtige Schloß St. Romans gekauft, in welchem er den Bey auf seiner Reise nach Frankreich empfangen will, mit dem Gedanken, daß die königlichen Feste ihm eine vollständige Befriedigung seiner Wünsche verschaffen würden. Einer seiner Vertrauten, den ich noch nicht genannt habe, nämlich Cardailhac, ein Theaterdirektor, der schon ein- oder zweimal Bankerott gemacht hat, wird damit beauftragt, einen glänzenden Empfang zu veranstalten. Alles ist bereit, das ganze Land ist auf den Beinen, Jansoulet erwartet den Bey auf der Eisenbahnstation, aber der Zug kommt und fährt wieder ab. Hémerlingue sitzt selbst in dem Waggon des Bey, denn es ist ihm gelungen, den Fürsten gegen Jansoulet einzunehmen. Das ist eine Ohrfeige, von der er sich schwer erholen würde, wenn der Herzog von Mora ihm nicht zu Hilfe käme, indem er ihm eine öffentliche Kandidatur in Korsika verschaffte. Nichts ist wunderbarer als dieser Deputirtensitz, der mit Schein auf Schein erkauft und mit allen Mitteln erworben ist, über die ein reicher Mann verfügt. Endlich wird Jansoulet gewählt, und das ist der Höhepunkt seines Glückes, der Augenblick, in welchem er hoffen kann, daß er den Fuß auf Paris gesetzt hat und es nun beherrschen wird.

Ich will die Nebenhandlungen und die Personen des zweiten Planes nicht übergehen, um sofort die Analyse des Dramas zu bestimmen. Als nun Jansoulet Deputirter ist, stürzen sich von allen Seiten seine erbitterten Feinde auf ihn. Diejenigen, welche

Digitized by Google

ihn am unverschämtesten bestohlen haben, die Parasiten und Geldleiher vom Vendômeplatz, beklagen sich, daß er seine Taschen jetzt verschließe. Er hat die Unklugheit gehabt, Moëssard eine Summe zu versagen; dieser schreibt einen niederträchtigen Artikel gegen ihn und klagt ihn an, die schändlichsten Dinge getrieben zu haben. Jansoulet erntet nur Undankbarkeit, und durch den Einsturz des Unternehmens von Bethlehem und der Landeskasse, sowie durch die Kosten seiner Wahl und die Ausplünderung seines Vermögens ist er fast ruinirt. Die schlimmsten Gerüchte kursiren über ihn, und jetzt spricht die Gesetzeskörperschaft, die gewöhnlich so willfährig ist, davon, seine Wahl für ungiltig zu erklären, um ein Beispiel zu statuiren. Diese ungiltig erklärte Wahl wäre noch nichts, eine einfache Verletzung seines Stolzes, wenn sie ihn nicht in seinen vollständigen Sturz mit fortrisse. Ihm bleibt nur noch ein einziges Hundert Millionen, eine sehr beträchtliche Summe, wie man sieht, die sich aber in Besitztümern und Werten in Tunis befinden, also in der vollständigen Macht des Bey, mit welchem augenblicklich sein Freund Hémerlingue aufs beste steht. Nun, wenn er Abgeordneter bleibt, so würde es der Bey niemals wagen, die Güter eines Repräsentanten Frankreichs anzugreifen. Wird aber seine Wahl nicht für giltig erklärt, dann ist zu fürchten, daß der Bey sich kein allzu großes Gewissen daraus machen würde, einen durch die Freimütigkeit seines Vaters zu Reichtum gekommenen Privatmann zu plündern, daher die Wichtigkeit, welche Jansoulet der

Digitized by Google

Bestätigung seiner Wahl beimißt. Er hat für sich den Herzog von Mora und er ist gewiß, daß er, gestützt auf diesen Allmächtigen, triumphiren wird, als der Herzog infolge seiner jüngsten Exzesse stirbt. Das ist sein Sturz. Es bleibt ihm noch eine letzte Hoffnung, Frieden mit Hémerlingue zu schließen, dessen Hand er überall in seinem Unglücke fühlt. Hémerlingue will sich wieder versöhnen, aber vor allem muß er seine Frau umstimmen. Frau Hémerlingue ist eine alte Sklavin aus dem Serail, die sich bekehrt hat und die Fromme spielt; sie ist besonders auf die Jansoulets wütend, weil die Frau Jansoulets, die einer reichen Familie aus der Levante entstammt, ihr niemals einen Gegenbesuch abgestattet hat; läßt sich Frau Jansoulet bewegen, sie zu besuchen, so ist der Friede geschlossen. Das Unglück ist, daß Frau Jansoulet eine dicke, schwerfällige Person ist, die Paris perhorreszirt, und die den Eigensinn eines Kindes besitzt und sich beharrlich weigert, einen Weg zu machen, den sie für unpassend findet. Jansoulet vergißt sich so weit, daß er die Hand gegen sie erhebt; die Scene ist sehr schön mit dem stupiden Eigensinn der Frau auf der einen Seite und der ohnmächtigen Wut des Mannes auf der andern. Nun ist der Untergang des Nabob eine Thatsache; vergeblich versucht er einen Gang zu dem Deputirten, der damit beauftragt ist, über seine Wahl den Bericht abzustatten, ein heuchlerischer Advokat, der ihm eine fürchterliche Falle legt. Die Ungiltigkeitserklärung wird verlangt und zur Abstimmung gebracht; er wird vom Schlage gerührt, ge-

Digitized by Google

rade als er seine Mutter, eine alte Bäuerin, auf der Tribüne bemerkt in dem Augenblick, als er sich gegen die niederträchtigen Verleumdungen verteidigen soll, die über ihn kursiren, nämlich dadurch, daß er die Wahrheit sagt und erklärt, daß er mit seinem älteren Bruder verwechselt werde, einem Unseligen, der früher in allen Gassen von Paris lag. Der Gedanke, daß er seine Mutter erröten machen könnte, zieht ihn auf seine Bank nieder, nachdem er eine sehr schöne Rede über den Zusammenbruch jenes großen Vermögens gehalten hat, von welchem er alles hoffte und unter welchem er jetzt zerschmettert zu Grunde geht. Damit ist es mit Jansoulet zu Ende. Ein guter Junge ist wohlgemut nach Tunis gegangen, um zu versuchen, die hundert Millionen zu retten. Aber Jansoulet, der eines Abends durch die Mißachtung eines aufgebrachten Sales peinlich verletzt wird, kann diese Verachtung nicht ertragen, die man ihm ins Gesicht schleudert, und er stirbt, gleichsam auf der Scene, in einem Galanteriewarenlager, in dem Augenblick, als ihm sein Bote die Nachricht bringt, daß sein Vermögen gerettet sei.

Das ist das Drama; wie man wohl schon eingesehen hat, kommt es vor allem auf die Einzelheiten, auf die großen Gemälde von Paris an, in denen das Drama eingeschlossen ist. Ich komme auf die Personen der Nebenhandlungen zurück. Ich habe noch nicht die Félicia Ruys genannt, eine merkwürdige Künstlerin, die in dem Atelier ihres Vaters, eines genialen Bildhauers, geboren und gottesjämmerlich wie ein Gassenbube erzogen wurde, und die

Digitized by Google

ihr ganzes Leben hindurch an dieser gar zu wilden Erziehung leidet. Sie selbst wird eine berühmte Bildhauerin, deren Werke leidenschaftlich diskutirt werden. Aber sie nährt ihr Leben lang einen besonderen Spleen einer eitlen Sehnsucht nach den bürgerlichen Tugenden, die an ihr nagt. Der Dichter hat in ihr mehr die Gefallene als die große Künstlerin zeichnen wollen. Mit einer alten Tänzerin, der Crenmitz, eingeschlossen, verbringt sie schreckliche Tage, gequält durch die Leidenschaft ihrer Kunst und die Langeweile ihrer Einsamkeit. Sie hat mit der Intrigue nur wenig zu thun. Der Doktor Jenkins, dieser so süße und pedantische Halunke, hat sie eines Tages notzüchtigen wollen, und sie hat seit jenem Notzuchtsversuch einen Abscheu und einen Ekel behalten. Dennoch fühlt sie sich schlecht, sie ist von selbst in den Schmutz gestoßen. Erst hat sie gehofft, Jansoulet zu heiraten, noch ehe sie wußte, daß er bereits vermählt sei. Dann ergibt sie sich dem Herzog von Mora; ihr unmittelbarer Zweck im Roman ist der, die letzte Ausschweifung des Herzogs, die ihn aufs Lager wirft, und von der er sich nicht mehr erholen sollte, zu schildern. Am Ende sinkt sie noch tiefer, sie erhört sogar die Leidenschaft Jenkins', dessen ganze Gemeinheit sie doch kennt. Aber sie ermöglicht sehr glänzende Episoden, eine herrliche Beschreibung der Jahreseröffnung des Salons für Malerei und Bildhauerkunst im Industriepalaste und reizende Seiten über ihr Atelier und ihre Kindheit, die sie inmitten der Künstlerbohème bei ihrem Vater verbracht hat.

Digitized by Google

Ich habe noch einen andern Teil des Buches zu erwähnen. Ein braver junger Mann, Paul de Géry, der mit einem Brief der Mutter Jansoulets nach Paris kommt, tritt bei dem letzteren als Sekretär ein. Er stellt die Anständigkeit im Roman dar, er ist derjenige, welcher die Plünderung des Vermögens zuerst inne wird und der später nach Tunis reist, um die hundert Millionen zu retten. Er hat wohl Jansoulet die Augen öffnen wollen, aber das Geschick sollte sich erfüllen. Auch würde Paul einen sehr geringen Zweck in der Geschichte haben, wenn er nicht dazu diente, die Einheit zwischen den übrigen Personen und der Familie Joyeuse herzustellen, einer würdigen und heiteren Familie, die aus einem Vater, einem Angestellten und fünf jungen Mädchen besteht, von denen die Aelteste, Aline, die ganze kleine Gesellschaft bemuttert. Das ist der liebenswürdige Teil des Buches, der Winkel der bürgerlichen Unschuld und Tugend. Herr Joyeuse, der im Hause Hémerlingue angestellt ist, verliert plötzlich seine Stellung und verheimlicht dieses Unglück monatelang seinen Töchtern, um sie vor einer Sorge zu behüten, indem er alle Tage ausgeht, als ob er in sein Bureau ginge, und den Tag lang unbestimmte Wege macht. Er ist ein sehr komischer Kauz, ein lebhafter Träumer, der bei Gelegenheit des geringsten Umstandes sich Geschichten zusammenkombinirt. Glücklicherweise kommt Paul de Géry zu seiner Hilfe und verliebt sich in Aline. Einen Augenblick hat er geglaubt, Félicia Ruys zu lieben, als ihm der

Digitized by Google

züchtige Reiz Alinens ganz plötzlich die Augen öffnet. Man muß erwähnen, daß die zweite Tochter des Herrn Joyeuse, Elise, gleichfalls von einem jungen Manne geliebt wird, André Maranne, der dasselbe Haus hoch oben in der Vorstadt bewohnt. André ist der Sohn jener Frau, die man Frau Jenkins nennt, die aber eigentlich doch nur eine Geliebte Jenkins' ist, aber von ihm aller Welt als seine Frau vorgestellt wird. Er hat das Haus des Doktors verlassen und sich als Photograph eingerichtet, in der Erwartung, daß ein großes Drama, an welchem er arbeitet, ihm Vermögen und Erfolg sichern werde. Diese beiden jungen und keuschen Liebesepisoden sind dazu bestimmt, mit den anderen widerwärtigen Leidenschaften, die den Band ausfüllen, zu versöhnen. Uebrigens hat das Drama Andrés „Empörung" einen vollständigen Erfolg und gerade in jenem Augenblicke, als man dem Neuling Beifall zuklatschte, wird Jansoulet von einem Schlaganfall getroffen und endet in jenem Galanteriewarenmagazin.

Ich werde erst vollständig sein, wenn ich erzählt habe, wie zwei Nebenpersonen, nämlich die sogenannte Frau Jenkins und der Graf von Monpavon, zu Grunde gehen. Jenkins trennt sich in einer empörenden Roheit von seiner Geliebten, er ist ausgegangen, er will sein Mobiliar verkaufen und begnügt sich damit, einen Geschäftsmann zu beauftragen, der armen Frau anzuzeigen, daß sie die Räume zu verlassen habe. Allerdings läßt er ihr eine Summe Geldes anbieten, aber sie weist sie zurück und geht

Digitized by Google

wie wahnsinnig von dannen. Plötzlich sieht sie sich aufs Pflaster gesetzt, aus ihrer Wohnung gejagt, in der sie bis dahin gelebt hatte. Sie hat kein Unterkommen mehr und ist elender und verlassener als die Unglücklichen, welche auf den Straßen liegen; sie hat nur noch den einen Gedanken, sie will sich in die Seine werfen. Aber sie will noch ein letztesmal ihren Sohn umarmen. André ahnt ein Unglück, hält sie zurück, und sie ist gerettet. Das Ende Monpavons ist noch tragischer; sein Protektor ist gestorben, und man will ihn der Besserungspolizei überliefern, da erwacht sein ganzer Edelmannsstolz, er will lieber sterben. Ruhig kleidet er sich ein letztesmal mit einer peinlichen Sorgfalt an, denn er will seine schöne Haltung bis ans Ende bewahren. Dann steckt er sich auf dem Boulevard eine letzte Cigarre an und entschließt sich, in eine Badeanstalt eines verlassenen Viertels einzutreten. Da öffnet er sich die vier Adern und stirbt, so ganz entstellt, daß ihn niemand wieder erkennen kann. Und diese beiden Verzweifelten von Paris, diese beiden Gestrandeten des modernen Lebens, Monpavon und Madame Jenkins, sind sich auf dem Boulevard begegnet und haben einen lächelnden Gruß ausgetauscht, alle beide mit dem Gedanken an den Tod in der Seele, einige Minuten, bevor diese Frau ihre Rettung in der Umarmung ihres Sohnes fand, und als dieser Mann sein Leben sorgfältig beschloß und zum Selbstmorde seine Zuflucht nahm.

Kurz, man könnte sagen: der „Nabob" ist ein

Digitized by Google

Gemälde des verderbten Paris und der Bohème im zweiten Kaiserreich. Die Geschichte leuchtet hier unter der Fabel hervor.

IX.

Ich studire diesen Roman weniger, um ihn zu beurteilen, als um festzustellen, wohin die Romanschriftsteller gegenwärtig gekommen sind. Man wird meine Absicht dann ganz besonders einsehen, wenn ich meine Erklärung über Daudets Art zu arbeiten abgegeben habe.

Bei meiner Studie über Daudet habe ich gezeigt, wie er von der kleinen Erzählung von wenigen Seiten ausgegangen ist, dann aber seine Form erweiterte und zu dickleibigen Werken gelangte. Als er sich noch damit begnügte, kurze Erzählungen zu schreiben, konnte man seine Methode sehr leicht fassen: er nahm eine Thatsache des wirklichen Lebens, eine Geschichte, die sich unter seinen Augen zugetragen hat, oder eine Person, die er beobachten konnte, und er dachte nun daran, wie er auf die angenehmste Weise diese Personen darstellen und jene Geschichte erzählen könnte. Man weiß, wie sehr er darin glänzte, aus der geringsten Thatsache ein kleines Meisterwerk zu machen, er verwandte eine ausgesuchte Kunst in der Anordnung der Wahrheit.

Nun gut, als er Romanschriftsteller geworden war, hat er seine Methode nicht geändert, das ist ganz augenscheinlich; er hat sich nur die Aufgabe

Digitized by Google

gestellt, alle Beobachtungen, die er machen konnte, wenn er um sich blickte, durch ein gemeinsames Band zu vereinigen. Man wird mich verstehen.

Ich denke mir, daß Alphonse Daudet jeden Tag Bemerkungen macht über das, was er im Laufe des Tages gesehen hat. Diese Bemerkungen mögen niedergeschrieben sein oder nicht, das thut wenig zur Sache. Es genügt, daß er eine vollständige Sammlung von Dokumenten in seinem Gedächtnisse oder in seinem Pulte aufbewahrt hat. Alle Ereignisse, die ihm aufgestoßen sind, und alle Menschen, denen er begegnet ist, haben ihm so lebhafte Eindrücke hinterlassen, daß er sie auf seinen Wunsch wieder hervorrufen kann. Es ist wahr, daß diese Eindrücke zerstreut sind, und daß nichts sie miteinander verbindet; es sind Ketten, denen die verbindenden Fäden fehlen. Nun nehme ich an, Daudet will einen Roman schreiben, dann wird er anfangs durch eine seiner Erinnerungen, die in ihm lebendig wird, berührt werden. Er wird die Empfindung haben, daß er hier die Keime eines Buches hat, nur wird der Gegenstand noch zu roh sein, er wird noch nicht genügende Form besitzen, und hier beginnt nun die eigentliche Arbeit Daudets. Er wird in seinen Dokumenten herumkramen, wird alle Beobachtungen, die er besitzt, untersuchen und wird diejenigen, die sich mit einander vereinen lassen, ohne einen Mißton zu ergeben, erkennen. Dann wird er nacheinander hier ein Kapitel, dort einen Typus und wieder wo anders eine Scene herausgreifen und alles verwenden, bis er genug

Digitized by Google

Stoff hat, um einen Band auszufüllen. Das scheint bequem; aber man sei überzeugt, daß schließlich keine Vorarbeit sinnreicher ist. Es handelt sich nicht darum, historische Thatsachen plump in ein romanhaftes Phantasiegemälde zu stellen; man muß die von der Wirklichkeit gelieferten Elemente sondern und sie dann einander anbequemen derart, daß sie sich ohne Widerstreben zusammenfügen lassen.

Um sich Rechenschaft über die neue Methode zu geben, ist es wohl das Beste, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, was beispielsweise ein Roman Alexander Dumas des Aelteren war. Ich nehme „Die drei Musketiere", dasjenige Werk, das bei uns das populärste geblieben ist. Augenscheinlich hatte der Romanschriftsteller nur eine Sorge, seinen Leser zu amüsiren, ihn immer in Atem zu halten, ihm vom plötzlichen Glückswechsel zu erzählen, als ob seine Neugierde immer unbefriedigt bliebe. Er achtete nicht darauf, seine Personen in ein modernes Milieu zu stellen, weil er in diesem Falle mit der Wirklichkeit hätte rechnen müssen. Indem er zwei oder drei Jahrhunderte zurückging und seine Handlung im Zeitalter Ludwig XIII. oder Ludwig XIV. spielen ließ, konnte er auf bequeme Weise Lügen erzählen; die Unwissenden, das heißt die Meisten, fanden sich dadurch nicht verletzt. Nichts war eigentlich bequemer, da genügten schon einige historische Bemerkungen über Zeit und Sitten, Anekdoten, die man sich erzählte, legendenhafte Ueberlieferungen, um dem Autor Stoff für fünfzehn bis zwanzig Bände zu geben. Er

Digitized by Google

schrieb und schrieb mit der wunderbarsten Sicherheit von der Welt, indem er die unglaublichsten Abenteuer anhäufte und schließlich die Geschichte so vollständig fälschte, daß sogar die Wahrheiten bei ihm am Ende zu Lügen wurden. Im Grunde kümmerte er sich wohl wenig darum, er war nur ein Erzähler, und je mehr er log, um so mehr entzückte er sein Publikum.

Ich habe soeben den wahren Namen derjenigen Romanschriftsteller genannt, die Balzac vorausgegangen sind oder ganz unbeeinflußt von ihm gearbeitet haben. Sie waren nur Erzähler, ihnen gehörte das große Gebiet der Phantasie, und sie bewegten sich frei und verdankten ihren Erfolg der Stärke ihrer Einbildungskraft. Das größte Lob, das man damals einem Romanschriftsteller erteilte, bestand darin, daß man von ihm sagte, er besäße eine mächtige Einbildungskraft; damit drückte man aus, daß er im Ueberfluß Abenteuer erfände, die niemals passirt waren, und Personen schüfe, die er niemals gesehen hatte. Man maß ihn nach dem Grad der Lügen in seinem Werke, und man bewunderte ihn um so mehr, je mehr er sich von der täglichen und gewöhnlichen Wirklichkeit entfernte. Wie glich doch sein Held wenig den Leuten, die auf der Straße herumlaufen, wie war doch seine Intrigue so verschieden von dem banalen Leben, welches der Leser führte. Man verlangte neue Aufregungen und überraschende Sprünge; in jener Zeit hatte das, was man den Sittenroman oder den Roman der Beobachtung nannte, nur einen geringen Platz; die Welt gehörte allein dem Abenteurerroman.

Digitized by Google

Ich habe ein treffendes Beispiel genommen, indem ich von den Werken des älteren Dumas sprach, der ein ewiger Träumer war, ein Opiumraucher, der ins Land des Unmöglichen ging, wie in ein Vaterland, das ihm speziell gehörte; aber ich könnte Beispiele wählen, die weniger grell, aber nicht weniger charakteristisch sind. Vor fünfundzwanzig oder dreißig Jahren versteiften sich die Romanschriftsteller darauf, mit der Natur zu rechnen, und sie lassen sich nur noch von ihr, deren guter Geschmack die Irrtümer verbessern sollte, inspiriren. Sie stellen vor allen Dingen allgemeine Typen auf und arbeiten nach Modellen, die sie oft zu wenig studirten. Niemals wäre ihnen der Gedanke gekommen, etwa ihre Tante oder ihre Schwiegermutter herauszugreifen und sie in ihrer ganzen Lebendigkeit in ihren Roman aufzunehmen. Sie hätten den Vorgang zu gemein gefunden und hätten sich die Ideen von der notwendigen Idealisirung der Personen und von der Vermischung, die man beobachten müsse, indem man die Wirklichkeit beschnitt, und nicht alles sagte, vorgehalten. Wenn sie auch nicht mehr mit der schönen Gemächlichkeit der Erzähler logen, so malten sie doch die Natur nur unter der Bedingung, sie zu verschleiern und nach einer üblichen Formel abzurunden. Uebrigens war das Publikum mitschuldig, die Dichter konnten sich auf diese Unterstützung berufen und sagen, daß sie doch das Publikum nicht vor den Kopf stoßen könnten, indem sie vor seinen Augen Gemälde entrollten, die sehr wenig nach seinem Geschmacke wären. Man

Digitized by Google

schien damals überzeugt zu sein, daß die Leser eine Lektüre verlangten, welche sie dem gewöhnlichen Leben entführte. Man sagte: „Da ist ein Kaufmann, der jeden Tag hinter seinem Ladentisch Band und Lichter verkauft. Glaubt ihr, daß ihr dadurch sein Interesse sehr erregt, wenn ihr ihm einen Kaufmann zeigt, der in denselben Geschäftssorgen steckt wie er? Da ist ferner eine Frau, die einen ganz alltäglichen Ehebruch begangen hat, der sie den ganzen, lieben langen Tag anödet, so gewöhnlich scheint ihr der Liebhaber, und zwar noch gewöhnlicher als ihr Mann. Glaubt ihr, daß sie sich sehr für euer Werk entflammen wird, wenn ihr ihr mit genauen Details denselben dummen und ekelhaften Ehebruch erzählt?" Und von diesem Gesichtspunkte ging man aus, um die Idealisirung der Thatsachen und Personen zu fordern. Und das war ein verhängnisvoller Grundsatz des Romans. Die Leser verlangten, daß man sie von der Wirklichkeit entferne, und daß man ihnen an einem Tage gewonnene Reichtümer, Fürsten, die in Inkognito mit Brillanten in den vollen Taschen lustwandelten, daß man ihnen Liebschaften zeigte, welche triumphirten, indem man die Liebhaber in die wunderbare Welt des Traumes erhob, und schließlich alles das, was man sich thörichter und reicher denken kann, nämlich die ganze vergoldende Phantasie der Dichter. Der Erfolg wurde um diesen Preis erkauft: Schreibt Lügen, sonst werdet ihr nicht gelesen.

Und jetzt sehe man sich die von Daudet im „Nabob" angewandte Methode zu arbeiten einmal an. Er

Digitized by Google

hat nicht vor allem Phantasie in dem Sinne, wie ich es eben erklärt habe. Er wäre unfähig, eine jener verwickelten Geschichten zu erfinden, die unsere Väter entzückt haben, einen „Monte-Christo", der Wunder thut mit einem unermeßlichen Schatze, den er auf einer Insel entdeckt hat, und aus dem er mit vollen Händen schöpfen kann. Ja, er verliert sogar den Boden unter den Füßen, wenn er auch nur das geringste Detail von den Dingen, die er gesehen hat, ändert. Er ist der Ansicht, daß ein ihm begegnetes Abenteuer immer bedeutender ist als ein von ihm erfundenes Abenteuer, und es macht ihm große Sorge, daß er zuweilen nicht alles sagen darf. Diese Achtung vor der Wahrheit ist bei ihm so weit gegangen, daß der Name des beobachteten Typus sogar schließlich mit der Person selbst identifizirt wird, und daß, wenn er den Namen ändern müßte, ihm die Person nicht mehr vollständig zu sein schiene. Wenn er den Namen nicht behalten kann, dann versucht er einen Namen zu schaffen, der an den wirklichen durch seine Färbung und den Klang erinnert. Und alles das ist nicht eine litterarische Theorie, nein, es ist eine Künstlerempfindung, eine verhängnisvolle Neigung, die ihn dazu verführt, dem eine entscheidende Wichtigkeit zu geben, auf das er mit dem Finger hinweisen kann; er braucht ein lebendiges Modell, das vor ihm steht, das er kopirt und dessen Gesicht seine Malerfähigkeiten anregt. Wenn er dies Modell nicht hat, dann fühlt er sich an allen Fingern wie gelähmt und wagt es nicht, zu arbeiten,

Digitized by Google

denn er fürchtet sich, nichts Gescheites herauszubringen. Alles zerschmilzt ihm sofort, denn das Modell liefert ihm keine einzige Figur, aber es bietet ihm die Luft, von der es umgeben ist, das Milieu, die Farbe oder den Ton, kurz alles das, was das Leben ausmacht. Und daher jene Sucht, Personen aus seiner intimen Bekanntschaft in seinen Werken darzustellen. Wenn ein Wesen oder eine Thatsache ihn ergriffen hat, dann spukt es in seinem Kopfe herum, und er ist überzeugt, daß er den Stoff zu einem Meisterwerke in der Hand hat, und von nun an hat er die Kraft nicht mehr, dem Bedürfnis, das, was er gesehen und gehört hat, darzustellen, Widerstand zu leisten; keine Erwägung hält ihn zurück, seine Künstlerleidenschaft reißt ihn von selbst in dem einen oder andern Augenblicke mit fort. Das ist, was ich das Wirklichkeitsfieber nennen möchte, eine ganz moderne Krankheit unter den Künstlern; sie fühlen sich gedrängt, öffentliche Protokolle aufzunehmen, ohne das Geringste auszulassen, rücksichtslos, ob sie ihre Freunde, ja sogar ihre Eltern verletzen, die ihnen, ohne es zu wissen, Modell gestanden haben. Eines schönen Tages wird man sich in ihren Werken wieder finden, fast mit seinem eigenen Namen, seinen Bewegungen, seiner Kleidung, seiner Geschichte bis auf seine Warzen. Man ist ihnen unter ihrem Griffel zu einem menschlichen Dokument geworden, und man wäre sehr thöricht, wollte man einen Groll gegen sie hegen, denn sie haben ohne Bosheit gehandelt und sind nur dem Bedürfnisse gefolgt, ihre Werke möglichst lebendig zu gestalten.

Digitized by Google

Alphonse Daudet hat also unter den Bemerkungen, die er sich angesammelt hat, alle diejenigen gewählt, die ihm in den „Nabob" hineinzupassen schienen. Ich will jetzt sagen, welches jene Bemerkungen sind, aus denen er in der Wirklichkeit geschöpft hat, und welche Summe genauer Wirklichkeiten sie enthalten. Die Bemerkungen liegen auf seinem Schreibtisch; nun kommt er als schöpferischer Geist darüber, denn er hat da doch nur rohen Stoff, und er muß aus jenen zerstreuten Dokumenten ein Ganzes bilden. Die Rolle seiner Phantasie beginnt nun, und zwar eine ganz besondere Phantasie, die bescheiden dient und sich damit begnügt, in dem Hintergrunde zu bleiben. Er braucht eine Geschichte, um die verschiedenen Episoden zu verbinden, und jene Geschichte wird möglichst einfach und möglichst gewöhnlich sein, derart, daß sie das Buch nicht überfüllt, und daß sie den ganzen Platz den großen Gemälden überläßt, die der Autor malen will. So begnügt sich zum Beispiel die Phantasie damit, die Person des Paul de Géry zu schaffen und sie bei den Joyeuses und bei Félicia Ruys einzuführen, um für die verschiedenen Personen als Bindeglied zu gelten. Die Phantasie wird noch gewisse Details erfinden, die Liebschaften der Félicia und des Herzogs von Mora, den ergreifenden Tod Jansoulets, der durch die Geringschätzung der ersten Pariser Persönlichkeiten zu Boden geschmettert wurde. Was weit wichtiger ist, ich habe es schon gesagt, das sind die breiten Gemälde des Lebens, das sich der Autor entschlossen hat, wiederzugeben. Das übrige,

Digitized by Google

ist nur Beiwerk, die Gemälde werden zur Hauptsache. Was thut im Grunde die Intrigue? Es handelt sich darum, mit allen Entwicklungen, die notwendig sind, jene Scenen einer so bewundernswürdigen Genauigkeit zu entrollen: ein Frühstück auf dem Vendômeplatze, den Besuch in dem Bethlehemunternehmen, die Feste des Bey im Schlosse von St. Roman, den Jahressalon für Malerei und Bildhauerkunst, sowie den Tod und das Begräbnis des Herzogs von Mora. Das sind eben historische Stücke, die man verewigen sollte, indem man sie in ihrer Wahrheit darstellt.

Es ist richtig, die Rolle der Phantasie des Romanschriftstellers begnügt sich damit nicht; wenn er auch nicht alle Stücke erfindet, so hat er doch in dem Detail immer etwas zu erfinden, seine Phantasie arbeitet ganz besonders darauf hin, die wahren Scenen mit einer besonderen Wärme, die sie lebendig macht, darzustellen. Daudet hat vor allen Dingen jene Phantasie der Komposition und der Rede. Aus der geringsten Scene macht er ein Kleinod durch die Kunst, die er auf die Komposition verwendet. Man macht ihm, wie übrigens auch den anderen naturalistischen Romanschriftstellern, die Kenntnis der Komposition streitig; aber ich kenne keine ungerechtere Kritik, denn die Werke jener Romanschriftsteller sind gerade im Gegenteil mit außerordentlichen Feinheiten und mit sehr seltenen Intentionen von melodischen Gedichten komponirt und erzeugen dieselben Effekte, indem sie die Wirklichkeit in eine Art von symbolischer und sehr schön ausgearbeiteten Form einschließen. Später

Digitized by Google

wird man sehen, ob das falsch oder richtig ist. Aber was schließlich jener Malerei des Wahren einen erhabenen Charakter verleiht, das ist die Ausführung, die Achtung vor der Sprache und der Stil.

Kein Zweifel, der Dichter kopirt die Natur und erwirbt sich damit seinen Ruhm, aber er fügt noch das Interesse einer persönlichen Auffassung hinzu. Er verbindet mit der Wiedergabe und mit jener nervösen Empfindung, die ihm eigen ist, seine ganze Phantasie und seine ganze Schöpfungskraft und dazu fügt er noch den Ausdruck der Dinge selbst. Er verwendet seine Phantasie nicht dazu, um in schlechtem Stil groteske Abenteuer, die unmöglich sind, zu erzählen, nein, er verwendet sie vielmehr dazu, um als Poet ein Stück der unermeßlichen Natur zu beschreiben.

Und man sehe das Wunder. Es sind nicht mehr die Intriguenromane, welche das Publikum begeistern, der ganze Erfolg geht jetzt auf die Romane der Beobachtung wie auf den „Nabob" über. Man kann die famose Theorie von der notwendigen Idealisirung, welche die Menge belästigt, nicht mehr in den Vordergrund treten lassen, sie zeigt im Gegenteil eine brennende Begierde für alles das, was sie aus der Nähe kennt, für die Malerei des Lebens, das sie führt, der Menschen, denen sie begegnet ist, und der Thatsachen, von denen die Zeitungen erfüllt sind. Uebrigens könnte man jene Schlußfolgerung, die ich oben anführte, jetzt umkehren: „Wofür soll sich denn ein Kaufmann interessiren, der den ganzen Tag Tuch und Lichter verkauft, wenn nicht für die Dramen aus der Ge-

Digitized by Google

schäftswelt, für die Geschichten von anderen Kaufleuten, die mehr oder weniger glücklich sind als er selbst? Was kann denn ein schuldiges Weib mehr rühren als die Erzählung eines Ehebruches, ähnlich dem ihrigen, mit denselben Beängstigungen und derselben erdrückenden Gemeinheit?"

Ich will gern schließen, daß der sogenannte Roman Geschichte geworden ist, die in treffenden Beispielen zusammengefaßt und von Künstlern, welche die Gabe der Wirklichkeit besitzen, geschrieben wurde.

X.

Die Erscheinung des „Nabob" ist ein wahrhaftes Ereignis geworden. Das Gerücht hatte sich bald verbreitet, daß der Verfasser in diesem Roman eine große Zahl von Pariser Persönlichkeiten gezeichnet hätte, und alle Welt hat die Originale wieder zu erkennen geglaubt. So entstand denn ein Geklatsch und ein Lärmen ohne Ende. Der Autor wollte sich, belästigt von diesen Skandalen, gegen die Gemeinheiten einer gewissen Presse sichern und hat im „Figaro", der ihn am bestimmtesten angegriffen hatte, erklären müssen, daß er auf all die Anklagen in einer Vorrede, die er einer der nächsten Auflagen seines Werkes vorausschicken wolle, antworten würde.

Ich will dieser Vorrede einige Seiten entnehmen.

„Nicht eine Seite meines Werkes," sagt Alphonse Daudet, „keiner seiner Helden, ja nicht einmal eine

Digitized by Google

flüchtig skizzirte Person, die nicht Anlaß gegeben hätte zu Anspielungen und zu Entgegnungen. Der Autor mag sich immerhin verteidigen und die großen Götter beschwören, daß sein Roman kein Spiegel sei, jeder wird ihm doch wenigstens eine Person herausfinden, hinter der er glaubt, jemand erkennen zu können. Alle seine Typen sollen gelebt haben, wie also, wenn sie noch leben, jenen ähnlich vom Scheitel bis zur Zehe ... Monpavon ist der und der, nicht wahr? ... Die Aehnlichkeit Jenkins ist in die Augen springend ... Der eine ärgert sich, es zu sein, ein anderer wieder, es nicht zu sein!"

Er bemerkt dann weiter:

„Dem Autor ist, indem er seine Erinnerungen durchging — was das Recht und die Pflicht jedes Romanschriftstellers ist — eine seltsame Episode aus dem kosmopolitischen Paris vor fünfzehn Jahren eingefallen. Eine romanhafte Persönlichkeit von blendender Erscheinung, die plötzlich meteorartig am Pariser Himmel aufstieg, hat augenscheinlich dem ‚Nabob', jener Malerei der Sitten des zweiten Kaiserreichs zum Vorwurf gedient, aber welch eine zügellose Phantasie, welche Erfindungen, welche Tüfteleien und vor allem welch ein Aufwand jener ewigen, zerstreuten, fast bewußtlosen Beobachtung, ohne die man ja niemals phantasiereiche Schriftsteller besäße, gehören zu Abenteuern, die wohl bekannt sind, und die ein jeder das Recht hat, zu studiren und auferstehen zu lassen. Um sich übrigens von der Arbeit, die vom Wirklichen zur Einbildung und vom Leben

Digitized by Google

zum Roman führt und so die einfachsten Umstände ausmeißelt, eine Idee zu machen, braucht man nur den ‚Moniteur officiel' vom Februar 1864 in die Hand zu nehmen, und die wahre Sitzung der gesetzgeberischen Körperschaft mit dem Bilde zu vergleichen, das man in meinem Buche findet."

Ich will noch folgende Worte anführen: „Was Mora betrifft, so ist das etwas anderes . . . die Geschichte wird sich mit dem Politiker beschäftigen. Ich habe, indem ich ihn mit meiner imaginären Handlung in Verbindung brachte, den Weltmann gezeigt, der er war, und der er sein wollte; ich bin übrigens versichert, daß es ihm bei seinem Leben wenig mißfallen hätte, sich also porträtirt zu sehen."

Man kann nicht würdiger und aufrichtiger zugleich auf die Anklagen, die im Grunde nicht ernst zu nehmen sind, antworten. Alphonse Daudet hatte absolut ein Recht dazu, die Materialien, welche die Wirklichkeit ihm lieferte, zu verwenden. Aber, um die wahre Diskretion, mit der er vorging, zu verstehen, muß man noch mehr Gewicht darauf legen, was er aus den Originalen, die er gehabt hat, hätte machen und wie er sie hätte sprechen lassen können.

Jansoulet ist nur ein Finanzmann, mit dem sich gegen das Jahr 1864 ganz Paris beschäftigte; dieser Finanzmann hatte ein bedeutendes Vermögen zusammengebracht, zwar nicht in Tunis, aber in Aegypten, wo er der Günstling und Vertraute des Khedive war. Später wollte er sich eine ehrenhafte und wichtige Stellung erwerben und bot der Deputation seine

Digitized by Google

Kandidatur an. Dreimal wurde er im Gard erwählt und zwar, wie ich glaube, mit Hilfe des Geldes, das er mit vollen Händen ausstreute, und dreimal verwarf die Kammer seine Wahl. Sie wollte nicht dieses räudige Schaf, und sie machte ihm die Verbrechen aller jener verderbten Menschen, die sie schon hatte durchgehen lassen, zum Vorwurf. Andererseits ist der Kampf Hémerlingues gegen Jansoulet der Wirklichkeit entnommen. Ein Bankier, der noch lebt, hat in der That Jansoulet mit seinem Hasse verfolgt, bis er ihn ruinirt hatte. Erst am Ende entfernt sich der Roman von der Wirklichkeit, denn der Finanzmann hat nicht den schönen Tod Jansoulets gefunden; er ist nicht durch die Mißachtung zerschmettert worden; er hat im Gegenteil eine grausame Existenz mit sich herumgeschleppt, nachdem er vollständig ruinirt und von seinem alten Glanze herabgesunken und unter der Wucht aller jener in Umlauf gebrachten Geschichten erdrückt worden war.

Wie Daudet sagt, ist es dumm, daß man ihm heute vorwirft, sich undankbar gegen den Menschen, den er studirt hat, bewiesen zu haben. Gesetzt, er hätte ihn wohl gekannt? Ist denn das ganze Werk „Nabob" nicht eine Verteidigung, nicht eine Verherrlichung des Helden? Man sollte die Verdächtigungen, die über diesen Unglücklichen verbreitet wurden, lesen, um zu begreifen, welch einen bedeutenden Dienst Daudet seinem Andenken erwiesen hat. Scheint er in letzter Linie dieses Werk nicht geradezu geschrieben zu haben, um einen ehrenwerten, aber verkannten

Digitized by Google

Menschen zu rechtfertigen? „Seine Lippen bebten, und seine gequollenen Augen, die auf Géry gerichtet waren, fanden vor dem Tode einen schmerzlichen, bittenden und empörten Ausdruck, wie um ihn zum Zeugen anzurufen für die größten und grausamsten Ungerechtigkeiten, die Paris jemals begangen hat."

Soll ich meine Meinung sagen, so hat sich Daudet als einen für sein Modell so zarten, so rücksichtsvollen Maler gezeigt, daß er mir sogar seinen Roman ein wenig geschädigt hat; ich würde einen Jansoulet vorgezogen haben, der sich in die zweifelhaftesten Geschäfte eingelassen, der die Taschen voll Gold hat, das er in unsagbaren Spitzbübereien gewonnen, der auftritt, um sich mit Paris in einen furchtbaren Zweikampf einzulassen, in dem ihn aber das durch seine ganze Lasterhaftigkeit unterstützte Paris in einigen Jahren auf geschickte Weise ausgeplündert hat. Das würde nicht gehindert haben, Jansoulet eine große Gutmütigkeit zu verleihen, denn ich kenne mehr als einen Schuft, dessen Herz jedermann offen steht. Er würde sich von selbst von einer plumpen Gutmütigkeit gezeigt haben, der mit lautem Gelächter lacht und für alle offene Thüren hat. Nur würde er energischer aufgetreten sein und sich nicht wie ein kleiner Junge haben „schröpfen" lassen. Um diesen Millionär, diese Abenteurergestalt, die nach Paris kommt, um sich hier eine Ehrenstelle zu kaufen, anklagen zu wollen, hat, fürchte ich, der Romanschriftsteller ihn leider nicht genügend verkleinert.

Daraus folgt also, daß Daudet, weit davon entfernt,

Digitized by Google

sich undankbar zu erweisen, eher ein Werk der Sympathie geschaffen hat. Er hat sich infolge eines Skrupels, den man billigen muß, das Vergnügen versagt, seinem Drama mehr Nachdruck in seinen Bemerkungen zu geben. Die dabei Interessirten sind ihm dafür Dank schuldig.

Was den Herzog von Morny angeht, dessen Schattenriß in der Gestalt des Herzogs von Mora ihm so ähnlich ist, so würde er gewiß selbst, wie der Autor sagt, über dieses Porträt gelacht haben, wenn er noch hätte lachen können. Die Bonapartisten haben sich von einer Strenge ohnegleichen gegen Daudet gezeigt und ihn der Undankbarkeit und fast des politischen Verrates angeklagt. Darüber kann man nur die Achseln zucken. Der Autor ist weit davon entfernt, einen Herzog von Morny in seiner amtlichen Stellung gezeichnet zu haben, so, wie ihn die Geschichte eines Tages zeichnen wird. Er hat die hervorspringenden Züge dieser Gestalt beiseite gelassen, die kalte Entschlossenheit, den ruhigen Cynismus, den absoluten moralischen Defekt, das Bedürfnis, immer lustig zu sein, kurz, jenes ganze Gemisch von Energie und Skeptizismus, das aus diesem schon ausgemergelten Lebemann das Werkzeug eines politischen Handstreichs gemacht hat. Er hätte ihn in seinem Werke zeigen müssen, wie er das Land ruinirt und später Geld und Ehrenstellungen nachjagt. Und dann, hätte Daudet dies in der That gethan, dann hätte man ihm den Vorwurf machen können, er hätte vergessen, daß ihm der Herzog von Morny bei seiner

Digitized by Google

Ankunft in Paris die Hand bot. Aber er hat weder den Politiker noch den Wucherer, der von allen Finanzleuten Trinkgelder verlangte, die er unterstützte, noch auch den Kuppler, der sich mit den Gemeinheiten der Regierung vermengte, gezeichnet. Kaum, daß er in einem leichten und hübschen Zuge sein äußeres Profil, die liebenswürdigen Manieren dieses Ministers angedeutet hat, der sich zwischen zwei wichtigen Ratssitzungen damit beschäftigte, Stücke und Vaudevilles zu verfassen.

Gewiß, der Herzog von Morny verheimlichte nicht das, was er seine künstlerischen Neigungen nannte; er veröffentlichte bei Lebzeiten eine Posse, die noch gespielt wird, und ich bin gewiß, man könnte ihm noch am ehesten dadurch schmeicheln, daß man die Couplets lobte, deren Reime er suchte, während er die gesetzgebende Körperschaft verließ. Es ist wahr, Daudet hat noch hinzugefügt, daß er eine Leidenschaft für Frauen hatte, und er hat ihm in der Nähe von Neuilly ein galantes Haus gegeben, in welchem er sich zum Selbstmorde anschickte; aber Leidenschaften sind keine Verbrechen. In alledem bleibt kein großer Vorwurf, der dem Herzog an den Kopf geschleudert wäre. Ich weiß sogar, und zwar aus sicherer Quelle, daß der Romanschriftsteller hier noch eine große Diskretion bewiesen hat. Er hätte, ohne sich mit dem Politiker zu beschäftigen, diese Gestalt eines vollständigen Weltmanns und eines unglaublich hohlen Menschen vervollständigen können, der aus purer Langeweile nie allein bleiben wollte, und der sich von

Digitized by Google

den nichtigsten und lächerlichsten Vorurteilen beherrschen ließ. Viele, die dem Herzog von Morny begegnet sind und sich durch seinen bedeutenden Gesichtsausdruck und seine schöne aristokratische Anmut bezaubern ließen, sind schließlich über seine geistige und seine moralische Bedeutungslosigkeit in Erstaunen geraten und fragten sich, welch ein kühner Zug einem solchen Menschen einen so großen Ausdruck geben konnte. Uebrigens ist der Herzog von Mora ein Morny, der von allen romanhaften Reizen geschmückt ist und von seiner schönsten Seite gezeigt wird, um das Publikum zu ergötzen.

Gewiß, indem ich dieses sage, verringere ich nicht die Bedeutung der Bemerkungen, die von Alphonse Daudet in seinem Werke aufgenommen wurden. Dies Stück hat das intensive Leben, die Tiefe der Beobachtung und die ergreifende Wahrheit einer Seite von St. Simon. Der so mutige und korrekte Todeskampf dieses Lebemanns, der aus dem Leben gehen will, wie man aus einem Salon geht, die Bestürzung seiner Vertrauten um ihn, die fühlen, daß sie einen mächtigen Protektor verlieren, und die sich an sein dahingehendes Leben klammern; die niedrige Habgier der Diener, die alles Gold, dessen sie habhaft werden können, rauben; die Sorge der Freunde, welche die kompromittirenden Papiere, die Liebes- und Geschäftsbriefe erwischen, sie vernichten wollen, aber nicht verbrennen können und sie im Closet verstecken; das Geschrei, dann der in tiefes Schweigen gehüllte Palast, jene ganze Schilderung ist von einer

Digitized by Google

Macht, welche die der Thatsache entnommene und mit dem Schauder unmittelbarer Empfindung wiedergegebene Wahrheit begreifen läßt.

Mir ist das Kapitel vom Begräbnisse weniger sympathisch, das von einer ebenso großen Genauigkeit in den Details ist, aber weniger Fülle besitzt und sich ein wenig der Aufzählung nähert.

Wenn übrigens der Romanschriftsteller die Originale, die ihm für Jansoulet und Mora gedient haben, eingesteht, so können wir noch indiskreter sein als er und noch mehr Gestalten wiedererkennen. Was er für den Herzog von Morny und den Finanzmann gethan hat, das hat er ebenso für andere Gestalten gethan, indem er den Hauptzug herausgriff, beiseite ließ, was ihm nicht paßte, und sich seine Modelle nach dem Bedürfnis der Erzählung zurecht machte. So sind der Graf von Monpavon und der Marquis von Bois-Landry zwei Typen, welche ganz Paris gekannt hat, die Namen sind sogar kaum geändert; die eine von den beiden Personen ist bereits gestorben, die andere lebt noch, und man sagt mir, daß er sich nicht geärgert habe, in dem „Nabob" zu stehen. Jener Journalist Moëssard, den Jansoulet in der Rue Royal mit Schlägen bearbeitete, ist jüngst gestorben. Paganetti existirt noch und ebenso Hémerlingue und Le Merquier. Ich glaube sogar einmal mit dem alten Joyeuse zusammengekommen zu sein, jenem ausgezeichneten Menschen, der bei vollständigem Wachsein die schrecklichsten Abenteuer träumt. Auch Cardailhac, der Theaterdirektor, welcher mitten in

Digitized by Google

seinen Bankerotterklärungen vergnügt bleibt, ist tot, und man darf ihn um so eher nennen, als viele Personen, die sich durch eine Aehnlichkeit der Namen haben täuschen lassen, in ihm Herrn Carvalho, den gegenwärtigen Direktor der komischen Oper erkennen wollten; Carvailhac ist nur ein anderer Nestor Roqueplan, jener liebenswürdige Mann, dessen Worte man noch heute citirt. Ich habe den Doktor Jenkins beobachtet, der gewiß aus mehreren zusammengeschmolzenen Typen entstanden ist, und ich möchte schwören, daß der Autor von dem einen die körperliche Gestalt, von dem andern die Erfindung der famosen Pillen und von einem dritten den Egoismus und die falsche Biederkeit, die er der Person gab, genommen hat. Die englischen Journale haben sich besonders streng gegen Daudet geäußert, weil sie in Jenkins einen Arzt aus London zu erkennen behaupteten, der einmal den Herzog von Morny behandelte. Ich citire diese Thatsache nur, um zu zeigen, mit wie seltsamen Vorwürfen der Autor überhäuft wurde.

Es ist peinlich, den Namen einer Frau für eine Person zu verwenden. Ich will nur noch ein Wort für Félicia Ruys sprechen, man hat mehrere Personen genannt, unter anderen die Sarah Bernhardt, die Sociétäre der Comédie-Française, die unter anderem sich auch in der Bildhauerei versucht hat; aber schon das äußere Porträt würde zu wenig ähnlich sein, und außerdem sind die äußeren Verhältnisse, ihre Biographie und ihre Art zu leben, absolut verschieden. Félicia Ruys könnte weit eher die Tochter eines un-

Digitized by Google

serer Dichter sein, die selbst eine talentvolle Schriftstellerin ist. Wohl verstanden, das ganze Drama, das von ihr handelt, ist erfunden. Aber es sind hier dieselben Geberden, dieselbe Erziehung in einem Kreise von Künstlern, derselbe Mangel eines Gleichgewichts im bürgerlichen Leben.

Eine letzte Kleinigkeit, der Betrieb des Unternehmens von Bethlehem, wie es Daudet bezeichnet, über das er ein so treffendes Kapitel geschrieben hat, existirte wirklich und existirt vielleicht noch, nämlich unter dem Namen „Das Säuglingshaus". Die Gründer machten großes Aufsehen von ihren menschenfreundlichen Gefühlen. Sie wollten, sagten sie, den armen kleinen Wesen, die ihre Mütter nicht ernähren können, eine reichliche Ernährung verschaffen, gesunde Luft und alle erdenkliche Sorgfalt; und sie hatten an den Thoren von Paris ein Institut geschaffen, in dem Ziegen die Stellen der Ammen vertraten, schöne Ziegen, die man im Garten herumspringen sah. Das Haus war mit großartigem Comfort eingerichtet, es hatte Schlafsäle, Speisesäle, Krankenzimmer, Promenade, Badezimmer, Waschkammer, ein Waschhaus und so weiter. Aber das Uebel war, daß die armen Kinder alle starben; in jener Zeit wollte man aus Neugierde das „Säuglingshaus" sehen. Ich glaube, daß das ganze Wohlthun dieses sogenannten humanitären Werkes dem Autor den Stoff zu einem jener Kapitel geliefert hat, voll von Rührung und Ironie, wie nur er sie schreiben kann.

Digitized by Google

XI.

Es bleibt mir nur noch das Urteil über den „Nabob" zu fällen. Ich will zunächst einige Einschränkungen machen, die mein eigenes Schriftstellertemperament mir gebietet.

Eine Gestalt hat mich besonders peinlich berührt, nämlich Félicia Ruys. Der Verfasser hat dieses junge Weib mit allem ausstatten wollen, mit Schönheit, Geist und Genie sogar, und infolge einer bedauernswerten Neigung ist er so weit gegangen, aus ihr eine der schmutzigsten Personen seines Werkes zu machen. Wenn er sie uns zeigt, umgibt er sie mit einem Strahlenkranze; sie ist fein und stolz, empört sich gegen einen Angriff und strebt ehrgeizig nach allem, was schön ist. Dann aber läßt er sie eine Reihe von Handlungen begehen, von denen eine immer gemeiner ist als die andere: zuerst träumt sie davon, Jansoulet zu heiraten, sie, die Berühmte, ihn, den Reichen; dann ergibt sie sich aus Gleichgiltigkeit und roher Eitelkeit dem Herzog von Mora. Schließlich fällt sie noch tiefer und ergibt sich endlich sogar dem Jenkins, den sie bis dahin mit ihrer Verachtung zu Boden gedrückt hat. Ich verstehe nicht mehr recht die Wirkung der Verzweiflung, welche die von Jenkins einstmals verübte Notzucht bei ihr verursacht hat, sie auf immer mit Widerwillen gegen die Liebe zu erfüllen und sie das Leben von der dunkelsten Seite betrachten zu lassen. Das scheint mir sehr opernhaft. Das züchtigste junge Mädchen kann

Digitized by Google

einem solchen Zwang ausgesetzt sein; wenn sie sich aber wie Félicia mit einer so schönen Empörtheit und Schamhaftigkeit einmal verteidigt und befreit hat, dann ist sie nicht schmutzig, und das Leben bleibt ihr hell und freundlich. Der Romanschriftsteller hat ohne Zweifel die Wirkungen der schlechten Erziehung und den verhängnisvollen Fall studiren wollen, der alle in der Künstlerbohème aufgezogenen jungen Mädchen erwartet. Es ist gewiß, daß ein Mädchen, das wie Félicia in dem Atelier ihres Vaters groß geworden, von ihm wenig bewacht wurde, schon früh alles wußte, und das dann später ohne Halt bleibt und nur die Leidenschaft für die Kunst hat, nicht den geraden Weg einer Bürgerin einhalten kann; nur ist es ein Unrecht, so scheint es mir, eine solche Frau nach dem Maßstab anderer Frauen beurteilen zu wollen, sie ist nicht mehr eine Frau, sie ist Künstlerin, besonders, wenn man so weit geht, ihr Genie zu geben. Denn von nun an verlangt man von ihr mehr und weniger zugleich. Es thut wenig genug zur Sache, ob sie Liebhaber hat, sie soll vor allen Dingen Meisterwerke schaffen; ich habe nicht nötig, mich auf Beispiele zu berufen. Jedermann muß bedeutende Frauen kennen, deren Werke man bewundert, ohne über ihre Lebensführung nachzudenken. Diese Dinge sind peinlich; ich hätte gewünscht, daß Daudet der Félicia mehr Liebe bewiesen hätte, und daß er für sie mehr ein Künstlerherz zeigte und sie nicht mit einem Worte jenen kleinen Mädchen aus der Familie Joyeuse opferte, die doch nur Puppen sind.

Digitized by Google

Gerade diese Familie Joyeuse ist der wenigst glückliche Teil; wie ich schon erklärt habe, ist der Verfasser vor einem Gemälde zurückgeschaudert, in dem die Pariser Verderbtheit den großen Vordergrund einnimmt. Er hat ein zartes und harmonisches Temperament, er wollte einen Gegensatz haben, ein kleines Winkelchen im Gemälde, in dem er der Naivität und Keuschheit ein Plätzchen einräumen könnte, alle jene reizenden Dinge, welche die Leser erquickten. Prinzipiell verfehlt er es niemals, der Art der Tugend einen Platz einzuräumen in allem, was er geschrieben hat. Das ist ihm auch an anderen Stellen geglückt. Er glaubt an die Notwendigkeit dieses Zuckerplätzchens, das man dem Publikum hinhalten müßte; nur diesmal waren seine Bemerkungen über das Pariser Laster so zahlreich und so vollständig, daß sie leider übers Maß hinausgegangen sind. Und die arme Familie Joyeuse verschwindet fast gänzlich unter dem Uebermaß und der Gewalt der schrecklichen Bilder, die sie umgeben. Neben den hervorstechenden Dingen, die wirklich gesehen sind, verblaßt sie ganz; sie empfindet zu viel konventionelle Ehrbarkeit. Das heißt doch, schließlich nach meiner Meinung, die Ehrbarkeit zu wenig lieben, wenn man sie eine so armselige Rolle spielen lassen will. So, wenn Jansoulet am Ende ins Gesicht die Verachtung eines Schauspielhauses erfährt, so ist die Familie Joyeuse in jenem Hause, in welchem das ganze künstlerische und weltmännische Paris sich zusammenfindet, einzig dazu da, um die Tugend zu vertreten. Mein Gott,

Digitized by Google

ich weiß, daß jenes ganze Paris stark angefault ist, aber wahrhaftig, das heißt ihm eine schöne Rolle geben, es unter den Verdiensten der Familie Joyeuse erdrücken zu wollen. Das ist doch ein wenig zu engherzig. Die Damen Joyeuse haben nicht mehr Verdienst, wenn sie ehrenhaft sind, als die Blumen, wenn sie gut riechen.

Und ebenso verhält es sich mit einem andern Teil des „Nabob", von dem ich noch nicht gesprochen habe. Daudet hatte eine geistreiche Idee gehabt: er wollte das Gegenstück gewisser Ereignisse zeigen, indem er sie von den Bedienten seiner Helden erzählen ließ. Mit einem Worte, es handelte sich darum, die Herren durch die Beobachtungen ihrer Diener zu zeichnen. Unglücklicherweise war diese Idee zu schwierig, um praktisch ausgeführt werden zu können. Daudet hat einen merkwürdigen Diener erfinden müssen, Passajon, der als Thürsteher in einem wissenschaftlichen Institut der Provinz gedient hatte, und der, nachdem er sich einige Sous erspart hatte, von dem fatalen Wunsch erfaßt wird, sein Vermögen zu vergrößern, der dann nach Paris kommt und als Laufbursche in das Bureau der Landeskasse eintritt. Dieser gute Junge, der ein wenig von der Litteratur angesteckt ist, kann also seine Memoiren schreiben. Daudet gibt von Zeit zu Zeit kleine Abschnitte davon, und er hat selber sich an seiner Schriftstellerlaune amüsirt, den überspannten und mit Phrasen vollgepfropften Stil eines Unkundigen, der mit den Professoren der Litteratur zusammengekommen ist, nachzuahmen. Aber das ist leider ein langweiliger

Digitized by Google

Stil, der nur den Gelehrten allein ein Lächeln abgewinnen kann, und dessen Ironie der Mehrzahl entgeht. Der Verfasser hat das eingesehen und hat sich nicht zu lange dabei aufgehalten. Allein die Form, die dieser Teil seines Buches erhalten hat, und jene Memoirenfragmente, die immer wieder kommen, haben doch genügt, um die Idee zu verdunkeln. Und man denke, daß sich trotzdem ausgezeichnete Stücke von einer sehr wahren und tiefen Beobachtung darin befinden, besonders in den letzten Fragmenten. Der Cynismus der Diener, diese Welt der Vorzimmer und Küchen, welche die Laster der Salons in vergröberter Form wiederholen, wollen mit mehr Kraft und Nachdruck behandelt sein.

Kurz und gut, man kann sagen, daß die bedeutenderen Teile des „Nabob" diejenigen sind, die er gesehen und beobachtet hat. Alles das, was Daudet der Wirklichkeit entnommen hat, die ihm Meisterstücke lieferte, ist unvergleichlich, während was er seiner Erfindung verdankt und bloß mit Rücksicht auf seine Erzählung geschrieben hatte, bei weitem weniger gut ist, und das bedeutet in meinem Stil ein Lob für Daudet. So wie ich die Sache zu erklären versucht habe, braucht er bloß von einer wirklichen Scene und einer lebendigen Person berührt zu werden, und sein Talent wird eine Kraftprobe geben. Er bleibt kalt, wenn er alle seine Stücke zurechtzimmern muß, und das war in seinen anderen Romanen sichtbarer, deren Moral weniger bedeutend ist, als die im „Nabob". Diesmal hat er nicht versucht, eine Geschichte zu erfinden, er hat die Seiten

Digitized by Google

sich abrollen lassen, wie die Thatsachen sich im Leben abrollen. Man kann eigentlich die Schöpfung seines Paul de Géry nur bedauern, des einzigen anständigen jungen Mannes im Buche, und ebenso diejenige der Familie Joyeuse, ein Gegenstand, von dem ich eben schon gesprochen habe. Die einen wie die anderen haben wirklich ein sehr trauriges Aussehen. Der Roman würde viel an Größe gewonnen haben, wenn er nicht durch dieses Stück Konvention geschädigt wäre. Ich weiß wohl, daß Daudet noch heute überzeugt ist, daß dieses Stück ihm die Sympathie sehr vieler Leser gewonnen und ihn gegen recht viele Angriffe geschützt hat. Doch dieses ist nach meinem Gefühl eine sehr falsche Auffassung; es kann doch nur wenige Leser geben, die es mit der Familie Joyeuse halten. Aber die große Mehrheit, mag sie sich nun Rechenschaft davon geben oder nicht, empfindet die mehr oder minder große Bedeutung eines Werkes, und schließlich ist es die Bedeutung eines Werkes, die der Menge imponirt. Alles, was einem Roman die Bedeutung schmälert, so hübsch die Episoden sein mögen, muß also erbarmungslos weggeschnitten werden. Und von diesen Gesichtspunkten aus verurteile ich die Einführung der Familie Joyeuse.

Das sind also meine Einwendungen, die ich zu machen habe, im übrigen kann ich nur bewundern. Alphonse Daudet hat sich schließlich mit dem „Nabob" den Rang eines großen Romanschriftstellers erworben, denn trotz seiner großen Erfolge mit „Fromont junior et Risler senior" und dem „Jack" haben

Digitized by Google

ihm doch viele Leute immer noch die Kraft abgestritten. Man erkannte ihm alle Arten von schönen Eigenschaften zu, eine unnachahmliche Kunst in der Erzählung von Kleinigkeiten, aber man wollte in ihm einmal nichts anderes sehen als einen Dichter, der sich mit Fug und Recht auf die kleinsten Formen beschränkte. Heute kann niemand mehr wagen, ihn auf seine Erzählungen zurückzuverweisen; er hat bewiesen, daß seine Hand stark genug ist, um eine große Menge von Personen in Bewegung zu setzen und die starken Massen von Stoff richtig zu verteilen. Endlich ist er dadurch stark geworden, daß er wie ein Analytiker sich nicht mehr fürchtet, in die menschliche Natur einzudringen, und zwar so tief, als er notgedrungenerweise muß, um alles zu sehen und alles zu sagen. So wird sein Bild des Morny bestehen bleiben, immer wird man sein Buch lesen, um hier ein genaues Bild von der Gesellschaft aus der letzten Zeit des zweiten Kaiserreichs zu finden.

Ich habe es schon gelobt, daß der Autor kein Drama erfunden hat, das seinem Werke als Grundlage zu dienen hätte. Er hat sich damit begnügt, sich an große Gemälde zu machen, die er durch eine ganz notwendige Handlung mit einander verband; das ist ein Interessenopfer gegen das Publikum, das man ihm nicht genug danken kann. Er spielte ein gewagtes Spiel, denn er riskirte dabei, sein Publikum zu verlieren. Es ist ein Glück für ihn, daß sein Vorwurf die porträtartige Wiedergabe ist, und daß er ihn durchlebt hat, um ihn zu der Flamme einer ganz außer-

Digitized by Google

ordentlichen Lebendigkeit anfachen zu können. Denn in der Lebendigkeit besteht heute die mächtige Wirkung. Wie soll man es sich erklären, daß dieser „Nabob" ohne Intrigue, ohne irgend eine jener bekannten Geschichten, die das Publikum meistens entzücken, einen Erfolg hat, der ebenso groß ist als derjenige der Abenteurerromane des älteren Dumas? Es gibt nur eine Antwort, die möglich ist, nämlich, daß eine Umwälzung stattgefunden hat, die heute auch die Werke des Lebens mit fortreißt. Man ist schon so weit, daß man sich für jene Bücher begeistern kann, die doch nur Protokolle sind. Und dieses Wunder hat sich vollzogen durch das Talent einiger Schriftsteller, die es verstanden haben, das Leben mit seinem Schauer selbst und zwar in einem glänzenden, bilderreichen Stile wiederzugeben. Die Bewegung hat kaum erst angefangen, aber man kann schon voraussehen, wohin sie führen wird.

Ich habe die Gelegenheit des großen Erfolges, den der „Nabob" erzielt hat, ergreifen wollen, um diese Ideen durch ein Beispiel zu stützen. Augenscheinlich ist der Roman in eine Epoche des Sieges getreten, wie er ihn noch niemals, selbst in den Zeiten Balzacs gekannt hat. Man kann sagen, daß die beiden großen Bewegungen des Jahrhunderts, sowohl die Bewegung der Beobachtung, die von Balzac ausging, als die gelehrtenhafte Kunstbewegung, die von Victor Hugo ausging, sich vereinigt haben, und daß unsere modernen Romanschriftsteller sich in dem Stadium dieser Vereinigungen befinden, nämlich bei der

Digitized by Google

Entstehung jener einzigen Strömung des durch Stilisten verwirklichten Naturalismus, der in Zukunft mit vollen Segeln schwimmen zu sollen scheint. Das Romanhafte hat sich überlebt, und die Geschichte beginnt; ich meine nämlich jene große Anhäufung von menschlichen Dokumenten, die sich heute in den Werken der Beobachtung zusammendrängen. Man sollte es zum Beispiel nicht glauben, welch eine bedeutende Menge von Thatsachen, Bemerkungen und Dokumenten aller Art, welch eine überströmende Lebenskraft in dem „Nabob" steckt. Wenn man das Werk von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, dann bleibt man erstaunt über die Universalität, welche der Roman in unserer Zeit erhalten hat. Heute ist der Roman das Werkzeug des Jahrhunderts geworden, die große Untersuchung über den Menschen und über die Natur.

Digitized by Google

Die modernen Romanschriftsteller.

I.

Ich müßte in der That einen Katalog aufstellen, wollte ich nur sämtliche Romanschriftsteller einfach aufzählen. Sie vermehren sich mit erschrecklicher Fruchtbarkeit. Während des Winters, vom September bis zum Mai, gibt es nicht einen Tag, an dem nicht ein bis zwei Romane wie Pilze aus der Erde schießen. Und Paris ist nicht der einzige Ort, wo produzirt wird; die Provinz hat auch ihr Teil, es ist ein allgemeines Schaffen. Buchhändler haben mir gesagt, daß ihre Schaufenster nie groß genug wären, wollten sie nur einen Tag lang die neuen Romane auslegen. Ich weiß nicht, was aus diesen Millionen bedruckter Exemplare schließlich wird.

Viele werden nicht verkauft und schlummern in den Läden der Buchhändler. Man hat mir erzählt, daß es in Paris gewisse Häuser gibt, deren Spezialität es ist, diese Krebse nach Gewicht aufzukaufen und sie nach Amerika, in den Orient und in die Kolonien, ja sogar zu den Wilden zu schicken, wo sie zu sehr hohen Preisen losgeschlagen werden, denn die Leser jener fernen Länder sind sehr wenig wählerisch

Digitized by Google

und verschlingen alles, was aus Frankreich kommt. Oft habe ich über diesen Handel nachgegrübelt, mir diese armen von uns verachteten Schmöker vorgestellt, die da unten gefeiert werden und die Begeisterung schöner Mädchen erregen, die, von Liebe träumend, die Bücher abends unter ihren Kopfkissen verbergen.

Bei uns ist die Produktion der Romane augenblicklich im Verhältnis zum Bedarf viel zu stark. Wir lesen zu viel Zeitungen und müssen notgedrungen die Bücher vernachlässigen. Trotz unserer Leidenschaft für Romanlitteratur hat ein Schriftsteller schon einen hübschen Erfolg, wenn von einem Buche tausend Exemplare abgesetzt werden. Die Auflage umfaßt im allgemeinen tausend Exemplare. Man muß schon sehr bekannt sein und ein treues Publikum haben, um eine zweite Auflage zu erzielen; was darüber ist, gehört zu den Ausnahmen.

Dieses Uebermaß in der Produktion erklärt sich durch die nach und nach verheerende Wichtigkeit, die der Roman in unserer Zeit angenommen hat. Im letzten Jahrhundert war er noch, trotzdem er sich bereits entwickelte und erweiterte, nur ein leichtes Genre unter den künstlerischen Darbietungen der Zeit. Heute hat er sich des ganzen Gebietes bemächtigt und umfaßt alle Genres. Sein weiter Rahmen begreift die Gesamtheit der Kenntnisse in sich. Er ist die Poesie und die Wissenschaft zugleich. Auch ist er nicht mehr bloß ein Vergnügen, eine Erquickung; er ist alles Mögliche: ein Gedicht, eine pathologische oder anatomische Abhandlung, eine politische Waffe, ein moralischer Essay;

Digitized by Google

ich will hier stehen bleiben, denn ich könnte sonst die Seite mit Aufzählungen anfüllen.

Man sieht wohl ein, daß die große Mehrzahl der Autoren sich zu dieser verführerischen Form schlug, denn sie hofften gelesen zu werden und konnten außerdem frei ihren Gefühlen folgen.

Das Publikum seinerseits begeisterte sich infolge der großen von Diderot und Rousseau begonnenen Bewegung.

Man hat sich auf die Liebe, auf die erhabenen Gefühle, auf die großen Abenteuer gestürzt. Es kam die Romantik mit ihren tragischen, herrlichen Helden und ihren außerordentlichen Erfindungen; und jetzt kann der Roman sich frei entfalten. Ich muß hinzufügen, daß in diesem Ueberschwang romantischer Fabeln, die dem entarteten Geschmack der Leser und namentlich der Leserinnen für süßliche Liebschaften schmeicheln, die Erscheinung Stendhals und Balzacs das Publikum einen Augenblick beunruhigte und störte. Diese logen nicht, sie besaßen eine herbe Schärfe, die im ersten Augenblick unangenehm berührte. Sie wurden wenig gelesen und starben, ohne ihren Triumph zu erleben. Aber sie sprachen die Wahrheit, die stets den Sieg davon trägt. In dieser Stunde gehören sie zu den größten, und ihre Nachfolger haben augenblicklich den höchsten Rang unter den Romanschriftstellern inne.

Ich liebe die Aufzählungen nicht, denn man muß notgedrungen immer einige Dinge und Wesen an den Haaren herbeiziehen. Dennoch muß ich, um klar

Digitized by Google

zu sein, irgend eine Gruppirung vornehmen, und unsere Romanschriftsteller nach irgend einer Methode vorführen. Ich wiederhole es, ich habe nicht die Absicht, alle anzuführen. Ich werde nur diejenigen herausgreifen, deren Talent und Stellung mir charakteristisch erscheint.

Die Häupter des Romans, die heute an der Spitze marschiren, sind: Gustave Flaubert, Alphonse Daudet und Edmond de Goncourt. Ich habe ausführlich von ihnen gesprochen und brauche nicht auf die ihnen gewidmeten Studien zurückzukommen. Sie halten die Fahne des Naturalismus hoch und setzen Balzac, jeder mit verschiedener Eigenart, fort. Nach ihnen kann ich unter den jüngeren nur Hector Malot und Ferdinand Fabre nennen.

Hector Malot hat zu großen Hoffnungen berechtigt. Als er gegen 1864 „Die Opfer der Liebe" veröffentlichte, glaubte man an das Erscheinen eines neuen Balzac. Die im „Constitutionnel" erschienenen „Opfer der Liebe" hatten die unmittelbare Wirkung, die Abonnenten in Aufruhr zu versetzen, was in Frankreich ein gutes Zeichen ist. Damals begeisterte sich H. Taine für Hector Malot. Er widmete ihm einen Artikel im „Débats", welcher den jungen Romancier unter die talentvollen Schriftsteller einreihte. Unglücklicherweise ist Hector Malot nach mehreren anderen Werken, wie „Ein Schwager" und „Die schöne Frau Donis", in denen noch die Eigenschaft der scharfsinnigen Beobachtung vorhanden ist, zu der leichteren Produktion übergegangen. Seit einigen

Digitized by Google

Jahren hat er angefangen für die Zeitung „Le Siècle" Feuilletons zu schreiben, unerschöpfliche Romane hervorzubringen, in denen alles verschwommen ist, der Stil, die Beobachtung, der Aufbau. Dieser Schriftsteller ist bereits im Niedergang begriffen.

Ferdinand Fabre hat ebenso mit einem bedeutenden Werke debütirt, nämlich den „Courbezons", in denen ein Landpriester und seine Umgebung trefflich studirt sind. Nach dieser Zeit hat er einen Roman von noch größerem Werte geschaffen: „Der Abbé Tigrane", welcher bis jetzt sein bestes Werk geblieben ist. Er enthält die Geschichte eines ehrgeizigen Priesters, der alles unter seinem Willen zu beugen bestrebt ist. Fabres Spezialität sind die Studien über die Geistlichkeit. Er ist unter den Priestern aufgewachsen und braucht nur seine Erinnerungen heraufzubeschwören, um diese wenig bekannte Welt zu schildern, in der gewisse Leidenschaften und Gefühle ganz außerordentlich entwickelt sind. Die Selbstsucht, der Ehrgeiz, das Bedürfnis nach der Herrschaft sind die mächtigen Hebel der geistlichen Leidenschaften. Leider muß ich sagen, daß Fabre trotz seiner unbestreitbaren Eigenschaften stets nur geringe Erfolge gehabt hat. Sein Hauptwerk, „der Abbé Tigrane", hat nur mit Mühe in mehreren Jahren eine zweite Auflage erreicht. Die Schwäche des Schriftstellers ist der Stil, der bei ihm schwerfällig und schleppend ist; wenn er sich unglücklicherweise Mühe geben will, so bringt er die unmöglichsten Vergleiche zu stande, schwülstige und philiströse Wendungen, deren man sich nur in den Zeitungen

Digitized by Google

kleiner in der Kultur zurückgebliebener Städte bedient. Andererseits ist es zur Erklärung der geringen Empfänglichkeit des Publikums glaublich, daß die Eigenart, in welcher der Schriftsteller befangen ist, diese Priesterwelt den Lesern zu schwarz und zu streng erscheint; natürlich gibt es in seinen Werken weder Weiber- noch Liebesintriguen, was jedes leidenschaftliche Interesse raubt. Endlich besitzt Fabre vielleicht nicht die Kraft, um sich mit dem Riesen Geistlichkeit erfolgreich zu messen; Balzac hat in seiner Novelle „Der Pfarrer von Tours" auf wenigen Seiten mehr darüber gesagt, als Fabre in mehreren Bänden. Letzthin hat Fabre, unzweifelhaft von der Fruchtbarkeit Malots gequält, einen langen Roman in vier Bänden geschrieben: „Die kleine Mama", die im „Temps" erschien und gar keinen Erfolg hatte. Ich meinerseits glaube, daß „der Abbé Tigrane" das Hauptwerk des Schriftstellers bleiben wird, und daß er nur noch verwässerte Ausgaben dieses Werkes herausgeben wird.

Neben der naturalistischen Schule, die in den letzten Jahren einen hohen Aufschwung genommen hat, lebt das Haupt der realistischen Schule, Champfleury, noch immer. Aber leider ist er ein Führer ohne Truppen, und wenn ich gesagt habe, daß er noch immer lebt, so muß ich hinzufügen, daß er litterarisch tot ist, denn seit langer Zeit hat er keinen Roman mehr erscheinen lassen. Man müßte eine ganze Studie über die realistische Bewegung schreiben, die Champfleury um das Jahr 1848 einleitete. Das war der erste Protest gegen die Romantik, die

Digitized by Google

damals in hohem Ansehen stand. Unglücklicherweise war die Kraft Champfleurys trotz seines bedeutenden Talentes nicht stark genug, um den Feldzug bis zu Ende zu führen. Außerdem war er in einer zu beschränkten Welt befangen; aus Abneigung gegen die romantischen Helden schloß er sich hartnäckig in die bürgerliche Klasse ein und gestattet nur die Schilderung des alltäglichen Lebens, die geduldige Studie der Armen und Elenden dieser Welt. Das war allerdings ganz ausgezeichnet, aber es beengt die Formel, und man mußte bald in dieser engen Welt ersticken. Champfleury schrieb sehr fehlerhaft; die Einfachheit ist eine schöne Sache, aber die Inkorrektheit ist nicht nützlich. Die Bewegung mußte ein schlechtes Ende nehmen, es entstand ein kleiner Skandal, und das Publikum ging zu Gustave Flaubert und Edmond und Jules de Goncourt über, die als die wirklichen Nachkommen Balzacs gelten konnten. Das Schlimmste war, daß Champfleury verzweifelte, als er sah, daß die Leser sich von ihm zurückzogen; er hörte auf zu produziren und erlebt heute seinen eigenen litterarischen Tod, den entsetzlichsten Tod, der für einen gealterten und vergessenen Schriftsteller eine unerträgliche Marter ist. Ich weiß genau, daß von neuen Ausgaben seiner früher gelesensten Romane nicht fünfhundert Exemplare gekauft worden sind. Ich will auch gleich bemerken, daß das Publikum hier undankbar und ungerecht verfahren ist. Einzelne Werke Champfleurys bieten köstliche Stimmungsbilder; er ist berechtigt, eine Stelle neben Balzac

Digitized by Google

einzunehmen, denn er gehört trotz seines beschränkten Gesichtskreises und der Fehlerhaftigkeit seines Stils zu den originellsten Romanschriftstellern der letzten dreißig Jahre.

Meine Feder stößt jetzt auf den Namen Edmond Duranty und ich will ein wenig bei ihm verweilen, denn das Erscheinen dieses Schriftstellers gehört zu dem interessantesten, was ich augenblicklich kenne.

II.

Duranty zog sehr jung, ich glaube 1856, mit der Kühnheit jener schönen Jahre, in denen man sich berufen glaubt, die Litteratur umzugestalten, in den Krieg; er unterstützte kräftig die Romane Champfleurys, über welche die Ansichten damals sehr geteilt waren. Zu Beginn seiner Laufbahn, im Alter des Irrens und Strebens, bekämpfte er die Romantik und erkannte klar die seltsame Krisis unseres französischen Genius. Es scheint heute ganz natürlich, die Bewegung von 1830 kalt und streng zu beurteilen. Aber vor dreißig Jahren gehörte dazu eine überraschende Kühnheit, der in der Verbannung lebende Victor Hugo war ins Unendliche gewachsen und stand vor unserer aller Augen wie ein unfehlbarer Meister. Die Schüler dieses Meisters nahmen die höchsten litterarischen Stellungen ein, die Romantik erschien auf ihrem Höhepunkte den Anfängern als die Befreiung der Geister, wie ein weiter nunmehr freigelegter Weg,

Digitized by Google

in dem die Jahrhunderte sich entfalten konnten. In solcher Stunde mit entgegengesetzten Ueberzeugungen zu kommen und den Koloß in seinem Erfolge anzugreifen, war nicht das Werk eines alltäglichen Geistes, es zeigte zum mindesten eine Natur.

Man bemerke, daß Duranty nicht den alten klassischen Streit wieder aufnahm, er steckte das Altertum und das Mittelalter in einen Sack. Die Polemik ging auf ein anderes Gebiet über. Er machte den Romantikern nicht mehr den Vorwurf, die Griechen und Römer umgebracht, sondern beschuldigte sie, die französische Fessel zerrissen zu haben, die Bastarde fremder Litteraturen zu sein, nicht aber die legitimen Söhne ihrer eigenen Väter aus dem achtzehnten Jahrhundert. Mit einem Wort, er ging auf Diderot und seine Zeitgenossen zurück, als auf die einzigen, wahren Quellen unserer modernen Schöpfungen. Es war das kein neuer Gesichtspunkt, der sich aufdrängte, damals aber erregte er großes Erstaunen.

Duranty gehörte also zu den Pionieren des Naturalismus. Er hat für alles das, was wir heute sagen, die unmittelbare Kenntnis besessen. Sein Temperament als Schriftsteller veranlagte ihn ganz besonders für diese Arbeit. Er stand unter seinen Zeitgenossen allein. Ich bin selten einem Schriftsteller begegnet, der sich von den ihn umgebenden Verhältnissen befreit hat. Man muß auf Stendhal zurückgreifen, diesen einzig dastehenden Mann, dessen Persönlichkeit in dem ansteckenden Narrentum der Romantik so erhaben dasteht. Ich habe es oft ge-

Digitized by Google

sagt, daß wir alle heute, selbst die, welche leidenschaftlich nach der wirklichen Wahrheit verlangen, von der Romantik bis in die Fußspitzen angesteckt waren; wir haben das süße Gift auf unseren Bänken im Gymnasium aufgesogen, wenn wir die verbotenen Dichter lasen, wir haben sie in der vergifteten Luft unserer Jugend eingeatmet. Ich kenne nur einen, der der Ansteckung entgangen ist, und das ist Duranty. Oft habe ich, wenn ich so an uns denke, eine äußerst klare Erkenntnis des Bösen, das die Romantik uns zugefügt hat. Eine Litteratur wird lange Zeit durch einen solchen Narrenstreich gestört. Jede Logik, jeder Untergrund ernsthafter Philosophie, jede wissenschaftliche Methode, jede analytische Beobachtung der Menschen und Dinge sind durch diesen rohen Eingriff der Lyrik zerstört worden, und wir haben seitdem unser Gleichgewicht noch nicht wieder finden können. Bei solchen geistigen Epidemien stirbt die kranke Generation nicht mit der Krankheit selbst, das Gift geht auf die folgenden Generationen über und muß sich in mehreren Generationen von selbst aufbrauchen, um vollständig zu verschwinden. Wir, die Jünger von 1830, sind am meisten angesteckt; unsere Kinder werden es schon weniger sein, und ich habe bereits bei vielen jungen Leuten eine kräftigere Gesundheit bemerkt. Aber der Angriff war so gewaltig, daß es mindestens noch fünfzig Jahre bedürfen wird, um unsere Litteratur von diesem Aussatz zu befreien.

Darin besteht also für mich die große und seltene Eigenart Durantys; er ist kein Romantiker, er ist

Digitized by Google

Naturalist ohne Theorie, aus Temperament. Er ist ein unmittelbarer Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, an das er sich anklammert, als hätte die Litteratur des Kaiserreichs, der Restauration und Louis Philippes niemals existirt. Der einzige, mit dem er verwandt ist, ist Stendhal, es besteht zwischen ihnen eine Art Vetterschaft.

Der erste Roman, den er gegen 1860 veröffentlichte: „Das Unglück der Henriette Gérard" errang einen sehr hübschen Erfolg; er erzielte zwei Auflagen. Die Kritik nahm diese einfache Geschichte sehr wohlwollend auf, diese Liebeswiderwärtigkeiten eines jungen Mannes und eines jungen Mädchens, aus denen der Autor ein Drama von peinigender Genauigkeit geschaffen hatte. Es lag darin ein Accent der Aufrichtigkeit, eine Kenntnis der Einzelheiten, eine unerbittliche Analyse, die ein höchst originelles Talent anzeigte. Duranty durfte also glauben, daß er einen Erfolg errungen habe. Seit dieser Zeit mochte er noch so oft seine Anstrengungen erneuern und andere Romane von höchst originellem Charakter veröffentlichen; das Publikum blieb leider kalt. Das ist eine der größten Ungerechtigkeiten unserer Zeit. Duranty nimmt in der Bewunderung unserer Leser nicht den Platz ein, der ihm gebührt. Er gehört zu den fünf oder sechs Romanschriftstellern, welche berücksichtigt werden müssen. Ich glaube, die Gründe dieser Mißachtung zu kennen. Es ist für mich, der ich die Romantik so heftig bekämpfe, ein trauriges Bekenntnis. Aber alle unsere Erfolge verdanken wir ein wenig der Lyrik,

Digitized by Google

die wider Willen in unsere Werke hineinträufelt. Die Epoche ist krank, das habe ich bereits gesagt, und sie hat jetzt einen entarteten Geschmack für den eigenartigen lyrischen Brei, mit dem wir die Wahrheit vermengen. Ach, ich fürchte, es ist noch nicht die Wahrheit, die man an uns liebt, es sind die Pikanterien der Sprache, die Feinheiten der Zeichnungen und der Farbe, mit der wir sie begleiten. Bei Duranty ist nichts davon vorhanden; daher gefällt er auch nicht; man hat ihm den Vorwurf gemacht, er schreibe sehr schlecht. Ich möchte lieber sagen, er schreibe ohne unsere Rhythmen, ohne unsere Sucht nach Beiwörtern, ohne unsere Jagd nach klangvollen, tönenden Phrasen. Er verfeinert nicht so viel und kümmert sich mehr um das Leben, als um die Kunst. Hat er darin Recht? Vielleicht. Ich gestehe, daß mich das manchmal verwirrt. Auf jeden Fall darf man nicht in anderen Gründen die Erklärung für diese fortlaufenden Mißerfolge suchen; es war ein erster Erfolg, auf den ein langer bis zum heutigen Tage resultatloser Kampf folgte.

Ein Buch Durantys ist für einen Kreis litterarisch gebildeter Leute ein Leckerbissen. Man muß seine etwas trockene, genaue Art lieben, mit der er zahlreiche, stets treffende Schläge austeilt. Er hat einen äußerst entwickelten Sinn für eine gewisse scharfe Komik von höchster Wirkung. Er besitzt nicht das umfassende Wissen Balzacs, ebensowenig die systematische Straffheit Stendhals; er zergliedert das Leben in kleine Teilchen und gibt es bis auf die kleinsten

Digitized by Google

Punkte so natürlich wieder, daß das Werk in seiner Gesamtheit höchst wirksam ist. Was endlich das seltene Verdienst seiner Bücher betrifft, so liegt dasselbe im Stil. Wir alle gleichen uns mehr oder weniger. Er allein besitzt jenen scharfen Stil. Man kann ihn nicht umgehen trotz all der Fehler, die man ihm etwa vorwerfen könnte.

Hier haben wir die vollständige Liste von Durantys Werken. „Das Unglück der Henriette Gérard", „Der Prozeß des schönen Wilhelm", „Die Kämpfe der Françoise Duquesnoy", „Der Chevalier Ravoni" und „Die sechs Barone von Sept-Fontaines". Ich verlange vollständige Gerechtigkeit für den Romanschriftsteller und rate, die Bände zu lesen, deren Titel ich soeben angeführt habe. Sie sind im Auslande gewiß nicht bekannt, während so viele unserer mittelmäßigen Romane einen Erfolg erringen, der für uns eine wahre Schmach bedeutet. Man wird zuerst durch den etwas herben Geschmack der Bücher Durantys abgeschreckt werden; bald aber wird man sich daran gewöhnen und seine feine Eigenart verstehen lernen. Er ist frei von jeder litterarischen Rührseligkeit, und seine Werke wurzeln durchaus in der wahren französischen Tradition. Ein schöneres Lob kenne ich nicht.

III.

Ich komme jetzt zu einer andern Gruppe von Romanschriftstellern, den Nachfolgern von George

Digitized by Google

Sand und Lamartine, den Sanften, Eleganten, den Idealisten und den Moralisten.

Ein Veteran lebt noch unter uns, Jules Sandeau. Er hat vor vielen Jahren seinen ersten Roman, wie man weiß, gemeinsam mit George Sand geschrieben. Später hat er allein ein Dutzend Romane verfaßt, deren berühmteste „Das Fräulein von Seiglière", „Madelaine", „Börse und Adel" und der „Doktor Herbeau" sind. Heute ist er einer der beiden Romanschriftsteller, welche die Akademie zieren. Ich werde sogleich von dem zweiten, Octave Feuillet, sprechen. Seit langer Zeit hat Jules Sandeau keine Romane mehr geschrieben. Er hat sich vollständig von dem thätigen litterarischen Leben zurückgezogen, man trifft ihn manchmal vor der Akademie, rauchend und wie ein gemütlicher Bürger mit zufriedener Miene und ohne an irdischen Ruhm zu denken, herumspazierend. Niemals hat Jules Sandeau rauschende Erfolge erlebt. Er war ein zartfühlendes Gemüt, das durch seine Talente in der maßvollen Zeichnung der litterarischen Welt gefiel. Er besaß ein Publikum unter Frauen und jungen Mädchen. Er hat sogar einen guten Teil dieses Publikums behalten, denn sein Verleger sagte mir letzthin, daß der Verkauf seiner Bücher seit zehn Jahren derselbe geblieben wäre; es wird nicht ein Exemplar weniger verkauft. Das ist ein bemerkenswerter Erfolg in unserer vorurteilsvollen Zeit, in der ein Schriftsteller ebenso schnell gefeiert als vergessen wird.

Der zweite Romanschriftsteller und Akademiker,

Digitized by Google

Octave Feuillet, hat wirkliche Triumphe errungen. Vor zwölf bis fünfzehn Jahren, in der schönen Zeit des Kaiserreichs, wurden seine Romane in einer beträchtlichen Anzahl gekauft. „Herr von Camors", „Die Sibylle" und „Julia von Trécoeur" haben eine Zeitlang alle schöne Damen in Entzücken gesetzt. Man kann die von jedem seiner Werke verkauften Exemplare auf dreißigtausend schätzen. Octave Feuillet war damals der aristokratische Romanschriftsteller der Mode. Man feierte ihn in den Tuilerien, die Kaiserin schätzte ihn sehr hoch und fragte ihn wegen ihrer Lektüre oft um Rat. Ich gestehe, ich liebe das Talent des Herrn Octave Feuillet nicht besonders, weil es ein Mischmasch zwischen Musset und George Sand ist. Seine ganze Erfindung bestand darin, sich zum Vertreter der Pflicht und Moral aufzuwerfen, wie seine beiden Vorgänger sich zu Vertretern der Leidenschaften gemacht haben. Man hat ihn ziemlich boshaft und richtig den Familien-Musset genannt. Seitdem hat er allerdings zeigen wollen, daß er vor gewagten Schilderungen nicht zurückschrecke und hat Bücher geschrieben, welche die Mütter ihren Töchtern wohl schwerlich in die Hände geben werden. Außerdem habe ich so meine eigene Gedanken über die sogenannte Moralität der Modeschriftsteller. Nichts ist für Herz und Verstand verderblicher als die Heuchelei gewisser Kreise und der Jesuitismus der von der Konvention niedergehaltenen Leidenschaften. Das ist mein Urteil über Octave Feuillet. Aber ich gestehe ihm gern ein gewisses Talent in der Abtönung, einen korrekten

Digitized by Google

Stil und eine etwas gesuchte Vornehmheit zu. In der letzten Zeit hat sein Erfolg sehr nachgelassen. Die letzten beiden Bücher, die er veröffentlicht hat, „Eine vornehme Ehe“ und „Philipps Liebschaften“ wurden gewiß nicht so stark, wie ihre Vorgänger, verkauft. Frankreich hat eine Erschütterung gelitten, die Zeit ist nicht mehr dieselbe, der Lieblingsschriftsteller der Kaiserin Eugenie ist entthront. Dann haben auch die Naturalisten Riesenfortschritte gemacht. „Fromont junior und Risler senior“ und der „Nabob“ von Alphonse Daudet haben jeder vierzig Auflagen erlebt, was wohl deutlich erklärt, daß das Publikum, das jetzt an genaue Schilderungen, an eine sorgfältige Analyse des Lebens gewöhnt ist, die liebenswürdigen Lügen und romantischen Intriguen der idealistischen Schule nicht mehr zu schätzen weiß. Octave Feuillet bleibt nichtsdestoweniger die Stütze der „Revue des Deux-Mondes“, welche nur ihn noch zur Repräsentation des französischen Romans besitzt. Diese Revue hat die Naturalisten nicht an sich ziehen wollen oder können; auch wird sie vor dem Triumphe, den die Naturalisten in diesem Augenblick erringen, mit den Schriftstellern zweiten und dritten Grades bald außerhalb der Bewegung stehen. Um einen Vergleich zu wagen, sie wird nur noch von der blassen untergehenden Sonne Octave Feuillets erleuchtet.

Ich habe soeben die Akademie genannt, und da die Gelegenheit sich darbietet, so will ich eine Bemerkung über eine Thatsache machen, die mich oft verletzt hat. Die Akademie zählt nur zwei Roman-

Digitized by Google

schriftsteller, Jules Sandeau und Octave Feuillet, während sie vier dramatische Autoren besitzt: Emil Augier, Alexander Dumas, Victorien Sardou und Ernst Legouvé. Ich spreche nicht von den Historikern, welche noch zahlreicher vertreten sind. Nun, ich finde diese Einteilung keineswegs gerecht. Das Theater ist heutzutage durchaus untergeordnet. Ich will damit sagen, daß die gespielten Werke im Durchschnitt höchst mittelmäßig sind. Dagegen marschirt der Roman an der Spitze der litterarischen Bewegung; das ganze Genie der Zeit scheint sich auf den Roman beschränkt zu haben, der sicher das Charakteristikum des neunzehnten Jahrhunderts bleiben wird, wie die Tragödie und die Komödie das Charakteristikum des siebzehnten Jahrhunderts gewesen sind. Warum sitzen dann also so viele dramatische und so wenige Romanschriftsteller in der Akademie, die doch gerade die französische Litteratur verkörpern will? Die Leute fehlen gewiß nicht. Müßten nicht Gustave Flaubert und Edmond de Goncourt schon seit langer Zeit zur Akademie gehören? Wiegen sie nicht zehnmal Legouvé und Sardou auf, wenn man nur das litterarische Verdienst ohne Berücksichtigung des Genres in Betracht zieht? Es ist eine Schmach, daß man diese Schriftsteller an der Thüre stehen läßt, während man derartige Mittelmäßigkeiten aufnimmt. Man wird der Akademie stets den Vorwurf machen, daß sie Balzac zurückgewiesen hat; sie steht im Begriff, neue Fehler zu begehen. Wie die „Revue des Deux-Mondes", so steht auch sie außerhalb der Bewegung. Dieses Spiel wird

Digitized by Google

schließlich für sie gefährlich enden. Wenn die Bewegung, wie ich glaube, sich mehr und mehr zuspitzt, wird eine Zeit kommen, in der sie in ihrer jetzigen Bedeutung überholt ist.

Ich fürchte sehr, daß die Akademie an dem Tage, an welchem sie wieder einen Romanschriftsteller zu erwählen hat, sich Cherbuliez wählt, der ein direkter Schüler George Sands ist. Cherbuliez ist eine zweite Säule der „Revue des Deux-Mondes", die, wie man weiß, es sich zur Spezialität gemacht hat, Akademiker zu fabriziren. Wenn Buloz seine Redakteure auch schlecht bezahlte, er würde sie doch durch die Aussicht auf einen Platz in der Akademie ködern, wo er sie in seinen alten Tagen unterbrächte. Cherbuliez ist, ohne die Triumphe Octave Feuillets errungen zu haben, ein Liebling der Damen. Er stammt aus Genf, und leistet in dem Studium außerordentlicher Naturen Hervorragendes. Alle seine Heldinnen sind Engel, die durch das Fegefeuer oder durch die Hölle gehen, unglückliche Frauen und rätselhafte Mädchen, deren Tugend in der Entwicklung klar zu Tage tritt. Natürlich bewegt sich die Intrigue in voller Romantik, die Natur kommt nur in poetischer Verzierung zu Wort. Ich ziehe Octave Feuillet bedeutend vor, der wenigstens in Frankreich bleibt und seine Süjets unserer Gesellschaft entnimmt; während Victor Cherbuliez seine Figuren nur unter Polen, Ungarn und Tirolern wählt, was ihm übrigens erlaubt, ganz nach Belieben zu lügen. Diese Mode geht zu Ende, und man muß sich nachsichtig den

Digitized by Google

romantischen Schriftstellern gegenüber zeigen, das Publikum wird sie bald vollständig im Stiche lassen, und dadurch werden sie genügend gestraft sein. Die Symptome sind klar ersichtlich, die Leser sind dieser langweiligen Geschichten müde, in denen die Handlung aus den falschesten und albernsten Gefühlen besteht. Erscheint dagegen ein Werk der Wahrheit, wird ein Roman, welcher die peinigende Wirklichkeit des Lebens schildert, auf den Markt geworfen, so geht durch die Reihe der Käufer ein Beben, das klar und deutlich den entscheidenden Sieg der Nachfolger Balzacs verkündigt.

Ich will noch ein Wort von Louis Ulbach sprechen, der in recht mittelmäßiger Ware sehr viel geschaffen hat. Er ist der Nachkomme Lamartines, den er gekannt, und dessen flüssige und weichlich bilderreiche Manier er angenommen hat. Sein einziger erfolgreicher Roman war „Herr und Frau Fernel", eine ziemlich genaue Schilderung des Provinzlebens. Seine fünfundzwanzig oder dreißig anderen Romane verkauften sich mittelmäßig im Durchschnitt mit zwei oder drei Auflagen. Heute arbeitet er noch immer sehr viel; es vergehen nicht ein oder zwei Jahre, wo er nicht zwei bis drei Romane auf den Markt wirft; aber die Kritik beschäftigt sich nicht mehr mit ihm, er steht außerhalb der kämpfenden Litteratur. Ich habe Ulbach angeführt, weil er der beste Typus der Romanschriftsteller ist, die sogenannte Litteraturromane schreiben; man versteht darunter Romane, die Ansprüche an den Stil stellen, in denen es

Digitized by Google

Beschreibungen und Analysen gibt, im Gegensatz zu den feuilletonistischen Romanen, die sich gar nicht um Grammatik oder gesunden Menschenverstand kümmern. Nichts ist amüsanter zu studiren, als der Stil Ulbachs, er ist weich und verschwimmt bei jeder Gelegenheit faserartig. Die Vergleiche häufen sich, die unpassendsten Bilder treten auf, die Sätze flattern wie gemalte Fetzen umher, ohne daß man darunter einen starken und logischen Körper fühlt, den widerstandsfähigen Körper, der alles tragen muß und allein einen talentvollen Schriftsteller anzeigt. Alles in allem aber schreibt er nur um des Stils; der eigentliche Stil jedoch fehlt, die persönliche Art des Empfindens, das richtige Wort, welches die Situation wiedergibt. Ulbach hat nichtsdestoweniger in den Zeitungen und bei einem gewissen Publikum für einen Schriftsteller gegolten. Sogleich werde ich den Fall vollständig studiren, indem ich von Jules Clarétie spreche.

Das sind so ziemlich die bekanntesten der idealistischen Schriftsteller. Ich will nicht noch weiter herabsteigen, indem ich mich mit Louis Enault beschäftige, der die Karikatur des Romans bezeichnet. Dieser hat die Pomade des Ideals, den Syrup der Romantik erfunden. In dieser letzten Schicht des Idealismus möchte ich noch Paul Perret anführen, zu dem sich die im Sterben liegende „Revue des Deux-Mondes" zuweilen hat wenden müssen. Er ist ein Klein-Cherbuliez, wie Cherbuliez ein Klein-Feuillet ist. In dieser Abstufung verschwimmt alles Talent und

Digitized by Google

die Mittelmäßigkeit steht in höchster Blüte. Die Werke sind höchst unbedeutend, und es ist unnütz, sie näher aufzuführen.

Ich würde mir indessen einen Vorwurf machen, wollte ich André Theuriet vergessen. Er ist ebenfalls Idealist, und es liegt in seinen Werken eine Erinnerung an George Sand. Aber ich verzeihe ihm das gern wegen des ausgezeichneten Reizes, der aus seinen kleinsten Erzählungen hervorleuchtet. Er ist übrigens bescheiden und begnügt sich mit kurzen Romanen, die eigentlich nur Novellen sind. Die Schilderung von Paris gelingt ihm wenig; sobald er den Schauplatz hierher verlegt, ist die Ausführung selten eine wirklich gute. Er braucht die Provinz, vornehmlich die großen Dickichte, die Wälder, in denen er Jahre lang gelebt hat. Dann ist er höchst bewunderungswürdig. Seine Figuren, die ein wenig konventionell gezeichnet sind, nehmen unter den Bäumen in den tiefen Alleen wirkliches Leben an. Man interessirt sich für seine Liebesabenteuer, obwohl die Intrigue so ziemlich immer dieselbe bleibt. Seine Erzählungen sind frisch und köstlich. André Theuriet ist meiner Meinung nach der einzige Romanschriftsteller, den man in der „Revue des Deux-Mondes" mit Vergnügen lesen kann. Eine lange Zeit blieb er ohne Erfolg. Seine ersten Bücher: „Fräulein Guignon" und „Angeles Glück" wurden zuerst nur in einer Auflage verkauft. Er veröffentlichte sodann den „Täufling eines Marquis," und der Erfolg kam nach und nach. Heute erringen seine Romane schon eine

Digitized by Google

zweite Auflage. Der Fall Theuriet sollte eigentlich die „Revue des Deux-Mondes" zum Nachdenken veranlassen. Da veröffentlicht sie seit mehreren Jahren die Werke eines Romanschriftstellers, und diese Werke finden trotz ihres wirklichen Wertes, sobald sie in Buchform bei einem Verleger erschienen sind, nur vereinzelte Käufer. Was soll man also von der anspruchsvollen „Revue des Deux-Mondes" denken, die glaubt und ganz laut erklärt, sie mache den Erfolg der Schriftsteller, deren Werke sie veröffentlicht. Sobald sie das Werk eines Romanschriftstellers druckt, redet sie ihm ein, es sei eine große Ehre für ihn, und sein litterarisches Glück sei von diesem Moment an gemacht. Das ist ein Irrtum, die Thatsachen beweisen es. Paul Perret, Mitarbeiter der „Revue des Deux-Mondes" wird im Buchhandel fast gar nicht verkauft und André Theuriet sehr wenig. Die Wahrheit ist, daß die „Revue des Deux-Mondes" niemals einen Schriftsteller bei dem großen Publikum einführt; er muß dies Publikum selbst durch sein Talent erobern.

So steht in diesem Augenblick die Bilanz des idealistischen Romans. Ein einziger lieber Schüler, André Theuriet, und morsche Generale wie Octave Feuillet und Cherbuliez. Victor Hugo habe ich gar nicht genannt, weil man ihn vollständig außer acht lassen muß; er hat keine Romane geschrieben, sondern Gedichte in Prosa. Uebrigens ist sein Einfluß in der augenblicklichen Bewegung gleich Null. Ich kenne nur einen Schüler von ihm, Léon Cladel, mit

Digitized by Google

dem ich mich sogleich beschäftigen werde. Der idealistische Roman stürzt also zusammen und fällt in Trümmer. Man kann den Tag schon im voraus berechnen, an dem er aus Mangel an Romanschriftstellern eines sehr schönen Todes sterben wird. Ich sehe in der aufwachsenden Generation nicht einen talentvollen Schriftsteller, der in die Fußstapfen der George Sand treten möchte. Ich sehe dagegen eine ganze Reihe junger Autoren, die bereit sind, den von Balzac eröffneten weiten Weg zu verfolgen. Und hier ist die Zukunft, hier ist das Leben. Vor Ablauf von zehn Jahren wird die Situation eine ganz klare sein, und man wird den vollständigen Triumph des Naturalismus feststellen können.

IV.

Ich kann nicht alle Romanschriftsteller hier kritisch beleuchten. Jetzt will ich nur noch kurze Anmerkungen über gewisse Persönlichkeiten geben, die außerhalb des Streites zwischen Idealismus und Realismus stehen.

Ich denke oft mit Verwunderung an Edmond About. Seine Schriftstellercarrière war überraschend. Man muß sich an seine ersten Werke in den schönen Jahren des Kaiserreichs erinnern. Er entpuppte sich als ein Polemiker ersten Ranges, als ein feiner, geistreicher Skeptiker, der zwar nicht, wie man behauptete, den Stock Voltaires, aber doch vielleicht sein Spazierstöckchen geerbt hatte. Sein Buch über Griechenland, sein Buch über Rom errangen,

Digitized by Google

obwohl sie, im Grunde genommen, etwas öde waren, dank der Leichtigkeit und Flüssigkeit des Stils einen bedeutenden Erfolg. Uebrigens erregte About als Romantiker gleich anfangs viel Aufsehen. Seine Novellensammlung, „Pariser Ehen", erzielte in kurzer Folge zehn bis zwölf Auflagen. Aber er ruhte nicht etwa auf seinen Lorbeeren, sondern veröffentlichte Schlag auf Schlag „Tolla", „Germaine", „Dreißig und Vierzig". Endlich ließ er „Madelon" erscheinen, meiner Meinung nach sein bester Roman, die Studie eines Mädchens, die mit einer wahrhaft verteufelten Kunst geschrieben ist. Dann nach zwei Phantasien, die sehr geteilte Aufnahme fanden, „Der Mann mit dem abgerissenen Ohre" und „Der Fall des Herrn Guérins", veröffentlichte er einen unendlich großen Roman in drei Bänden „Der alte Felsen", in dem sein ganzes Talent unterging und verschwamm, und nun war es zu Ende; der Romanschriftsteller erstarb plötzlich in ihm. Seit diesem vor zehn Jahren veröffentlichten Werke hat About, glaube ich, seinem Verleger nicht ein einziges Werk mehr übergeben. Seit mehreren Jahren ist er vollständig verstummt. Man konnte glauben, er sei tot. Endlich übernahm er die Leitung eines Journals, „Das neunzehnte Jahrhundert", heute ist er Chefredakteur, macht ausgezeichnete Geldgeschäfte und nur manchmal findet seine Feder die alte Kraft wieder. Aber das thut nichts, ich kenne keinen sonderbareren Fall in unserer heutigen Litteratur. Ein Mann, der so glänzend debütirt, ein Schriftsteller, dessen Haupteigenschaften Gewandtheit und Fruchtbarkeit waren,

Digitized by Google

und der sich plötzlich vom Schaffen zurückzieht, als wäre er ausgeschöpft und hätte nun nichts mehr zu sagen. Ich habe die Erklärung für diese Thatsache gesucht, und ich glaube behaupten zu können, daß das große Unglück Abouts darin bestanden hat, an nichts zu glauben, nicht einmal an die Litteratur. Seiner Zeit bestand an der Normalschule eine kleine Gruppe, die eine schöne Leidenschaft für Voltaire gefaßt hatte; das schlimme dabei war, daß einzelne die Arbeit Voltaires wieder aufzunehmen gedachten. About zum Beispiel wollte Polemiker sein, Pamphletist, Erzähler, Philosoph und Volkswirtschaftler. Aber die Zeiten haben sich geändert, und die Arbeiten Voltaires könnten nicht mehr unter denselben Bedingungen aufgenommen werden. Setzen wir hinzu, daß der Skeptizismus verpönt war. Eines Tages mußte About sich fragen, wozu? Er war nicht überzeugt, er besaß nur seinen Geist für sich, der sich bereits in allen möglichen Schlachten und Siegen abgestumpft hatte. Es war besser für ihn, ruhig zu Hause zu bleiben und von seinen Renten zu leben. Außerdem wurde die politische Epoche ziemlich düster, es war unmöglich zu erraten, wohin die Zukunft eigentlich führen würde. About, der ziemlich liberal gewesen, war mit einemmal der Freund und Tischgenosse des Prinzen Napoleon geworden. In dem Sturm von 1870 war er verschwunden. Heute ist er als Republikaner wieder aufgetaucht. Aber wenn der Polemiker gealtert, morsch geworden und wieder auferstanden ist, der Romanschriftsteller scheint für immer gestorben zu sein.

Digitized by Google

Man kann das Urteil über ihn kurz und bündig fällen. Er ist in erster Linie Erzähler. Man merkte zu sehr, daß er nicht an seine Figuren glaubte, er ließ sie mit seiner Feder tanzen, um sich und die anderen zu ergötzen. Stets stand der Autor hinter der Coulisse und machte sich lustig. Dieser Mangel an Ueberzeugung gab dem Werke eine bedeutende Leichtigkeit, nahm ihm aber jeden Ernst. Die Analyse blieb oberflächlich, das Werk leicht und gefällig. About wird nicht einen Typus, nicht eine kräftige und starke Seite zurücklassen. Er war ein Erzähler, der eines Morgens als geistvoller Mann erwachte, einen Augenblick die ehrenwerte Gesellschaft belustigt hat, um sich dann zu Bett zu legen und seine Kerze für immer auszulöschen.

Der Fall Erckmann-Chatrian ist ebenfalls sehr interessant. Beide Elsässer, durch eine Sympathie gleich gesinnter Naturen verbunden, haben sie zuerst Erzählungen ihres Landes geschrieben. Anfangs waren sie die Schüler Hoffmanns und umgaben die wirklichen Gemälde der elsässischen Sitten mit einem phantastischen Schleier. Später erweiterten sie ihren Rahmen, ohne den Horizont, in dem sie geboren und aufgezogen waren, zu verlassen. Man konnte damals sagen, sie wären die treuen und rührenden Schilderer des Elsaß, denn sie vermittelten uns die Bekanntschaft mit den Feldern, Bewohnern und Gewohnheiten in ebenso wunderbaren, wie sorgfältigen Bildern. Aber obwohl sie ihre Erzählungen verlängert haben und sie ihren Werken den Titel Roman gaben, so blieben sie trotzdem Erzähler und gebrauchten immer dieselben

Digitized by Google

Figuren, stiegen niemals zum menschlichen Geschöpf zurück und ließen ihre Scenen, sowie die lebhaft bewegten Bilder vorbeidefiliren. Der Erfolg trat plötzlich ein und zwar ein ungeheurer. Allerdings verdankten sie denselben ihrem feinsinnigen und eigenartigen Talent. Aber man muß es auch sagen, daß die Umstände ihnen ungeheuer zu Hilfe kamen. Die Politik half mit dabei. In ihren Romanen „Madame Thereſe" und der „Konskribirte von 1813," die ihre Hauptwerke bleiben, hatten sie unter dem Anschein der Harmlosigkeit ein schreckliches Gemälde von den Kriegen des Kaiserreichs entworfen; sie hatten die Empfindung des Volkes über den Krieg, seinen Widerwillen, die Heimat zu verlassen, seinen selbstsüchtigen Patriotismus, sein unbesiegliches Bedürfnis nach Frieden und Freiheit äußerst treffend geschildert. Schon untergrub die Opposition die Stützen des Kaiserreichs, und die Romane von Erckmann-Chatrian wurden mit Begeisterung, als ein frühzeitiger Protest gegen die etwaigen Kriege, aufgenommen. Diese Romane enthielten einen republikanischen Hauch; andererseits können sie in Familien gelesen werden, erregen keinerlei Leidenschaft, enthalten keinen Ehebruch, keine zu lebhafte Situation; mit einem Wort, sie bilden eine angenehme Lektüre, das ist die Ursache ihres ungeheuren Erfolges. Man ging so weit, sie „nationale Romane" zu nennen. Die Auflagen folgten aufeinander, und zwar in allen Formaten. Hunderttausend Exemplare wurden verkauft, das war eines der schönsten Geschäfte des Jahrhunderts. Heute ist ein Rückschlag

Digitized by Google

gekommen: „Madame Therese“ und der „Konskribirte von 1813“ bleiben liebenswürdige Werke, aber weiter auch nichts; man sucht vergebens die Menschheit darin. Die Autoren haben nur ein Werk geschaffen, und sie haben unrecht gethan, das schroffe Stillschweigen Abouts nicht nachzuahmen. Unglücklicherweise hat sie der Erfolg nur noch fruchtbarer gemacht. Andererseits haben sie sich immer mehr und mehr auf die Politik geworfen und glaubten, daß darin der Erfolg läge. Dann haben sie lange Romane zu stande gebracht, trotzdem sie eigentlich nur für die Erzählung, für die kurze sentimentale Novelle veranlagt sind. Sie haben die Geschichte des „Plebiszits“, „die Memoiren eines Mannes aus dem Volke“ und noch andere Werke, deren Titel mir entfallen sind, geschrieben, die aber sämtlich ihr Interesse in der republikanischen Propaganda suchen. Der Köder war für das Publikum zu groß, als daß der Erfolg auf einmal hätte verschwinden können. Aber nach und nach nahm das Aufsehen, das Erckmann-Chatrian erregten, ab; die Kritik interessirte sich nicht mehr für ihre neuen Schöpfungen und die Gleichgiltigkeit wurde größer. Und das war ganz unvermeidlich, ich habe das bereits in einer Studie, als sie auf ihrem Gipfel standen, gesagt. Sie besaßen nicht die kräftigen Eigenschaften, die einen Ruf befestigen können, sie drangen nicht tief genug ein in das Wesen des Menschentums; sie schufen keine lebendige Welt, die kräftig genug wäre, um außerhalb einer Mode bestehen zu können. Jeder Erfolg, der sich unter solchen Be-

Digitized by Google

dingungen auf liebenswürdige Werke, die nur eine oberflächliche Wahrheit enthalten, gründet, ist unvermeidlich von Vorurteilen begleitet; und je größer die Begeisterung war, desto heftiger ist der Rückschlag. Man spricht schon nicht mehr von Erckmann-Chatrian; ich weiß nicht, ob sie noch schaffen. Das letzte Aufsehen erregte ihre Komödie „Freund Fritz“ im Théâtre-Français, die ich wegen der naturalistischen Behandlung, die sie auf das Theater brachte, lebhaft unterstützt habe.

Nächst Erckmann-Chatrian will ich noch ein Wort über Jules Verne sagen. Er hat gerade keine Romane geschrieben, er verlegt die Wissenschaft in den Roman und verliert sich mit Zuhilfenahme neuer wissenschaftlicher Handhaben in schillernde Phantasien. Alles in allem schreibt er wohl Romane, und zwar abenteuerlichere und phantastischere als wir. Das Publikum findet Gefallen an diesen ergötzlichen Vergröberungen der Wissenschaft. Ich streite nicht über das Genre, das mir die Kenntnisse der Jugend zu verfälschen scheint. Ich für meinen Teil ziehe den „Däumling“ und „Dornröschen“ vor. Aber ich bin gezwungen, den geradezu verblüffenden Erfolg festzustellen. Verne ist gewiß augenblicklich der gelesenste Schriftsteller Frankreichs. Jedes seiner Bücher: „Fünf Wochen im Ballon“, „Die Reise um die Welt in achtzig Tagen“, „Die Söhne des Kapitän Grant“ und noch andere wurden im Buchhandel bis zu hunderttausend Exemplaren verkauft. Alle Kinder haben sie in Händen, sie stehen in allen Familien-

Digitized by Google

Bibliotheken, und das erklärt ihren bedeutenden Absatz. Uebrigens haben diese Bücher keinerlei Bedeutung für die augenblickliche litterarische Bewegung. Die Fibeln und Gebetbücher werden ebenfalls in beträchtlicher Höhe verkauft.

Ich will mit Gustave Droz schließen. Auch er hat ein Genre geschaffen. Mehrere Jahre lang hat er in der „Revue Parisienne" geherrscht, jenem Journale, das gleichzeitig den offiziellen Anzeiger für den Geschmack des Kaiserreichs bildete. Gustave Droz war der Schilderer einer etwas gekünstelten Gesellschaft, die mit den liebenswürdigen Lastern spielte, wie das achtzehnte Jahrhundert sich in Schäferspielen gefiel. Man muß sein Hauptwerk „Monsieur, Madame et Bébé" lesen, um die geschminkte Grazie dieser Welt ganz zu begreifen. Gewiß war die Darstellung etwas gezwungen, das merkt man heute sehr gut. Aber das große Verdienst des Schriftstellers bestand darin, Silhouetten zu malen, die ganz gewiß ausgezeichnete Anhaltspunkte für die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs bilden werden. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, er hätte seine Feder in Puder getaucht. Allerdings hat er das gethan, und darin besteht gerade sein Ruhm, denn er allein hat das Gemälde einer eleganten Häuslichkeit im Jahre 1867 geschaffen. Gustave Droz hat beständig geschrieben, aber er hat den Erfolg von „Monsieur, Madame et Bébé", das in ganz bedeutender Höhe gekauft wurde, nicht wieder errungen.

Digitized by Google

V.

Es gibt eine ganze Klasse von Romanschriftstellern, die zu studiren von größtem Interesse ist. Ich spreche jetzt von den Feuilletonisten, den Schülern des älteren Dumas.

Zunächst muß man vorausschicken, daß die Bedingungen des Feuilletonromans sich vollständig verändert haben. Früher, vor etwa vierzig Jahren, als man den Roman in Stücke schnitt und ihn täglich unter dem Strich einer Zeitung den Lesern vorsetzte, hatte die Erfindung einen ungeheuren Erfolg, die Leser fanden zu jener Zeit keinen Gefallen an den Zeitungen; das System der schleunigen Nachrichten war damals noch nicht erstanden, es gehörte viel guter Wille dazu, die langen und schwerfälligen Artikel zu verdauen. Der Feuilletonroman war also eine Lockspeise für die Abonnenten, besonders für die Frauen. Es ist eine Regel, im Journalismus, wie zu Hause, muß man die Frau für sich haben, wenn das Abonnement erneuert werden soll. Die Frauen fanden Gefallen an dem Feuilletonroman, der Erfolg war unglaublich. Man kann sagen, daß man zu jener Zeit erst den Feuilletonroman gab und die Zeitung dazu schenkte. Der Roman verlieh der Zeitung die Daseinsberechtigung, daher die große Wichtigkeit des Feuilletons und die Berühmtheit des älteren Dumas, Eugen Sues, Paul Févals, Elie Berthets und so vieler Anderen.

Aber heute haben sich die Zeiten geändert, der Journalismus hat dank der Schnelligkeit der Nach-

Digitized by Google

richten, besonders aber infolge der fieberhaften Neugierde des Publikums, das alles und zwar sofort wissen will, eine ungeheure Ausdehnung angenommen. Das Interesse beschränkt sich nicht mehr auf das Feuilleton unterm Strich, sondern auf die Spalten der Zeitung selbst. Andererseits sind die Erfinder des Genres, die Erzähler, gealtert, und die neuen Romanschriftsteller, diese schrecklichen Naturalisten, die sich in zehn Seiten langen Beschreibungen und Analysen verlieren, schaffen Werke, welche schlecht in den Rahmen des Feuilletons passen. Sie schwärmen nicht für die „Fortsetzung in der folgenden Nummer", für die Aufrechterhaltung des Interesses einer dramatischen Peripetie, die im Grunde genommen die ganze Wissenschaft der Feuilletonisten ausmacht. Auch nehmen sich ihre in Stücke geschnittenen, entstellten Romane mit wenig Handlung und breiter Schilderung recht jämmerlich aus.

Die Zeitungsleser haben die Romane schließlich verachtet oder lesen sie wenigstens nicht mehr, sie nehmen sie lieber in Bänden vor, wenn ihnen das der Mühe lohnt. Die Situation hat sich gegen früher gerade umgekehrt; man verkauft heute die Zeitung der Zeitung wegen und gibt den Roman als Zugabe. Es müßte doch nun eigentlich einfacher sein, das Feuilleton ganz abzuschaffen. Unglücklicherweise kommt auch hier immer bei dem Abonnement die Frau in Frage. Man braucht nämlich ein Feuilleton für die Frau, man gibt ihr ein Stückchen, und damit gut. Ich habe oft über diesen Punkt mit

Digitized by Google

Zeitungsherausgebern gesprochen und sagte ihnen, sie thäten sehr unrecht, bedeutende litterarische Werke zu veröffentlichen, die das tägliche Entzweischneiden nur unverständlich macht, und die außerdem nur einen sehr mittelmäßigen Erfolg erzielen. Wozu sich darauf steifen, wenn die Form des Romans sich verändert hat! Weshalb in einen von Erzählern erfundenen Rahmen die Werke von Naturalisten hineinzwängen, die einen weiten Raum bedürfen und höchstens in eine Revue passen, welche ihnen zwei Bogen auf einmal zur Verfügung stellen kann! Darauf haben mir die Herausgeber stets geantwortet, sie hätten allerdings keinerlei Gewinn von der Veröffentlichung eines Romans zum Beispiel von Edmond de Goncourt oder Alphonse Daudet: „Diese Veröffentlichung ist nur ehrenvoll für eine Zeitung und verleiht ihr einen guten litterarischen Namen." Vor einer solchen Beweisführung muß man sich allerdings beugen. Es bleibt nur noch die Frage, ob die naturalistischen Romanschriftsteller nicht ein wirkliches Unrecht darin erblicken, daß ihre Werke in den engen Spalten der Feuilletons zerschnitten werden. Ich für mein Teil bin der Ansicht, wir dürfen unsere Romane nur an Revuen vergeben. Unglücklicherweise gibt es keine Revuen in Frankreich; nur die „Revue des Deux-Mondes" hätte dabei gewinnen können, die aber steht außerhalb der augenblicklichen litterarischen Bewegung.

Sind die naturalistischen Werke nicht für die feuilletonistische Veröffentlichung geschaffen, so gibt

Digitized by Google

es doch Schriftsteller, welche ausschließlich für die Zeitungen liefern. Aber die Litteratur kommt dabei nicht mehr in Frage. Wir steigen in die Fabrikation für den Tagesbedarf hinab. Die Werke sind nicht mehr mittelmäßig, sie sind null und nichtig. Trotzdem wäre eine Studie über den französischen Roman nicht vollständig, wollte man nicht ein Wort über diese höchst bedeutende Produktion sagen. Die feuilletonistischen Romanschriftsteller schießen aus der Erde, man zählt sie nach Dutzenden, und addirte man die Zahl der Zeilen, die sie täglich veröffentlichen, man käme zu einer verblüffenden Gesamtsumme. Das ist von seiten des Publikums ein fortwährender Konsum, wie es auch Oel oder Kartoffeln konsumirt. Die Leser brauchen morgens und abends eine gewisse Summe von romantischen Abenteuern, und es gibt Unternehmer, die sich mit der Lieferung von gedrucktem Papier befassen. Der litterarische Ruf kommt aber meistens gar nicht in Frage. Die Existenz einer Menge von feuilletonistischen Romanschriftstellern ist durchaus unbekannt. Dennoch gelangen einzelne zu einer wirklichen Beliebtheit, man sieht ihre Namen so oft im Feuilleton und behält sie schließlich im Gedächtnis. Dann üben sie eine unbestreitbare Macht auf die Menge aus. Ich will hier die verschiedenartigen Fälle studiren.

Vor allen Dingen muß ich bemerken, daß die Schöpfer des Genres im Vergleich zu ihren Nachfolgern Meister gewesen sind. Gewiß ist der Wert Alexander Dumas des Aelteren und Eugen

Sues vom rein litterarischen Standpunkt aus heute sehr zu bestreiten. Aber welche Kunst der Erfindung, welche Lebendigkeit, welch heldenhafter Odem durchweht ihre Werke! Sie haben mehr Talent verschwendet, als nötig gewesen wäre, um Meisterwerke zu hinterlassen, hätten sie weniger geschaffen, einen originellen Stil geschrieben und sich an die Wahrheiten der Beobachtung gehalten. Länger als ein Vierteljahrhundert haben sie alle französischen Leser begeistert; heute allerdings bilden ihre Bücher einen Wust, einen Haufen mehr oder weniger alter unleserlicher Schmöker, die in den Magazinen von Ratten aufgefressen werden. Man hat einen Augenblick daran gedacht, die ausgewählten Werke von Dumas dem Aelteren und Eugen Sue zu veröffentlichen; aber man mußte darauf verzichten, man wußte nicht, was man aus diesem Wust herausgreifen sollte, denn man sah ein, daß alles in gleicher Weise der Vergessenheit anheimfallen müßte..

Mehrere Zeitgenossen Dumas des Aelteren leben noch, zum Beispiel Paul Féval, einer der Schöpfer des Feuilletonsromans. Heute schafft er nichts mehr oder wenigstens in solcher Abgeschlossenheit, daß ich seit langer Zeit kein neues Werk von ihm erblickt habe. Eine eigenartige Revolution ist in diesem Geiste, in dem die romantischsten Bilder spukten, vorgegangen; er ist ganz fromm geworden und neigt zur Illuminatenlehre. Er war kein gewöhnlicher Mensch, er hätte gewiß litterarische Werke schreiben können. Seine Bücher sind zahlreich, aber sie werden jetzt doch schon nach dem Pfund verkauft. Ich will auch Elie

Digitized by Google

Berthet anführen, der auch aus den schönen Tagen des Feuilletons stammt. Er ist sehr alt, sehr gebrechlich, trotzdem hört er nicht auf zu schreiben. Jedes Jahr veröffentlicht er noch drei oder vier Bände. Ich spreche, wohlverstanden, nicht von dem litterarischen Werte seiner Werke. Das sind anständige, gewissenhaft nach dem besten Muster angefertigte Erzählungen.

Einer der berühmtesten Feuilletonromanschriftsteller, einer von denen, welche die Erbschaft der Meister angetreten haben, war Ponson du Terrail; er trat nach dem älteren Dumas und Eugen Sue in der Blüte des zweiten Kaiserreichs auf und hatte eine ebenso große Beliebtheit wie seine Vorgänger. Er ist 1871 während des Krieges gestorben. Er war ein fleißiger Arbeiter, und das ist das größte Lob, das man ihm zollen kann. Man erzählt, daß er zu gleicher Zeit vier bis fünf Romane schrieb, die er für die Feuilletons Tag für Tag zurichtete. „Die Heldenthaten Rocamboles" sind berühmt geblieben. Er hatte diese Figur des Rocambole geschaffen, ein Universalgenie, halb Arbeiter, halb Edelmann, dessen Abenteuer in seinen Händen unerschöpflich wurden. Weniger gewissenhaft noch als der ältere Dumas und Eugen Sue, ging er lustig auf alle Unwahrscheinlichkeiten ein, verdoppelte die außerordentlichen Thatsachen, hielt sich nicht eine Sekunde bei der Stilfrage auf und eroberte sich das große Publikum in so hohem Grade, daß ein Roman von ihm das Glück einer Zeitung begründete.

Heute haben wir nicht einen einzigen Feuilleton-

Digitized by Google

romanschriftsteller, der an Machtstellung der Menge gegenüber mit ihm verglichen werden kann. Ich kann nur Emil Richebourg anführen, der letzthin im „Petit Journal“ einen großen Erfolg errungen hat. Er ergreift den Leser durch seine Sentimentalität. Er ist voll Empfindsamkeit, führt Mütter ein, die ihre Kinder lieben, Verliebte, die sich anbeten, Helden, die schluchzen und sich am Ende jedes Kapitels aufopfern. Das Publikum fand dermaßen Geschmack an diesen Süßlichkeiten, daß Richebourg eine Zeitlang eine leitende Stellung einnahm. Seine Thätigkeit bezeichnete eine ungeheure Menge verkaufter Exemplare; man hat mir bestätigt, daß bei seinem Austritte das „Petit Journal“ plötzlich vierzigtausend Abonnenten verlor; als er aber wieder mit einem neuen Roman eintrat, sind die vierzigtausend Käufer wieder gekommen und mit ihnen zehntausend andere. Allerdings bringen die naturalistischen Schriftsteller die Journale nicht in die Höhe. Es ist wahr, erscheinen ihre Werke in Bänden, so werden sie in großer Anzahl gekauft, während die feuilletonistischen Romane später im Buchhandel nur einen mittelmäßigen Erfolg haben.

Ich habe nicht die Absicht, hier eine mehr oder weniger genaue Liste der feuilletonistischen Romane aufzustellen. Erstens sind sie zu zahlreich, dann wäre es auch sehr wenig nützlich, sie aufzuzählen, denn es ist kein Unterschied zwischen ihnen. Alle haben dasselbe geringe Talent, dieselbe geringe Eigenart. Ich will trotzdem noch Boisgobey anführen, der

Digitized by Google

eigener arbeitet als die anderen, und Montépin, der schon seit langer Zeit verstummt ist und erst spät, dank der großen Verbreitung des „Figaro", ungeheure Erfolge errungen hat.

VI.

Ich habe mir Jules Claretie vorbehalten, um ihn als typisches Beispiel anzuführen, und um eine Erklärung dafür zu liefern, wie man anscheinend ein bedeutendes Talent besitzen und doch ein durchaus mittelmäßiger Romanschriftsteller bleiben kann.

Claretie ist in unserer heutigen Litteratur ein allgemeiner Typus; ich will sogar so weit gehen und sagen, er ist ein Symbol. Er ist in seiner Jugend zuerst als Journalist aufgetreten. Er war 1857 noch nicht siebenzehn Jahre alt, als er für die litterarischen Blätter jener Zeit schrieb; später findet man ihn im „Figaro", wo er Pariser Echos verfaßte. Dann hat er die Litteratur mit seiner Prosa in einer ganz unglaublichen Fruchtbarkeit und Fülle überschwemmt. Es gibt keine Zeitung, für die er nicht geschrieben es gibt kein Genre, mit dem er sich nicht befaßt hätte; litterarische Kritik, dramatische Kritik, Chronik, Politik, Berichterstattung, Reisebeschreibung, Roman, Geschichte und Theater. Das ist eine Fontäne, deren Hahn fortwährend geöffnet ist; das Wasser fließt stets mit derselben Leichtigkeit, stets mit derselben Schnelligkeit. Wenn man die Summe der bereits geschriebenen

Digitized by Google

Seiten addiren würde, käme man zu einem Ballast gedruckter Werke, der größer als der Voltaires wäre; und Jules Claretie ist noch nicht vierzig Jahre alt. Man sagt scherzhaft von ihm, er fühle sich krank, wenn er nicht morgens vor dem Frühstück fünfhundert Zeilen niedergeschrieben habe.

Ich will hier nicht seine Geschichtswerke und seine dramatischen und litterarischen Kritiken näher prüfen, ich will mich nur an den Romanschriftsteller halten. Er hat bereits eine hübsche Anzahl von Romanen, mindestens ein Dutzend, geschrieben.

Einer der ersten, „Josef Burat", erregte großes Aufsehen, es ist die Geschichte des Sohnes einer gefallenen Frau, eines Burschen, der sich in der Katastrophe als Rächer aufspielt. Man glaubte darin Anzeichen von Kraftfülle und das Versprechen eines Gedankens, der sich mehr und mehr kräftigen wird, zu erblicken. Als später „Madelaine Bertin" erschien, hoffte man auf einen Stilisten; das Buch enthielt anmutig geschriebene Seiten, hübsche Beschreibungen, geschickt angelegte Scenen. Und so war es bei der Veröffentlichung eines jeden seiner Romane: bei dem „Frauenraub", den „Muscadins", dem „Schönen Solignac" und dem „Zug No. 13"; alle diese Bücher waren fein säuberlich mit wirklich litterarischer Sorgfalt geschrieben und zeigten dort ein Stückchen Beobachtung, hier ein Stückchen Talent. Trotzdem häuften sich die Bände mit ermüdender Eintönigkeit. Sie blieben sich sämtlich ähnlich und waren alle gleich gut und gleich schlecht. Und je größer

Digitized by Google

der Wust von Büchern wurde, desto unerträglicher wurde der denselben entströmende Hauch der Mittelmäßigkeit. Claretie versprach viel, hielt aber niemals sein Wort.

Ich habe oft über diesen Fall nachgedacht. Er ist einer der entsetzlichsten, die man erleben kann. Ich wiederhole es, der Schriftsteller hat litterarische Anlagen, einen guten Stil, er bildet eine Figur meisterlich, mit einem Wort: er besitzt alle Anzeichen des Talents. Schlägt man seine Werke aber auf, so ist der Inhalt leer wie eine Frucht, die ein Wurm inwendig angefressen hat, und die, sobald man sie berührt, zerquetscht wird. Er hat eine bedauernswerte Leichtigkeit, eine Fähigkeit der Anpassung, die ihm alles, was er will, zu sein erlaubt, ohne daß er selbst jemals etwas aus sich selbst heraus wäre. Seine Feder läuft über das Papier, aber seine eigene Persönlichkeit leitet ihn nicht; es sind die Persönlichkeiten der anderen, die Erinnerungen, die er wider seinen eigenen Willen durch die Macht der ihm angeborenen Gabe zur Nachahmung von rechts und links entleiht, er lebt von der ihn umgebenden Luft, er nimmt die Ideen, wie sie ihm zufliegen und umschweben, niemals ist ihm ein Gedanke direkt aus dem Kopfe entsprungen. Er entlehnt etwas von diesem Meister, etwas von jenem, und das alles ganz naiv, ohne daß er es selbst merkt, denn es ist ihm alles angeboren. Er ist und bleibt ein Spiegel; ein jeder von uns kann sich in ihm betrachten und darin erkennen. Mit einem

Digitized by Google

Wort, und um das Ganze in ein Bild zusammenzufassen; er schreibt unter dem Diktat aller.

Ich will ihn einen Augenblick mit Alphonse Daudet vergleichen. Ich nehme diesen Romanschriftsteller heraus, weil er einer der sensitivsten ist, die ich kenne. Alphonse Daudet wohnt zum Beispiel einem Schauspiel oder einer Scene bei. Diese Scene wird ihn lebhaft rühren, wenn er sie eines Tages erzählt, wird er einen großen Aufwand von Gedächtnis und Phantasie dabei verwenden. Die Scene wird so erscheinen, wie er sie gesehen hat; aber er wird ihr einen eigentümlichen Pulsschlag verleihen, er wird sich ganz mit seiner eigenen Empfindung hineindenken, er wird ihr Leben von seinem eigenen Leben leihen. Und dann wird diese Scene lebendig, sie wird in Thränen getränkt sein oder komische Kraft atmen; sie wird zwischen den Zeilen des Buches eine tiefe Empfindung bewahren, die sich den Lesern wie ein elektrischer Schlag mitteilen wird. Das ist das Phänomen der Originalität bei dem Schriftsteller, eigenartige Empfindung, welche die originellen Werke schafft. Nun wohl, Jules Claretie hat niemals diese Empfindung besessen und wird sie niemals haben. Das verurteilt ihn auf jeden Fall, sein ganzes Leben hindurch mittelmäßig zu bleiben. Er mag noch so viel schaffen. Bücher auf Bücher häufen, sich noch so große Mühe mit der Erfindung der Intriguen geben und seinen Stil feilen, seine Romane werden nichtsdestoweniger tot geborene Kinder bleiben. Er ist ein Zeilenschmierer und nichts weiter.

Digitized by Google

Ich habe soeben den großen Erfolg Alphonse Daudets und der anderen Romanschriftsteller erklärt. Sie sind lebendig, sie geben ihren Büchern ein Leben, das ihnen eigentümlich ist. Auch die Leser werden von Leidenschaft ergriffen, weil sie fühlen, daß die Seiten wie lebende Wesen vor ihnen erstehen. Die Bewegung ist ansteckend. Ist das Buch tot, so bleibt der Leser kalt; der Autor muß seinen Roman durchlebt, er muß die Scenen, die sich darin vorfinden, gesehen haben, sonst liest man mit den Augen, und Herz und Verstand werden nicht ergriffen. Ich finde keinen andern Grund für die verhältnismäßige Gleichgiltigkeit des Publikums den Werken Claretie's gegenüber. Ein so fleißiger Schriftsteller wie er, dessen Namen der Journalismus berühmt gemacht hat, müßte in einer großen Anzahl von Auflagen verkauft werden, doch erreichen seine Werke kaum wenige. Er wird ein Beispiel dafür bleiben, was eine große, mit etwas Talent überfirnißte Produktion für die Litteratur bedeutet.

Ich könnte noch viele unserer Schriftsteller nennen, die in gleichem Falle wie Jules Claretie sind. Aber es genügt, ihn als Beispiel studirt zu haben. Ich möchte lieber schließlich von Léon Cladel sprechen, der sich gerade im entgegengesetzten Falle befindet. Léon Cladel hat vor bereits fünfzehn Jahren mit einem Bande „Die lächerlichen Märtyrer" debütirt, die großes Aufsehen erregten. Er kam damals aus seiner Provinz Le Quercy und wollte sich in Paris eine Position erringen. Später schloß er Freundschaft mit dem Dichter Baudelaire, dessen Theorien über den

Digitized by Google

tadellosen Stil auf ihn einen tiefen Eindruck machten. Von nun an bearbeitet er seine Prosa mit einer wahren Wut und nach gewissen unumstößlichen Grundsätzen. Er stellte eine Jagd an nach dem passenden Wort oder wenigstens nach dem Wort, das er für passend hielt; er brütete über jeden Ausdruck tagelang, strich erbarmungslos die Konsonanten und litt nicht eine Wiederholung. Ich spreche nicht von der Manie, der er von Zeit zu Zeit anheimfiel; so bestimmte er eine Zeit lang, daß die Sätze desselben Abschnittes nicht mit demselben Buchstaben anfangen dürfen; ein andermal verbannte er die Abschnitte selbst, so daß ein Werk von ihm vom Anfang bis zum Ende ein Ganzes bildete, ohne auch nur ein einzigesmal aus der Linie zu rücken. Das sind bei einem Schriftsteller sehr bedenkliche Zeichen. Abgesehen auch davon, daß so kindische Besorgnisse die schöpferischen Werke eines Romanschriftstellers unfruchtbar machen, sie geben den Werken eine beabsichtigte Steifheit, Trockenheit und erstarrende Dürre. So von einer eigensinnigen Hand gearbeitete Werke, welche die Worte zwingt, an die im voraus bestimmten Stellen zu treten, können keine Lebenskraft besitzen. Es fehlt das freie Genie, die wirkliche Empfindung. So bleiben die besten Werke Léon Cladels: „Der Bouscassié und das Votivfest des heiligen St. Bartholomäus Porte-Glaire" nur litterarische, höchst eigenartige Spielzeuge, deren Ausarbeitung man mit mehr Ueberraschung als Interesse bewundert.

Ich weiß wohl, weshalb Léon Cladel sich so große Mühe gibt, den Stil zu feilen. Er hat die feste

Digitized by Google

Ueberzeugung, daß ein Werk nur durch die Reinheit der Form lebensfähig ist. Er hat den schönen Ehrgeiz, unsterbliche Werke zu hinterlassen, und bemüht sich, jeden Satz, den er schreibt, vollkommen zu gestalten. Aber er täuscht sich doch. Es ist nicht wahr, daß es genügt, einen sorgfältigen Stil zu haben, um seinen Platz in der Litteratur zu behaupten. Die Form wechselt im Gegenteil und geht sehr schnell vorüber. Ein Werk muß vor allen Dingen, um lebenskräftig zu sein, wahres Leben enthalten, und es lebt nur unter der Bedingung, daß es wahr ist, daß es von einem eigenartigen Autor durchlebt wird. Können wir heute über die Vollkommenheit des Stils von Homer und Virgil urteilen? Sehr schwer. Und nehmen wir in unserer Nationallitteratur unsere großen Schriftsteller Rabelais, Montaigne, Corneille, Molière, Bossuet, Voltaire, so müssen wir über viele ihrer Sätze hinweggehen, die wir kaum begreifen, so sehr hat sich die Sprache verändert. Was wir am meisten empfinden, was uns noch heute entflammt und begeistert, ist ihre innerliche Glut, jener geniale Hauch, der den Seiten entströmt, die sie geschrieben. Ein Romanschriftsteller, der sich sagt, ich will die Unsterblichkeit mit dem Purismus gewinnen, verrechnet sich gründlich. Man gewinnt die Unsterblichkeit, wenn man lebende Geschöpfe aufstellt und eine Welt nach seinem Ebenbilde schafft. Einige mehr oder weniger schwerfällige Sätze haben mit der Sache selbst nichts zu thun.

Alles in allem besteht das große Unglück Léon Cladels darin, daß er ein Wortklauber ist; ein Kind

Digitized by Google

des Quercy, hat er die Idee gehabt, besonders die Bauern, in deren Mitte er aufgewachsen ist, zu schildern. Was Erckmann-Chatrian für ihre Provinz gethan haben, das thut Léon Cladel für die seinige. Aber er hat seine Werke in ein Heldengedicht umgestaltet. Victor Hugo mit seinem heroischen Stil hat ihn beeinflußt. In dem letzten Roman, den Cladel veröffentlichte und der ihn sechs Jahre Arbeit gekostet hat, „Der Mann mit dem Ochsenkreuz", hat er, wie er erklärt, die Absicht gehabt, die Sprache und die Sitten der Bürger von Quercy litterarisch zu gestalten. Eine harte Arbeit, die nur Mangelhaftes zeitigen konnte. Das erinnert an die Art und Weise, wie George Sand die Bürger des Berry sprechen ließ. Léon Cladel hat mehr Kraft, aber er wird ebenfalls ein poetischer Gallimathias, die Bauern sprechen nicht so und die Dichter noch weniger, so daß diese Sprache, die niemand gehört hat, den Leser nach Verlauf von zehn Seiten schrecklich langweilt. Er sollte lieber die Bauern studiren und versuchen, sie so zu zeigen, wie sie sind, ohne daran zu denken, sie litterarisch und episch zu gestalten.

Und doch ist Léon Cladel ein Schriftsteller. Ich kenne von ihm kurze Novellen, welche Meisterwerke des Stils sind. Aber er besaß nicht das wahre Gefühl, er sieht nicht, was ist, daher das Gestrüpp, in das er sich verwirrt, die Launen des Stils, die er zu Tage fördert, die bizarren Anstrengungen, die er macht, um den Erfolg für sich zu gewinnen. Das Publikum ist noch nicht zu ihm gekommen, es wird

Digitized by Google

durch seine verwickelte Form abgestoßen und fühlt nicht die Wahrhaftigkeit seiner Werke. Er hat sich auf einen bejammernswerten Weg verirrt, der ihn in alle möglichen Wirrsale reißen wird, wenn er nicht eines Morgens einsieht, daß es besser ist, seine Werke als braver Mann zu schreiben, der aufrichtig sagt, was er denkt und fühlt.

VII.

Ich will jetzt diese Studie über den augenblicklichen Stand des Romans mit einer kurzen Prüfung der wichtigen Stilfrage schließen. Man muß endlich sagen, woran wir damit sind, die Sache lohnt schon der Mühe. In einer andern Zeit hat die Form unsere Schriftsteller nicht so sehr beschäftigt; aber aus der großen Zahl der Schaffenden ist eine ganze Gruppe von Stilisten erstanden. Es scheint, daß die schreckliche Fruchtbarkeit der Feuilleton- und Artikelschreiber diese Fülle farbloser und unpassender Sätze, die dem Publikum jeden Morgen von der Presse vorgesetzt werden, die litterarisch gebildeten Geister zu einer heftigen Reaktion getrieben habe. Sie haben eine Gruppe für sich gebildet und sind litterarische Goldarbeiter geworden, sie haben ihren Stil in demselben Maße gefeilt, wie die feuilletonistischen Schriftsteller den ihrigen vernachlässigten. Daher diese Sorgfalt der Phrase, die ein Charakteristikum unserer zeitgenössischen Litteratur bleiben wird.

Man würde auch noch andere Ursachen finden. Die romantische Bewegung war vor allem eine rhe-

Digitized by Google

torische. Es handelte sich darum, der französischen Sprache Kraft und Blut zu verleihen, aus der die klassischen Jahrhunderte eine trockene und helle, harte und beißende, für die Poesie unmöglich zu verwendende Materie gemacht hatten. Gerade damals erstand die Lyrik, die Liebe zur Natur forderte eine neue Bezeichnung, es bedurfte eines gewandteren und geschmeidigeren Talentes, um all die feinen Empfindungen, die das Jahrhundert zeitigte, auszudrücken. Man wühlte also in der alten Sprache, erweiterte den Wortschatz und stritt sich um Ausdrücke. Die ganze litterarische Revolution von 1830 verkörperte sich in einer Gesellschaft, die einen neuen Modus für den Ausdruck ihrer Gefühle suchte. Natürlich war der Gedanke der talentvollen Schriftsteller nach dieser Insurrektion der Form, dieser bedeutenden Fülle von Neologismen und Archaismen darauf gerichtet, eine Stilordnung herzustellen, die gefundenen Wendungen zu ordnen und den so stark erweiterten Wortschatz zu bearbeiten. Dann ging man sogleich zu ausgesuchten Feinheiten. Niemand ahnt im Publikum die Wissenschaft und Geduld, die gewisse Autoren unserer Zeit auf ihre Werke verwenden. Man liest sie zu schnell, um nur zu ahnen, wie sorgfältig sie sogar die Kommatas berücksichtigen; stundenlang haben sie über jedes Wort nachgegrübelt und sich gefragt, ob es gut klinge oder gut aussehe. Sie haben sich nicht allein mit der Phrase als Grammatiker beschäftigt, sondern haben ihr eine Farbe, eine Musik, ja sogar einen Duft gegeben. Nicht

Digitized by Google

ein häßlicher Konsonant ist ihnen entgangen. Sie haben die Vollendung der Form, das Absolute erstrebt, die Wiederholungen der Worte bis auf hundert Zeilen Entfernung verfolgt, ja sie haben sogar den Buchstaben selbst den Krieg erklärt, die zu oft auf einer Seite wiederkehren. Man hat die Prosa schließlich schwieriger behandelt als die Verse. Ebenso sonderbar war der Fall in der Poesie. Man hat die Rhythmik Hugos noch verfeinert, die oft holperig und ungenau ist. Man hat ihm seine Manier gestohlen und an ihm herumgefeilt und geglättet. Heutzutage machen junge Leute wunderhübsche Verse; das Handwerkszeug ist bekannt, es haben sich gewandte Arbeiter herausgebildet, jeder geistreiche Poet, der aus seiner Provinz nach Paris kommt, ist ein Meister. Für die Prosa werden wir bald auch eine ähnliche Fabrikarbeit nach bekannten Mustern haben.

Das ist die erste Klippe der allzu großen Sorgfalt, welche die Meister auf den Stil verwenden. Sie schaffen unvermeidlich Manieren, die ausgezeichnet bleiben, so lange sie sich derselben bedienen, die aber unleidlich werden, wenn die Schüler sie anwenden. Das würde noch wenig schaden, aber das Schlimmste ist, jede Manier erscheint mir gefährlich, selbst für den, der es erfindet. Und jetzt komme ich zu der wichtigen Frage selbst.

Wenn man die Schriftsteller der vergangenen Jahrhunderte liest, so bemerkt man bald, daß man ihre Werke in zwei Teile zerlegen muß, einen Teil, der menschlich, ewig geblieben ist, und den andern Teil, der gealtert ist. Dieser gealterte Teil ist gerade

Digitized by Google

der litterarische Jargon der Zeit, ein sentimentaler, verliebter und einfach poetischer Jargon. Man betrachte die Liebesdialoge bei Molière, Corneille und Racine, alle die schönen Sachen, die darin gesagt werden, erscheinen uns heute schrecklich kalt und lächerlich, und doch entzückten sie einst die Zuschauer und mußten auf das Publikum eine gewisse Wirkung ausüben, denn wir finden sie in allen Werken der Zeit wieder. Im achtzehnten Jahrhundert hat sich die Mode geändert, man liebt die Natur und die Tugend; aber, du lieber Gott, welches Pathos! Ich erkläre, daß es mir stets unmöglich gewesen ist, „Die neue Héloïse" ohne Gähnen zu lesen. Ihr Stil ist unerträglich geworden, trotzdem man seinetwegen so viel Thränen vergossen, trotzdem er so viel Herzklopfen verursacht hat.

Das sollte uns wirklich zum Nachdenken veranlassen. Es gibt also in jeder litterarischen Periode eine eigentümliche Sprache, die die Mode annimmt, die jedermann bestrickt, die unmodern wird und die, nachdem sie die Bücher berühmt gemacht hat, dieselben ebenso der Vergessenheit überliefert. Aber wir müssen doch einmal unsere Sprache haben. Unglücklicherweise werden wir von der unsern durchaus nicht verletzt, während wir die Lächerlichkeiten der Sprachen früherer Epochen klar und deutlich erkennen; im Gegenteil gerade unser Laster, unsere litterarische Genußsucht, die Verrohung des Geschmackes ist es, die uns am meisten schmeichelt. Ich habe oft darüber nachgedacht, und es packt mich bei dem Gedanken, daß gewisse Sätze,

Digitized by Google

die ich heute mit großem Vergnügen schreibe, in hundert Jahren Lachen erregen werden, ein gelinder Schauder.

Das Schlimmste ist, ich bin schließlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Sprache unserer Zeit, dieser der Mode unterworfene Stil, welcher notgedrungen altern muß, gleichsam eine der entsetzlichsten Verirrungen der französischen Sprache bleiben wird. Das läßt sich mit ziemlich mathematischer Gewißheit voraussagen. Was besonders altert, das sind die Bilder. Das Bild bestrickt, so lange es neu ist. Wenn es dann von einer bis zwei Generationen gebraucht ist, wird es ein Gemeinplatz, ein Plunder, eine Lächerlichkeit. Man sehe Voltaire mit seiner trockenen Sprache, seiner nervösen Satzbildung ohne Adjektive, die erzählt und nicht schildert; er bleibt ewig jung. Man betrachte Rousseau, der unser Vater ist, man betrachte seine Bilder, seine leidenschaftliche Rhetorik; er hat Seiten, die geradezu unerträglich sind. Wir also, die wir Sätze wie Marmor feilen und von den Worten den Duft der sie ausdrückenden Gegenstände verlangen, haben Rousseau überholt. Das alles packt uns, wir finden es ausgezeichnet, es ist vollendet schön. Aber was werden unsere Enkel dazu sagen? Ihre Art und Weise zu fühlen wird sich geändert haben, und ich bin überzeugt, einzelne unserer Wendungen werden ihnen Entsetzen einflößen. Fast alles wird dann veraltet sein. Ich will niemand nennen, aber ich habe mich oft gefragt, wem von uns gegenüber die Nachwelt sich streng zeigen wird, und ich glaube, gerade die größten werden am schlimmsten wegkommen.

Digitized by Google

Zu viel Jargon, und zwar ein um so unangenehmerer Jargon, als er formell selten vollendet ist; — das ist meine Meinung von unserer litterarischen Zeit. Nicht durch einen schönen Stil wird ein Buch lebenskräftig, ist es menschlich und in einfacher, genauer Form geschrieben, dann können die Leser aller Zeiten daran Gefallen finden. Wir müßten uns aller Manierirtheit entwöhnen und vor allem nicht glauben, daß man die Unsterblichkeit herbeizwingt, weil man die Wiederholung von Worten vermieden und die Kommatas auf einer Seite gezählt hat. Ich gestehe übrigens gern, daß es durchaus nicht leicht ist, sich aus seiner Zeit zu befreien, und daß es ziemlich schwierig ist, zu sagen, ohne Furcht sich zu täuschen, das wird altern, und das wird nicht altern. Aber ich kann immerhin sagen, wer für mich der gute Schriftsteller ist. Eine Sprache ist eine Logik. Man schreibt gut, wenn man einen Gedanken oder eine Empfindung mit dem richtigen Worte ausdrückt. Alles andere bleibt Zierat und Flitter, die starke Empfindung dessen haben, was man spricht, und diese Empfindung mit der größten Kraft und Einfachheit wiederzugeben, das ist die ganze Kunst des Schreibens. Es ist schon sehr gut, wenn man persönlich fühlt und eigene Empfindungen besitzt; ich bemerke sogar noch, diese Gabe schafft die Meister. Aber es ist außerdem noch die Fähigkeit des genauen Ausdrucks nötig. Je deutlicher wir sein werden, je weniger litterarische Feinschmecker wir werden, je fester wir das Leben anpacken, desto mächtiger und ewig jung werden wir bleiben,

Digitized by Google

und ein Hauch der Wahrheit wird uns durchströmen.

Will man wissen, welchen Stil ich mir eigentlich wünsche? Ich stehe, ach, zu sehr in der Zeit, ich stehe zu sehr mit den Füßen in der Romantik, um auch nur daran zu denken, gewisse künstlerische Vorurteile vollständig abzuschütteln. Unsere Kinder werden diese Arbeit übernehmen. Ich möchte also all unsere Feinheiten nervöser Schriftsteller, die glücklichen Einfälle, die schillernden Beiwörter, die klingenden Phrasen beibehalten. Aber ich möchte an diesen so launisch gearbeiteten, mit Zierat aller Art überladenen Stil die Art anlegen, eine Lichtung schlagen, um zu größerer Klarheit zu gelangen. Weniger Kunst und mehr Festigkeit. Eine Rückkehr zur bündigen und klaren Sprache des siebenzehnten Jahrhunderts, eine beständige Anstrengung, daß der Ausdruck nicht die Empfindung überrage. Mit einem Wort, wir sind Melodiker, sehr geschickte Musiker, welche entzückende Variationen auf die bekanntesten Melodien spielen. Wir singen: „Im Mondschein" und verstärken diese Worte durch Triller von so herrlichem Klang, durch so ungeahnte Orgeltöne, daß man die Melodie nicht mehr erkennt und doch der Vernichtung zujauchzt. Nun wohl, ich wünschte, wir wären weniger glänzend und besäßen festeren Boden. Diese Speise ist ein wenig kindlich. Das sind künstlerische Leckerbissen, welche vom menschlichen Standpunkt aus keinerlei Bedeutung haben. Gewiß, es ist köstlich, es ist ausgezeichnet; wir werden in unserer Litteratur hübsche

Spielsächelchen haben; aber mir wäre es doch lieber, wir hätten kräftige Werke.

Die Fremden verstehen unsere Sorgen um den Stil durchaus nicht. Ich habe darüber mit Deutschen und Engländern gesprochen; nie hat eine ähnliche Bewegung in ihren Litteraturen stattgefunden. Die größten englischen Romanschriftsteller, Dickens unter anderen, haben ganz nach ihrem Belieben geschrieben, ohne über die Interpunktion nachzudenken. Die Deutschen sagen eben, was sie zu sagen haben, etwas weitschweifig freilich, aber das ist ihr Stil. Wir allein zerbrechen uns seit Rousseau den Kopf, um aus den Worten einen eigenartigen Kunststil abzuleiten. Den Ideen unserer sprachreinigenden Schriftsteller entspricht nicht einer unserer Klassiker; hier und da geht noch ein Satz durch; aber die verschwenderisch angewandten „Wer" und „Was" verderben den Rest, die Perioden verwickeln sich wie Stricke, die Beiwörter sind schlecht gewählt und farblos. Und man sehe die Inkonsequenz: von den Schriftstellern des siebenzehnten Jahrhunderts ist der einzige, den unsere an der vollkommenen Kunst krankende Generation anerkennt und bejubelt, gerade Saint-Simon der ungenaueste, aber auch der originellste Prosaist.

Die Liebe zur Persönlichkeit wird uns hoffentlich retten. Wenn man die Bilanz unseres Zeitalters zieht, so wird man viel Ballast über Bord zu werfen haben. Der Wust von zwanzig und dreißig Bänden ließe sich vielleicht auf einige Seiten beschränken. Aber man wird auf dem Grunde dieser albernen

Digitized by Google

Produktion eine schöne, künstlerische Thätigkeit, ein herrliches Aufsprießen mächtiger Temperamente finden. Und die noch in künftigen Generationen wirken werden, das werden gerade die sein, die selbständig gefühlt und eine neue Empfindung überliefert haben. Die anderen hingegen, die mit mehr oder weniger Geschicklichkeit sich der Mode anpassen, werden gewiß vollständig vergessen sein, denn sie haben nur die landläufige Sprache geredet, ohne dieselbe jemals mit dem belebenden Hauch einer Persönlichkeit zu erfüllen.

VIII. *)

Jetzt, da der Lärm über den durch die eben gelesene Studie erregten Streit sich beruhigt hat, will ich die Geschichte derselben kurz zusammenfassen und mein letztes Wort aussprechen. Es folgen jetzt kurz die Thatsachen.

Seit drei Jahren schicke ich einer russischen Revue, dem „Messager de l'Europe", jeden Monat etwa zwei Druckseiten. Es sind Chroniken, manchmal Novellen, meistens litterarische Studien. Natürlich halte ich in Rußland die Ideen aufrecht, die ich im „Voltaire" verteidige; und ich ergriff die Gelegenheit, um meine ganze Dankbarkeit diesem großen Lande zu beweisen, das mich liebreich aufnahm und anerkannte, als man

*) Ich schreibe hier zur Vervollständigung meiner Studie über die zeitgenössischen Romanschriftsteller den Artikel, den ich als Antwort auf die wütenden Angriffe, die diese Studie gegen mich entfesselte, im „Voltaire" veröffentlichte.

Digitized by Google

mir in Frankreich die Pforten schloß und mich in den Kot zog. Wenn ich also vom Theater sprach, so nahm ich die im „Bien public“ und im „Voltaire“ veröffentlichten Artikel; berichtete ich über die jährlichen Salons, so nahm ich die im Jahre 1866 im „Événement“ begonnenen Referate; beschäftigte ich mich endlich mit dem Roman, so sprach ich zuerst in langen Studien meine ganze Bewunderung für Balzac, Stendhal, Gustave Flaubert, Edmond und Jules de Goncourt und Alphonse Daudet aus; dann prüfte ich in einem andern Artikel die Gesamtheit der zeitgenössischen Romanschriftsteller, ohne die Absicht zu haben, sie alle bei Namen zu nennen, ich bewilligte jedem von ihnen eine kurze Note und beurteilte sie von dem Gesichtspunkte aus, von dem aus ich sie stets betrachtet habe.

Die letzte Studie über den zeitgenössischen Roman war in Petersburg im Jahre 1878 erschienen. Im Oktober faßte ein Redakteur der „Schweizer Universalbibliothek und Revue“ den allgemeinen Inhalt zusammen, ohne die Worte genau zu übersetzen. Das war schon bei mehreren anderen meiner im „Messager de l'Europe“ erschienenen Studien geschehen, und ich hielt mich nicht lange mit der Uebersetzung auf. Das Manuskript war an mich zurückgekommen, schlummerte mit den anderen in einer Schublade und wartete darauf, daß ich es noch ein wenig zurichtete, bevor ich es in Paris in Buchform erscheinen ließe; da, am 15. Dezember, mehr als sechs Wochen nach der Veröffentlichung der Uebersetzung, schleuderte ein Redakteur des „Figaro“ in der ersten Spalte der ersten

Digitized by Google

Seite eine regelrechte Denunziation gegen mich. Er schrie: „Haltet den Halunken!“ und rief seine Kollegen mit verzweifelter Stimme zu Hilfe, um mich wie eine bösartige Bestie zu Tode zu hetzen. Der Artikel klagte mich an, ich hätte den Leuten unter einer Maske die Ehre abgeschnitten und sie besudelt, und nannte mich schließlich einen „Zeilenschinder“.

Ich war, das gestehe ich, ein wenig über den heftigen und unerwarteten Angriff überrascht. Zeilenschinder war gemein. Ich habe wohl oft von meinen Kollegen sagen können, sie haben kein Talent, aber ich habe sie niemals Zeilenschinder geschimpft. Das Erstaunlichste war, der Redakteur warf mir vor, ich lasse die Gebräuche der Höflichkeit außer acht. Es wurde mir etwas schwer, eine solche Denunziation ruhig zu ertragen; ich faßte den Entschluß, auf Artikel und Briefe direkt gar nicht mehr zu antworten, denn das verwirrt alles und bringt die Wahrheit nicht um einen Schritt weiter; aber der Fall war ganz eigentümlich, ich mußte auf der Hut sein. Die einzige Antwort, die mir logisch und mutig erschien, war, sobald man den Artikel denunzirte, nicht länger zu warten, sondern ihn unmittelbar der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ich machte also dem „Figaro“ das Anerbieten, meine Studie über den zeitgenössischen Roman zu veröffentlichen, was dieser auch annahm. Die Studie erschien in der Beilage der Zeitung vom 22. September.

Mit einem Wort, die Sache ärgerte mich, denn ich war gezwungen, meine Arbeit so herauszugeben, wie ich sie für Rußland abgefaßt hatte. Ich hätte mir

Digitized by Google

nicht erlaubt, ein Komma daran zu ändern, denn ich handelte in gutem Glauben. Es gibt wohl keinen Journalisten, der nicht weiß, wie man Korrespondenzen verfertigt. Manchmal vernachlässige ich ganz natürlich den Stil der Studie, die ich dem „Messager de l'Europe" einsende. Die Sache muß übersetzt werden, und es ist unnütz, Feinheiten zu suchen, die sich in der Uebersetzung doch verlieren würden. Später, wenn ich den französischen Text veröffentliche, nehme ich mir stets vor, gewisse Stellen zu überarbeiten, die Wiederholungen auszumerzen, die weniger gelungenen Sätze, kurz, alle Unebenheiten eines ersten Entwurfes verschwinden zu lassen. Mit einem Wort, ich hatte mich bis dahin nur im Negligé gezeigt.

Andererseits ist es doch ganz klar, daß, wenn ich einen Artikel für Rußland schreibe, ich ihn etwas anders schreibe als für Frankreich. Ich habe da unten ein ganz eigentümliches Publikum, das über unsere Litteratur ganz gut unterrichtet ist, aber Beweise und Thatsachen verlangt, die man für kindisch und sonderbar halten würde, wollte ich sie in Paris geben. Wenn ich von einem Manne spreche, so verlangt man von mir sein Bild, seine Gewohnheiten und fordert Anekdoten; beschäftige ich mich mit dem Buchhandel und der Presse, ja selbst mit den französischen Sitten, so will man Statistik, Ziffern, namentlich Ziffern. Und ich wiederhole es, das weiß jeder Journalist, es ist das Abc seines Handwerks.

So mißhandelte man mich, man zwang mich, meine Studie zu veröffentlichen, wie ich sie für

Digitized by Google

das Ausland geschrieben hatte, ohne mir zu erlauben, sie noch einmal durchzusehen. Das hätte mich nicht gerührt, hätten sich die Leser auf den Standpunkt der Logik gestellt. Aber ich ahnte, daß man die Sache wie gewöhnlich umkehren würde.

In der That hat meine Studie anscheinend einen furchtbaren Lärm unter meinen Kollegen erregt. Die Aufregung war so groß, daß ich sie in dem Winkel, in dem ich lebe, nicht so recht begriff. Was brauchten sie sich denn, zum Teufel, um die Art und Weise zu kümmern? Ich sagte allerdings in meiner Weise, wie ich über einzelne dachte, und erlaubte mir, sie zu beurteilen, aber wer hat wohl Grund zur Aufrichtigkeit, wenn nicht ich, mit dem man stets so brutal verfahren ist? Ich glaubte nicht, meinen litterarischen Anstand vernachlässigt zu haben; ich habe niemand Zeilenschinder genannt. Meine Freunde hätten die Aufgabe gehabt, mir die Augen zu öffnen, indem sie mir die Artikel schickten. Mein Gott, das war doch ganz einfach; man klagte mich rundweg an, ich hätte meine Feder einem Verleger verkauft. Man behauptete, meine Studie wäre eine Geschäftsreklame. Die litterarische Frage wandelte sich in eine Krämerfrage um. Der Fall war wirklich entsetzlich, und ich schäme mich ein wenig darüber.

Sehen wir uns doch diesen Scherz einmal näher an, er ist komisch und auch traurig. Man hat vergessen, hinzuzufügen, daß Herr Georges Charpentier mir zehntausend Francs gegeben hat. Wenn mir jetzt ein gegnerischer Verleger zwanzigtausend Francs bieten

Digitized by Google

würde, ich sähe mich vielleicht veranlaßt, ihm einen Artikel zu schreiben. Es handelt sich nur noch um die Preisfrage, der Zeilenschinder wird zum Lumpen, ein hübsches kritisches Gebahren!

Man begreift, daß es sechs langer Wochen bedurfte, um ein solches Ei auszubrüten. Die Sache muß entschieden in irgend einer Kneipe entstanden sein. Nach genauer Prüfung hatte man bemerkt, daß ich die Romanschriftsteller, deren Werke von Georges Charpentier veröffentlicht werden, günstig beurteilte, während ich den Autoren eines andern Verlegers gegenüber, sagen wir des Herrn X..., streng war. Die verletzte litterarische Eitelkeit, welche austoben mußte, hatte damals die bedrohten pekuniären Interessen in Frage gezogen. Das war der Gipfel der Trostlosigkeit; das Haus X... schwankte, ich konnte den Verkauf beeinflussen. Man mußte mich schnell ein wenig brandmarken, mir die Etikette eines litterarischen Agenten auf den Rücken kleben, um meine Propaganda aufzuhalten. Das ganze Haus X... stürzte sich auf mich, es war zum Lachen.

Nun ja, ich bewundere Gustave Flaubert, Edmond und Jules de Goncourt und Alphonse Daudet sehr, die in meiner Richtung herrliche Bücher geschrieben haben; ich verabscheue durchaus nicht André Theuriet, die einzige anregende Erscheinung, die im gegnerischen Lager aufgetaucht ist. Alle diese Romanschriftsteller sind bei Georges Charpentier erschienen. Nun wohl, Herr Georges Charpentier war eben sehr intelligent, da er sie an sich zu fesseln verstand. Sie sagen, ich mache ihm eine Reklame, aber ich bin ganz entzückt,

Digitized by Google

daß ich es thue. Er hat die Kühnheit gehabt, aus uns eine Gruppe zu bilden und gerade in dem Augenblick, als wir die Thüren noch vor uns verschlossen fanden. Ich spreche namentlich von mir, der ich überall zurückgestoßen wurde. Sie zwingen mich, die geschäftliche Frage zu berühren, gut, berühren wir sie. Heute nach einem sehr schwierigen Absatz wird das Geschäft gut. Wir sind entzückt darüber, und um so entzückter, als das Haus X... entsetzt ist. Was ist denn Erstaunliches dabei, daß ich meine Lieblingsschriftsteller bei einem Verleger finde, der sich die Mühe gegeben hat, einen nach dem andern aufzusuchen, und sein Vermögen an ihr in Frage gestelltes Talent wagte. Sie müssen doch irgendwo verlegt werden, und sie werden gerade da verlegt, wo größere litterarische Freiheit und Intelligenz vorhanden ist.

Wer wird wohl glauben, daß ich das schmähliche Handwerk eines litterarischen Agenten ergriffen habe? In meiner Studie habe ich Ziffern angegeben, ich habe bei einzelnen Schriftstellern die Zahl der Auflagen angegeben, in denen ihre Werke verkauft wurden; diese Ziffern hat man benützt, um mich anzuklagen, ich hätte im Auslande eine unanständige Konkurrenz getrieben. Man merke wohl, daß die von mir angeführten Zahlen ganz ungeheuer sind. Dreißigtausend, hunderttausend, nur zwei- oder dreimal habe ich niedrigere Zahlen angegeben. Man glaubt zu träumen; ich frage mich, ob denn das der Gipfel der Albernheit oder der Gipfel der Böswilligkeit ist.

Wie! ich habe nur gesagt, was jedermann auf

Digitized by Google

dem Deckel der Romane, die in den Schaufenstern der Buchhändler ausliegen, feststellen kann; darum soll ich mich einer schimpflichen Handlung schuldig gemacht haben! Ich habe es für Rußland gethan, welches von mir Ziffern, thatsächliche Beweise, eine Arbeit über den Geschmack des französischen Publikums verlangt, die unbedingt noch umgeändert worden wäre, hätte ich sie für eine in Paris veröffentlichte Revue verfaßt, und diese Arbeit legt man mir als Verbrechen aus. Man thut, als sähe man nicht den eigentümlichen Standpunkt, auf dem ich stehe, man verweigert mir das Recht, den buchhändlerischen Vertrieb als einen bestimmten Merkstein für die Umwandlungen anzugeben, welche die Ansichten der Leser annehmen. Worüber beklagt man sich denn? Diesmal geht man wirklich über das Ziel hinaus, man will mich gar zu unanständig machen.

Darnach hätte ich mir wohl, bevor ich die Feder ergriff, folgende Rede gehalten: „Der und der Kollege von mir verkauft bis zu zwölftausend Exemplaren, ich werde erklären, er verkaufe nur vierhundert; ich werde ihn vollends zu Grunde richten, und seine Leser werden zu mir kommen." So etwas bindet einem die Arme. Was soll ich darauf antworten? Ich habe bereits vierzehn Jahre harter Arbeit hinter mir, ich habe mir mit Mühe und Not das Brot, das ich esse, erworben und bin in der Achtung der Litteratur und in dem Ehrgeiz, ein Werk zu hinterlassen, groß geworden.

Man denke sich einen anständigen Menschen, der ruhig seines Weges geht, und hinter dem laut her-

Digitized by Google

geschrieen wird: „Haltet den Dieb, haltet den Dieb, erdrosselt ihn, befreien wir uns von ihm!“ Dieser Mensch bin ich. Ich blieb verdutzt, der Dieb soll ich sein, aber weshalb? Man sagte mir, es solle ein Komite gegründet werden, um den Fall zu beurteilen; das hätte ich wirklich sehen mögen. Nachdem ich vor Ueberraschung in die Luft gesprungen bin, soll ich also noch an Lachkrämpfen sterben?

Die Ruhigsten sind am verächtlichsten. Sie beschuldigen mich, ich sehe in der Litteratur nur eine Geldfrage. Diese Leute haben herausgefunden, ich sei ein Anbeter des Erfolges. Ein brillanter Fund, der ihrer Beobachtung und Analyse alle Ehre macht. Bei ihnen darf man keine bösen Gedanken haben; sie haben ein scharfes Auge und sehen einem bis auf die Seele.

Ich, ein Anbeter des Erfolges! Dabei habe ich mein Leben zugebracht, um den Erfolg zu bekämpfen. Zwanzigmal habe ich ihn an den Pranger gestellt. Ich weiß, was er wert ist, ich habe ihm niemals geschmeichelt, ich habe ihn niemals erkauft. Alle Talentvollen haben stets an mir ihren Verteidiger gefunden; als ich Erfolg errang, war ich verwirrt, und oft habe ich die Stunde herbeigesehnt, in der mir noch alles zu erobern übrig bliebe. Heute stelle ich fest, daß die große Menge der Leser zu den Naturalisten kommt, und wenn ich das thue, so fühle ich dem Publikum den Puls, nichts weiter. Ich geize nicht nach dieser Menge, weder für meine Freunde noch für mich. Aber man hat uns gesagt, unsere Bücher langweilen das Publikum und ekeln sie an, und ich antworte: „Dem ist nicht so, wie ihr

Digitized by Google

seht! Das Publikum stellt sich auf unsere Seite, ihr langweilt es!"

Aber schließlich will ich ihnen verzeihen, diese Leute wissen nicht, was sie sprechen, sie haben nur ein unklares Bewußtsein dessen, was ich thue. Also würde ich sie sehr in Erstaunen setzen, wollte ich ihnen erklären, daß meine Studie über den zeitgenössischen Roman, den sie mich einzeln zu veröffentlichen gezwungen haben, zu einer Sammlung logisch verknüpfter Studien gehört, deren Zusammenhang in einem Bande folgerichtig festgestellt ist. Balzac und Stendhal stehen an der Spitze; dann kommen Gustave Flaubert, Edmond und Jules de Goncourt, Alphonse Daudet. Nun wird alles klar und steht am richtigen Platze.

Jetzt sieht man ein, daß ich für eine Idee kämpfe, und hat die Erklärung für mein Verhalten. Dabei ist dieses Verhalten klar und offen, es müßte allen in die Augen springen.

Aber nein, was die Leute gerade empört, ist der Umstand, daß ich ein logischer Mensch bin, daß ich einem kritischen Temperament gehorche, in dem die Urteile in allen Dingen zusammenhängend sich verbinden. Man will mich nicht verstehen, weil ich außerhalb der Alltäglichkeit, der Kompromisse und der vollständig fertigen Formeln der landläufigen Kritik stehe. Seit zwölf Jahren beschäftige ich mich hiermit, man könnte glauben, sie hätten begriffen und sich daran gewöhnt. Aber nichts davon, jedesmal derselbe Lärm, dieselbe Uebertreibung, dasselbe Heulen der verletzten Eitelkeit. Das erstemal war es im Jahre

Digitized by Google

1866 bei der Gemäldeausstellung; man hätte mich fast erwürgt. Das zweitemal wegen des Theaters; meine Feuilletons im „Bien public" hetzten die ganze Kritik auf mich, man zuckte die Achseln, lachte und pfiff. Heute wegen der Romanschriftsteller. Man bemerke wohl, daß ich in den drei Fällen dieselbe Sache wiederholt habe. Mein Handwerkszeug hat sich nicht geändert, die Wirkung war gewiß, die Leute ärgern sich und werfen mir die gemeinsten Absichten vor. Wäre es nicht an der Zeit, mir gegenüber ein wenig vernünftiger zu sein, wenigstens zu bemerken, daß ich meiner Natur gehorche, daß ich in meinem Erdenwinkel keine Infamien ausdenke, daß ich in der Malerei, in der dramatischen Litteratur, im Roman denselben Feldzug zu Gunsten einer einheitlichen Idee geführt habe? Und solch einen Mann nennt man einen buchhändlerischen Agenten!

Ich weiß übrigens, woher dieser große Zorn stammt, ich habe laut gesagt, was viele Leute leise dachten. Man hat in der Presse gewissen Persönlichkeiten gegenüber Gewohnheiten angenommen; sie sind sympathisch geworden, das heißt, man wiederholt von ihnen dieselben wohlwollenden Phrasen. Ich habe die nackte Wahrheit gesagt, daher die Aufregung. Fügt man meinen Mangel an Achtung für erworbene Positionen hinzu, meinen Haß vor der Konvention, meine Liebe zum Leben und zur Originalität, so wird man sich diese ganze Wut erklären können. Aber ich glaube, die Schriftsteller, die am wütendsten auf mich sind, sind gerade diejenigen, von denen ich nicht gesprochen habe.

Digitized by Google

Ein letztes Wort über eine Legende, die über mich im Schwange ist: man betrachtet mich als Größenwahnsinnigen. Wenn ich anderen die Wahrheit sage, so erstickt mich der Hochmut. Ich will mich als Triumphator auf die Leichname aller meiner von mir dahingemordeten Kollegen setzen. Das ist wieder so ein Zug guter Beobachtung und Analyse.

Mein Hochmut kann zwei Seiten haben: entweder ich wäre überzeugt oder ich wäre ein Charlatan. Ueberzeugt? Aber leider besitze ich zu viel kritischen Sinn. Ich möchte wohl überzeugt sein, ich wäre der erste Mann des Jahrhunderts. Der Schriftsteller, welcher zu dieser Ueberhebung gelangt, lebt in einer erhabenen Sphäre. Er hält Reden vor dem Spiegel, er wird Gott. Unglücklicherweise weine ich noch vor Wut über meine Manuskripte. Ich nenne mich zwanzigmal am Tage einen Idioten, ich gebe nicht ein Buch heraus, ohne es für schlechter als seine Vorgänger zu halten. Ich müßte also ein Charlatan sein, damit mein Feldzug mich zu dem Resultate brächte, über alles die Achseln zu zucken. Nun wohl, wagen die Charlatane, sich in ein solches Wirrsal von Freimütigkeit zu verstricken? Man sehe sich die Leute an, die zu Ehren und Stellungen gelangen, und man wird begreifen, daß ich auf alles verzichtet habe. Ich bin nichts, nicht einmal Schüler, ich bin gar nichts, nicht einmal Mitglied des Schriftstellerverbandes.

Digitized by Google

Anmerkungen.

Stendhal.

Zu Seite 6. Borgognone, Ambrogio Stephano di Borgognio oder Fossano, italienischer Maler, 1454—1523.

Zu Seite 6. Wouvermann, Philipps, niederländischer Maler, 1619—1668.

Zu Seite 6. Salvator Rosa, berühmter italienischer Maler, zugleich Dichter und Tonkünstler, 1615—1673.

Zu Seite 8. Maistre, Xavier de, französischer Schriftsteller 1763—1852, von seinen Werken sind hervorzuheben: „Der Aussätzige von Aosta", „Die Gefangenen des Kaukasus" und der humoristische Roman „Die Reise um mein Zimmer" (1794).

Zu Seite 16. Condillac, Etienne, Bonnot de Mabelly, französischer Philosoph; Begründer des Sensualismus, 1715—1780.

Zu Seite 35. Bassompierre, François, französischer Marschall, berühmt durch seine Liebesabenteuer (1579—1646). Seine Memoiren (Journal de ma vie) bilden einen interessanten Beitrag zur Geschichte seiner Zeit.

Zu Seite 48. Etienne, François, Herzog von Choiseul d'Amboise, Marquis von Stainville, französischer Staatsmann, Günstling der Pompadour, 1719—1785.

Digitized by Google

Zu Seite 48. Gregor Alexandrowitsch Potemkin, Günstling der Kaiserin Katharina II. von Rußland, auf welche er Jahrzehnte hindurch einen unheilvollen Einfluß übte (1739—1791).

Zu Seite 63. Barbey d'Aurevilly, Jules, französischer Kritiker und Romanschriftsteller. Seine Schriften zeichnen sich durch persönlichen Stil und scharfe Polemik aus (1808—1889).

Balzac.

Zu Seite 73. Balzacs Korrespondenz ist in dem letzten Bande, der in den Jahren 1869—1875 erschienenen Gesamtausgabe seiner Werke enthalten und umfaßt die Zeit aus den Jahren 1819—1830.

Zu Seite 75. Lovelace, eine Figur aus „Clarissa" von Richardson, als Don Juan-Typus früher oft citirt.

Zu Seite 76. Père-Lachaise, bekannter Kirchhof in Paris, genannt nach François d'Aix-Lachaise, Beichtvater Ludwigs XIV. (1624—1709).

Zu Seite 76. Masséna, André, Herzog von Rivoli, Fürst von Eßling, Marschall des ersten französischen Kaiserreichs, 1758—1817, einer der bedeutendsten Feldherren Napoleons I. Seine Grabstätte liegt wie die von Lafontaine und Molière auf dem Kirchhof Père-Lachaise. Seine Memoiren wurden 1849—1850 von General Koch herausgegeben.

Zu Seite 79. Latouche, Hyacinthe Fabaud de, gewöhnlich Henri de Latouche genannt, 1785—1851, ein heute vergessener Romanschriftsteller, Zeitgenosse Balzacs. Seine Hauptwerke sind: „Olivier Bousson", „Corre-

Digitized by Google

spondence de Clément XII. et de Carlin", „Selmours, le tour de faveur".

Zu Seite 94. Jules Sandeau 1811—1883 trat zuerst mit Madame Dudevant (George Sand) in dem Roman „Rose et Blanche" in die Oeffentlichkeit. Verschiedene seiner Romane waren einst viel gelesen, er ist der Verfasser des noch heute in Deutschland gespielten Schauspiels „Das Fräulein von Seiglière" und Mitarbeiter des berühmten und feinsinnigen Lustspiels von Emile Augier, „Der Schwiegersohn des Herrn Poirier" (1854). 1858 wurde er Mitglied der Akademie, 1859 Bibliothekar in St. Cloud.

Zu Seite 102. Léon Gozlan, französischer Romanschriftsteller und Dramatiker, 1803—1866; er verfaßte eine große Reihe von Romanen und Dramen mit wechselndem Erfolge. Er schrieb auch ein Werk über Balzac: „Balzac chez lui".

Zu Seite 102. Frédéric Lemaître, beliebter französischer Schauspieler (1800—1876).

Zu Seite 106. Charles Nodier, berühmter französischer Schriftsteller, Vorläufer der romantischen Schule, geboren 1787 zu Besançon, gestorben 1844 zu Paris als Oberbibliothekar am Arsenal. Nodier war eine vielseitige, schöpferische Natur und als Naturforscher, Grammatiker, Dichter, politischer und Romanschriftsteller von hervorragender Bedeutung. Von seinen historischen Werken ist „Das letzte Bankett der Girondisten" und sein Roman „Die Proskripirten" und „Jens Hogar" hervorzuheben.

Zu Seite 107. Alexander Soumet, französischer Dramatiker, 1788—1845, wußte stets der herrschenden Regierung sich anzuschließen und aus der jeweiligen Zeitströmung seinen Nutzen zu ziehen, wurde 1824 Mitglied der Akademie. Von Interesse ist, daß er 1828 unter dem

Digitized by Google

Titel „Elisabeth de France“ eine Bearbeitung von Schillers „Don Carlos“ herausgab.

Zu Seite 109. Herzog Paul von Noailles, 1802—1885, französischer Geschichtsschreiber und seit 1849 Mitglied der Akademie.

Zu Seite 109. Littré (Maximilian Paul), berühmter Lexikograph und philosophischer Schriftsteller, 1801—1881. Seit 1874 Mitglied der Akademie. Von seinen Werken sind zu nennen: „Dictionnaire de la langue française“, „Histoire de la langue française“, sowie seine umfangreichen Arbeiten zur Philosophie des Positivismus.

Zu Seite 113. Michel Lévy, 1821—1875. Begründer der berühmten französischen Verlagsbuchhandlung.

Zu Seite 114. Champfleury, eigentlich Jules Fleury Husson, 1821—1889. Satiriker und Romanschriftsteller, einer der Hauptvertreter der realistischen Schule.

Zu Seite 114. Méry, Joseph, französischer Dichter, 1798—1866, ein äußerst geistvoller Mann mit feuriger Phantasie und umfassender Belesenheit, gab mit A. Barthélémy berühmt gewordene politische Satiren heraus.

Zu Seite 114. Emile de Girardin, französischer Publizist und Lustspieldichter, machte sich in den sechziger Jahren durch seine Preußenfresserei berüchtigt, verheiratet von 1831—1855 mit der Dichterin Delphine Gay.

Zu Seite 115. Charles de Bernard; eigentlich Charles Bernard du Grail de la Villette; Romanschriftsteller und begabter Schüler Balzacs, 1805—1850. Er schrieb unter anderem die Novelle „Die Frau von vierzig Jahren“.

Zu Seite 122. Daniel O'Connell, berühmter irischer Agitator, 1775—1847, seine Staatsreden wurden von

Digitized by Google

seinem Sohne John O'Connell unter dem Titel: „Life and speeches of Daniel O'Connell". 1846 herausgegeben.

Zu Seite 138. St. Beuve; über St. Beuve schrieb Emile Zola einen größeren Essay, gesammelt in den „Documents humains".

Zu Seite 138. Jules Janin, bekannter französischer Kritiker aus dem Lager der Romantik, 1804—1874. Seit 1870 Mitglied der Akademie. Vergleiche den Aufsatz von Zola „Jules Janin et Balzac" in „Le roman expérimental".

Zu Seite 146. Charles Hippolyt Castille, Romanschriftsteller und Journalist, geboren 1820 in Montreuil, machte sich auch auf politischem Gebiete durch Gründung mehrerer Zeitschriften bemerkbar.

Zu Seite 147. Louis Gabriel, Ambroise Vicomte de Bonald, Staatsmann und Publizist, berühmter Reaktionär, 1753—1840.

Zu Seite 147. Pigault-Lebrun, eigentlich Charles, Antoine Guillaume P. Aeußerst fruchtbarer Romanschriftsteller und Dramatiker, dessen Werke sich sowohl durch charakteristische Schilderungen wie durch Frivolität auszeichnen, 1753—1835.

Flaubert.

Zu Seite 186. Schlacht bei Eryx, ein zur Zeit der punischen Kriege vielumkämpfter Ort am östlichen Abhang des gleichnamigen Berges im westlichen Sizilien; wurde 261 von Hamilkar zerstört.

Zu Seite 187. Tanis, altägyptische Stadt im nordöstlichen Nil-Delta, bestand bereits unter der sechsten Dynastie

Digitized by Google

um die Mitte des dritten Jahrtausends vor Christi. Später wurde sie Residenz der großen Herrscher aus der neunzehnten Dynastie. Ramses II. erbaute hier einen großartigen Tempel dem Kriegsgotte Set.

Zu Seite 187. Suffet (Richter), oberste Magistratspersonen in Karthago.

Zu Seite 193. Hilarion, der Heilige, der das Mönchswesen in Syrien begründet haben soll. Er hat nach dem Roman des Hieronymus, der Vita Hilarionis, den heiligen Antonius in der Wüste besucht und selbst zweiundzwanzig Jahre in der Wüste gelebt.

Zu Seite 202. Charpentier, berühmter Pariser Verlagsbuchhändler, bei dem sämtliche Werke von Zola erschienen sind.

Zu Seite 202. Médan, ein Departement-Arrondissement, Sommeraufenthalt Zolas.

Zu Seite 202. Guy de Maupassant, geb. 1850 auf Schloß Micomesul, bedeutender Romanschriftsteller aus der Schule Flauberts und Zolas; er verfiel Anfang 1892 in eine Geisteskrankheit.

Zu Seite 203. Mantes, Hauptstadt des Arrondissements Seine-et-Oise, an der Seine.

Zu Seite 212. Bouilhet, Louis, französischer Dichter, Flauberts Jugendfreund, wurde am 27. Mai 1824 geboren, veröffentlichte eine Reihe von Gedichten und versifizirten Dramen, die wegen ihres blühenden Stils, ihres Bilderreichtums und ihres glänzenden Rhythmus einst berühmt waren. Er starb 1869 in Rouen.

Zu Seite 213. Han d'Islande, ein Roman Victor Hugos aus dem Jahre 1823. Bemerkenswert, weil der Dichter sich mit demselben zum erstenmale von der klassischen Richtung frei machte.

Digitized by Google

Zu Seite 219. Feydeau, Ernefte, Schriftſteller, geboren 16. März 1821 zu Paris; intimer Freund Flauberts. Verfaſſer des berühmten Romans „Fanny", veröffentlichte in kurzer Zeit eine Reihe von Romanen, die ihn in den Verruf der Unſittlichkeit brachten. Er ſtarb 1873 am 23. Oktober in Paris.

Zu Seite 252. Seine Excellenz Eugen Rougon, ſechster Roman der Serie Rougon-Macquart.

Zu Seite 258. Charivari. Die Bedeutung des Wortes entſpricht unſerem „Miſchmaſch". In übertragender Bedeutung wurde das Wort als Titel eines 1832 zu Paris an Stelle des früheren „Nain jaune" gegründeten politiſchen Witzblattes „Le Chari vari" verwendet, das ſpäter zur Zeit Louis Philipps eine gewiſſe Rolle in Paris ſpielte.

Jules und Edmond de Goncourt.

Zu Seite 274. Mérimée, Proſper, hervorragender Schriftſteller der romantiſchen Schule, geboren 1803 in Paris, intimer Freund der Mutter der Kaiſerin Eugenie, Gräfin Montijo. Seine bekannteſten Werke ſind: „Carmen", „La dame de pique", „Colombe", „Matteo Falcone", er war Verfaſſer verſchiedener kunſtwiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Werke, ſtarb 1870 in Cannes, kurze Zeit nach der Schlacht von Sedan.

Zu Seite 286. Chardin, Jean Baptiſte Siméon, Maler, geboren 1698, geſtorben 1779.

Zu Seite 286. Fragonard, Jean Honoré, 1732 bis 1806, berühmter Maler.

Zu Seite 304. Thomas Reid, ſchottiſcher Philoſoph, 1710—1796. Er iſt der Urheber der Philoſophie des

Digitized by Google

gesunden Menschenverstandes, Begründer der sog. schottischen Philosophenschule.

Zu Seite 304. Stewart gehörte der ebengenannten schottischen Philosophenschule an, geboren 1753 zu Edinburgh, gestorben 1828 daselbst.

Daudet.

Zu Seite 313. Charles August Louis Joseph, Herzog von Morny ist der natürliche Sohn der Königin Hortensia von Holland. Er wurde 1811 zu Paris geboren. Unter Louis Napoleon spielte er eine einflußreiche Rolle, leitete als Minister des Innern den Staatsstreich von 1852 und wurde 1854 zum Präsidenten des gesetzgebenden Körpers ernannt. Er starb 1865.

Zu Seite 350. Argenton, Stadt im französischen Departement Indre.

Zu Seite 350. Indres, Ortschaft mit bedeutenden Eisenwerkstätten auf einer Insel der Loire, gehört zur Gemeinde Indre.

Zu Seite 351. Chaumont, ein Bergrücken nördlich hinter Neuchâtel.

Zu Seite 351. Saint-Mandé, ein Dorf im französischen Departement Seine, Vorort von Paris mit vielen prächtigen Villen.

Zu Seite 355. Ambigu, Theater in Paris.

Zu Seite 356. Arles, altertümliche Stadt am linken Rhoneufer.

Zu Seite 358. La Camargue, Insel des Rhone-Deltas, im Besitze von Leuten aus Arles und Saintes-Maries de la Mer.

Digitized by Google

Zu Seite 397. Neſtor Roqueplan, franzöſiſcher Journaliſt, 1804—1870, wegen ſeines leichten, ſchlagfertigen und witzigen Stils berühmt.

Die zeitgenöſſiſchen Schriftſteller.

Zu Seite 411. Hector Henri Malot, Romanſchriftſteller, am 20. Mai 1830 zu La Bouille bei Rouen geboren, widmete ſich nach Abſolvirung des Studiums der Rechte der Schriftſtellerei und verfaßte ſeit dem Jahre 1860 eine große Reihe von Romanen, die an moderne Zeitfragen anknüpfen und faſt durchweg das Gepräge des Realismus tragen.

Zu Seite 411. Ferdinand Fabre, Romanſchriftſteller, geboren 1830 zu Bedarieux, ſtudirte zuerſt Medizin bei Montpellier, um nach kurzem Aufenthalt in einem Prieſterſeminar die ſchriftſtelleriſche Laufbahn einzuſchlagen. Seine Romane zeichnen ſich durch eine hervorragende Charakteriſtik aus.

Zu Seite 422. Octave Feuillet, geboren 1820 zu St. Lô. Seit 1862 Mitglied der Akademie; von ſeinen Werken ſind zu erwähnen: „Der Roman eines jungen Mannes“ und das zu dem Repertoire der bedeutendſten deutſchen Bühnen gehörende Schauſpiel „Montjoye“.

Zu Seite 424. Erneſte Legouvé, geboren 1807 zu Paris, verfaßte zuerſt als Dozent im „Collège de France“ mehrere Werke über Frauen- und Familienfragen und widmete ſich ſodann dem Drama und höheren Luſtſpiel; im Verein mit Scribe ſchrieb er die berühmt gewordenen Luſtſpiele: „Die Erzählungen der Königin von Navarra“, „Feenhände“, „Damenkrieg“ und das Drama

Digitized by Google

„Adrienne Lécouvreur", seit 1885 ist Legouvé Mitglied der Akademie.

Zu Seite 425. Cherbuliez, Victor, geboren 1829 zu Genf, bekannt als Kunstkritiker und Romandichter, seit 1881 Mitglied der französischen Akademie.

Zu Seite 425. Buloz, François, 1803—1877, Publizist, begründete 1831 die „Revue des deux mondes".

Zu Seite 426. Ulbach, Louis, 1822—1889. Vielgelesener Romanschriftsteller und Pamphletist. Seit 1877 Bibliothekar beim Arsenal. „Monsieur et Madame Fernel" erschien 1860.

Zu Seite 427. Claretie, Jules, geboren 1840 in Limoges, veröffentlichte seit dem Jahre 1855 eine große Reihe von Romanen mit bedeutendem Erfolge, widmete sich aber später fast ganz dem Drama. 1885 wurde er Administrator der „Comédie française" und 1888 Mitglied der Akademie.

Zu Seite 427. Louis Enault, geboren 1824 zu Asigny; durchwanderte fast sämtliche Länder Europas und verfaßte außer verschiedenen Reisewerken eine große Anzahl von Romanen. 1855 erschien von ihm eine Uebersetzung des „Werther" von Goethe.

Zu Seite 428. Theuriet, André, 1833 geboren zu Marly le Roi bei Paris. Als Lyriker hervorragender wie als Romanschriftsteller; seit längerer Zeit Hauptmitarbeiter der „Revue des mondes".

Zu Seite 429. Cladel, Léon, geboren 1835 zu Montauban. Hervorragender Schilderer des französischen Bauernstandes.

Zu Seite 430. Edmond About, 1828—1885. Verfaßte außer zahlreichen Romanen auch archäologische Schriften und kunstkritische Berichte. Er gehörte zu den speziellen Günstlingen Napoleons III. Beim Ausbruch des deutsch-

Digitized by Google

französischen Krieges war er Berichterstatter für den „Soir“ leitete seit 1875 als Chef-Redakteur das „Neunzehnte Jahrhundert“, ist seit 1884 Mitglied der Akademie.

Zu Seite 436. Jules Verne, 1828 zu Nantes geboren, verwendete seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu romantisch-phantastischen Romanen, in denen er physikalisch-geographische Gesetze mit poetisch abenteuerlichen Gestalten zu verweben wußte. Seine Romane, welche, wie „Die Kinder des Kapitän Grant“, „Die Reise um die Welt in achtzig Tagen“, auch dramatisirt worden sind, haben nur geringen litterarischen Wert.

Zu Seite 437. Gustav Droz, Dichter und Maler, geboren 1832 in Paris, gab 1863 die Malerlaufbahn vollständig auf, um nach kurzer journalistischer Thätigkeit sich ganz dem Gebiet des Sittenromans und der Novelle zuzuwenden. Der Roman „Monsieur, Madame et Bébé“ erlebte in dem Zeitraum von zwanzig Jahren über hundertundzwanzig Auflagen.

Zu Seite 442. Féval, Paul, Romanschriftsteller, 1817—1887. Seine äußerst zahlreichen Romane greifen sämtlich in das Gebiet des Sensationsromanes über.

Zu Seite 443. Berthet, Elie, geboren 1815 zu Limoges, verfaßte über hundert Bände Feuilletonromane, die sich jedoch über das Niveau des Mittelmäßigen nicht erheben.

Zu Seite 443. Ponson du Terrail, Vicomte Pierre Alexis, 1829—1871. Romanschriftsteller, der vom Jahre 1850—1870 die französischen Zeitungen mit Feuilletonromanen förmlich überschwemmte.

Zu Seite 444. Richebourg, Emil, 1833 geboren zu Meuvy, lebte in Paris, wo er seit 1850 sich durch seine Familienromane in der Bourgeoisie einen großen Anhang gewonnen hat.

Digitized by Google

Zu Seite 444. Boisgobey, Fortuné du, geboren 1824 zu Grandeville. Vielgelesener Verfasser von Sensationsromanen, lebte in Paris.

Zu Seite 445. Montépin, Xavier de, geboren 1824 zu Apremont, wandte sich nach kurzer Thätigkeit als politischer Publizist dem Roman und Drama zu und verfaßte zahlreiche Romane minderwertigen Ranges.

Zu Seite 449. Le Quercy, Landschaft der Guyenne im südlichen Frankreich.

Zu Seite 449. Baudelaire, 1821—1861, machte sich durch die Uebersetzung der Werke Edgar Poes, sowie durch eine stark naturalistisch gehaltene Gedichtsammlung bekannt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google